

Bergengruen · Schriftstellerexistenz  
in der Diktatur

Biographische Quellen  
zur Zeitgeschichte

Herausgegeben im Auftrag  
des Instituts für Zeitgeschichte von  
Elke Fröhlich und Udo Wengst

Band 22

Werner Bergengruen

# Schriftstellerexistenz in der Diktatur

Aufzeichnungen und Reflexionen  
zu Politik, Geschichte und Kultur  
1940–1963

Herausgegeben  
von Frank-Lothar Kroll,  
N. Luise Hackelsberger  
und Sylvia Taschka

R. Oldenbourg Verlag München 2005

Gedruckt mit Unterstützung der ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius

Bibliographische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© 2005 Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH, München  
Rosenheimer Straße 145, D-81671 München  
Internet: <http://www.oldenbourg.de>

Das Werk einschließlich aller Abbildungen ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Bearbeitung in elektronischen Systemen.

Umschlaggestaltung: Dieter Vollendorf  
Umschlagabbildung: Werner Bergengruen 1960  
Gedruckt auf säurefreiem, alterungsbeständigem Papier (chlorfrei gebleicht)  
Gesamtherstellung: Oldenbourg Graphische Betriebe, Druckerei GmbH München

ISBN 3-486-20023-2

# Inhalt

<i>Frank-Lothar Kroll:</i>	
Werner Bergengruens Tagebuchaufzeichnungen zum Dritten Reich . . .	7
<i>N. Luise Hackelsberger:</i>	
Freiraum Schreibtisch . . . . .	21
<i>Werner Bergengruen:</i>	
Die Aufzeichnungen . . . . .	27
Dokumente . . . . .	247
Dokumentenverzeichnis . . . . .	249
I. Politische Beurteilung Werner Bergengruens 1940 . . . . .	251
II. Briefwechsel mit Herbert Hupka . . . . .	253
III. Werner Bergengruen: Jochen Klepper und seine Tagebücher . .	259
IV. Der „Fall Kolbenheyer“ . . . . .	269
V. Werner Bergengruen: Zur geschichtlichen Problematik des preußisch-russischen Verhältnisses. . . . .	272
Chronologie: Werner Bergengruen im Dritten Reich . . . . .	279
Literatur . . . . .	281
Register . . . . .	289
Personenregister . . . . .	289
Sach-, Orts-, Organisations-, Werks- und Zeitungsregister . . . . .	295

„Alles ist selbstverschuldet. Wer sich grün macht, den fressen die Zicken. Ich habe mich gruen gemacht, und da haben mich die Zicken gefressen. Sie werden nicht Ruhe geben, bis das letzte Blatt abgerupft ist. Dann werden sie sich ohne Bedauern nach einem anderen Strauch umsehen.“

Werner Bergengruen 1959

# Werner Bergengruens Tagebuchaufzeichnungen zum Dritten Reich

## I.

Der deutsch-baltische Schriftsteller Werner Bergengruen (1892–1964) zählt zu den profiliertesten Repräsentanten jener moralisch-intellektuellen Einstellung gegenüber dem nationalsozialistischen Herrschaftssystem nach 1933, für die sich, in Ermangelung geeigneter Begriffsbildungen, noch immer die seit langem geläufige Bezeichnung „Innere Emigration“ anbietet.<sup>1</sup> Im März 1937 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, war ihm seither jede schriftstellerische Betätigung in Deutschland grundsätzlich verwehrt. Er hatte jedoch über seinen Verlag – die Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg, in der auch dem Regime nahestehende Autoren publizierten – mehrfach Sondergenehmigungen und Ausnahmebescheinigungen erhalten, so daß auf diese Weise zahlreiche weitere seiner Werke ihre Leserschaft fanden. Dazu gehörte auch das wohl bekannteste Buch der „Inneren Emigration“ überhaupt: der 1935 veröffentlichte Roman „Der Großtyrann und das Gericht“, eine Parabel über den Mißbrauch der Macht in der Diktatur.<sup>2</sup>

Es war nicht zuletzt die in diesem Roman gepflegte parabelhafte, von der Technik indirekter Anspielungen und verdeckter Kritik „zwischen den Zeilen“ geprägte „camouffierte“ Schreibweise, die das widerständige Potential der zur „Inneren Emigration“ rechnenden Autoren – neben Werner Bergengruen waren dies vorzugsweise Reinhold Schneider und Ernst Wiechert – in der vom Paradigmenwechsel des Jahres 1968 dominierten literaturwissenschaftlichen und germanistischen Forschung der 1970er und 1980er Jahre in Mißkredit brachte.<sup>3</sup>

---

<sup>1</sup> Zur Wortgeschichte vgl. Gisela *Berglund*: Einige Anmerkungen zum Begriff der Inneren Emigration. Stockholm 1974. Als Alternativ-Begriffe dienen der literaturwissenschaftlichen Forschung der 1990er Jahre Wortprägungen wie z. B. „regimekritische Literatur“ oder „Literatur der Zwischenreich-Autoren“.

<sup>2</sup> Insgesamt erschienen in der Zeit des Dritten Reiches 28 Titel von Werner Bergengruen; vgl. Werkverzeichnis Werner Bergengruen. In: Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): Flucht und Vertreibung in der Literatur nach 1945. Berlin 1997, S. 123 f.; die bisher einzige Monographie über Bergengruens Einstellung zum Nationalsozialismus von Albert J. *Hofstetter*: Werner Bergengruen im Dritten Reich. Diss. Freiburg/Schweiz 1968, ist wissenschaftlich mittlerweile überholt. Wichtig weiterhin die Darstellung von Hans *Bänziger*: Werner Bergengruen. Weg und Werk. 4. Aufl. Bern/München 1983, S. 7-29; zum Ganzen auch Dieter A. *Binder*: Bergengruens Briefe nach Graz. Zur konservativen Opposition in der Kriegszeit. In: Österreich in Geschichte und Literatur 27 (1983), S. 281–306.

<sup>3</sup> Repräsentativ für diese pejorative Sichtweise z. B. Franz *Schonauer*: Deutsche Literatur im Dritten Reich. Versuch einer Darstellung in polemisch-didaktischer Absicht. Olten/Freiburg 1961; Ernst *Loewy*: Literatur unterm Hakenkreuz. Das Dritte Reich und seine

Ohne Berücksichtigung der spezifischen Kommunikationsbedingungen im Dritten Reich, die eine simple Alternative von „Dissens oder Opposition“, „offener Kritik oder Schweigen“, „Mitläuferschaft oder Kollaboration“ in dieser unvermittelten Form gar nicht zuließen, unterstellte man den „inneren Emigranten“ vielfach ganz allgemein eine „affirmative“, bei aller vermeintlichen Distanz zum Regime Hitlers letztlich doch systemkonforme Haltung – bis hin zum Vorwurf des Eskapismus, der Politik-, Realitäts- und Gegenwartsflucht sowie der indirekten Stabilisierung des Systems. Ein Roman wie der „Großtyrann“, urteilte beispielsweise Wolfgang Emmerich 1979 in einem repräsentativen Sammelwerk, habe nicht zum Widerstand geführt, sondern, ganz im Gegenteil, von diesem abgelenkt.<sup>4</sup>

In den vergangenen Jahren hat sich hier indes ein bemerkenswerter Einstellungswandel vollzogen. Eine wachsende Zahl jüngerer Untersuchungen bemüht sich zunehmend um eine von postumen Selbstgerechtigkeiten und konventionellen Vorurteilen gegenüber den im Dritten Reich publizierenden Autoren weitgehend freie Neubewertung der unter den Bedingungen der Diktatur entstandenen literarischen Produktion. Solche Neuansätze richten sich nicht nur gegen das weitverbreitete Klischee moralischen Versagens der nach 1933 in Deutschland verbliebenen Autoren.<sup>5</sup> Sie zeigen sich auch um den Aufweis

---

Dichtung. Eine Dokumentation. Frankfurt am Main 1969; Reinhold *Grimm*: Im Dickicht der inneren Emigration. In: Horst Denkler und Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 406–426; Ralf *Schnell*: Literarische Innere Emigration 1933–1945. Stuttgart 1976; *ders.*: Innere Emigration und kulturelle Dissidenz. In: Richard Löwenthal und Patrik von zur Mühlen (Hrsg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933–1945. Berlin/Bonn 1982, S. 211–225; *ders.*: Zwischen Anpassung und Widerstand. Zur Literatur der Inneren Emigration im Dritten Reich. In: Thomas Bremer (Hrsg.): Europäische Literatur gegen den Faschismus 1922–1945. München 1986, S. 15–32; *ders.*: Dichtung in finsternen Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus. Reinbek 1998.

<sup>4</sup> Wolfgang *Emmerich*: Die Literatur des antifaschistischen Widerstandes in Deutschland. In: Denkler/Prümm (Hrsg.): Literatur (Anmerkung 3), S. 448.

<sup>5</sup> Vgl. bes. Friedrich *Denk*: Die Zensur der Nachgeborenen. Zur regimekritischen Literatur im Dritten Reich. Weilheim 1995; *ders.*: Regimekritische Literatur im Dritten Reich. Eine Problemskizze. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit. Berlin 1996, S. 11–33; wichtig als Fallstudie auch *ders.*: „Das Buch muß abgelehnt werden“. Notizen zu Gertrud Fusseneggers „Mohrenlegende“. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Grenzüberschreitungen. Festschrift für Gertrud Fussenegger. München 1998, S. 157–169; ferner Günter *Scholdt*: Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom „Führer“. Bonn 1993; *ders.*: „Ein Geruch von Blut und Schande?“ Zur Kritik an dem Begriff und an der Literatur der Emigration im Innern. In: Wirtschaft und Wissenschaft 2 (1994), S. 23–28; *ders.*: Heiße Eisen. Ostdeutsche Schriftsteller und ihr Umgang mit heiklen Themen im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik. Berlin 2000, S. 13–44; *ders.*: Kein Freispruch zweiter Klasse. Zur Bewertung nichtnazistischer Literatur im „Dritten

ästhetischer Gemeinsamkeiten und formaler Verwandtschaften in den Werken der „inneren“ und der „äußeren“ Emigration bemüht.<sup>6</sup> Darüber hinaus diagnostizieren sie eine spezifische Form von „Modernität“, die manchen Erzeugnissen der Literaturlandschaft des Dritten Reiches unzweifelhaft zuzusprechen ist.<sup>7</sup> All das wurde dann, mit durchaus überzeugenden Argumenten, mit dem Stilbegriff des „Magischen Realismus“ zu umschreiben versucht<sup>8</sup> und, ins Grundsätzliche gewendet, zu der Erkenntnis verdichtet, daß die literaturgeschichtlichen Epochengrenzen durchaus nicht mit den entsprechenden politischen Zäsuren zusammenfallen.<sup>9</sup>

Einen unerwartet starken Impuls erhielt der mit alledem in Gang gekommene Perspektivenwechsel der Forschung durch die von großer öffentlicher

---

Reich“. In: Ulrike Weiß (Red.): Zur Diskussion: Zuckmayers „Geheimreport“ und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung (Zuckmayer-Jahrbuch, Bd. 5). Göttingen 2002, S. 127–177; ders.: Deutsche Literatur und „Drittes Reich“. Eine Problemskizze. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 13–34; Heidrun Ehrke-Rotermund und Erwin Rotermund: Zwischenreiche und Gegenwelten. Vorstudien zur „Verdeckten Schreibweise“ im „Dritten Reich“. München 1999; neuerdings auch Horst Denkler: Was war und was bleibt? Versuch einer Bestandsaufnahme der erzählenden Literatur aus dem „Dritten Reich“. In: Zeitschrift für Germanistik N.F. 9 (1999), S. 279–293. Aktuelle Forschungsskizze jetzt bei Frank-Lothar Kroll: Kultur, Bildung und Wissenschaft im 20. Jahrhundert. München 2003, S. 78 f.

<sup>6</sup> Darüber zuletzt Annette Schmollinger: „Intra muros et extra“. Deutsche Literatur im Exil und in der Inneren Emigration. Heidelberg 1999; vgl. auch Günter Scholdt: „Den Emigranten nach aussen entsprechen die Emigranten im Innern.“ Kasacks Diktum und die Kritik an einem Begriff. In: Helmut John und Lonny Neumann (Hrsg.): Hermann Kasack – Leben und Werk. Symposium 1993 in Potsdam. Frankfurt am Main 1994.

<sup>7</sup> Vgl. z. B. Sebastian Graeb-Könnecker: Autochthone Modernität. Eine Untersuchung der vom Nationalsozialismus geförderten Literatur. Opladen 1996; Christiane Caemmerer und Walter Delabar (Hrsg.): Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945. Opladen 1996; Hans Dieter Schäfer: Kultur als Simulation. Das Dritte Reich und die Postmoderne. In: Günther Rüter (Hrsg.): Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus. Paderborn/München/Wien/Zürich 1997, S. 215–245; Daniel Hoffmann: Die Wiederkunft des Heiligen. Literatur und Religion zwischen den Weltkriegen. Paderborn/München/Wien/Zürich 1998; Walter Delabar/Horst Denkler/Erhard Schütz (Hrsg.): Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus. Bern/Berlin/Frankfurt am Main/New York/Paris/Wien 1999.

<sup>8</sup> Vgl. Michael Scheffel: Magischer Realismus. Die Geschichte eines Begriffs und ein Versuch seiner Bestimmung. Tübingen 1990; Doris Kirchner: Doppelbödigkeit. Wirklichkeit. Magischer Realismus und nicht-faschistische Literatur. Tübingen 1993.

<sup>9</sup> Dies erstmals eingehend aufgewiesen zu haben ist das Verdienst von Hans Dieter Schäfer: Zur Periodisierung der deutschen Literatur seit 1930. In: Ders.: Das gesplattene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945. 3. Aufl. München/Wien 1983, S. 55–71. Literaturgeschichtlich entscheidend sind nicht die politischen Zäsuren von 1933 und 1945, sondern die Epochenmarken „um 1930“ und „um 1965“.

Resonanz begleitete Publikation des „Geheimreports“ von Carl Zuckmayer,<sup>10</sup> einer muster­gültig edierten Sammlung von Charakterskizzen über etwa 150 führende Persönlichkeiten des deutschen Kulturlebens – Schriftsteller, Publizisten, Journalisten, Verleger, Schauspieler, Regisseure und Musiker –, die während des Dritten Reiches in Deutschland geblieben waren. Der Emigrant Zuckmayer plädierte in diesen 1943/44 im Auftrag des amerikanischen Geheimdienstes entstandenen Skizzen für einen fairen und vorurteilslosen Umgang mit „jene[n] Kreise[n] des deutschen Volkes, die nie hinter Hitler standen, sondern selbst seine ersten Opfer waren“,<sup>11</sup> und er stellte dabei ausdrücklich immer wieder die spezifischen Umstände, Voraussetzungen und Grenzen künstlerischer Artikulation unter den Bedingungen der Diktatur in Rechnung. Zuckmayer urteilte dabei aus der Perspektive dessen, der nach 1933 bzw. 1938 den für ihn persönlich keineswegs leichten Gang ins amerikanische Exil angetreten hatte, sich aber gleichwohl seiner deutschen Heimat und den dort ausharrenden Freunden eng verbunden fühlte – eine Perspektive, die ihm trotz der räumlichen Ferne sehr differenzierte Urteile über die aktuelle Situation im Reich und über die Möglichkeiten der dort weiterhin publizierenden Autoren nahelegte.

## II.

Werner Bergengruen war einer jener im Reich gebliebenen Autoren,<sup>12</sup> und auch er hat, zeitgleich mit Zuckmayer, über die Perspektiven literarischen Schaffens angesichts der Herausforderungen durch den Totalitarismus nachgedacht – gleichsam ein innerdeutsches Pendant zum Exilautor Zuckmayer bietend und ihm dabei in manchen Einschätzungen, Wertungen und Urteilen auf erstaunliche Weise verwandt. Insofern könnte die hier erfolgende Publikation der Aufzeichnungen Bergengruens zur Rolle des Schriftstellers in der Diktatur einen nicht unwichtigen Beitrag zur Vermittlung von Weltbildern und Werthaltungen der „inneren“ und „äußeren“ Emigration leisten, wie dies seitens der literaturwissenschaftlichen und zeitgeschichtlichen Forschung schon seit einiger Zeit eingefordert worden ist.<sup>13</sup>

Bergengruens autobiographische Aufzeichnungen umfassen indes nicht nur die Jahre der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft. Sie erstrecken sich, von

<sup>10</sup> Carl Zuckmayer: *Geheimreport*. Hrsg. von Gunther Nickel und Johanna Schrön. Göttingen 2002.

<sup>11</sup> Ebd., S. 429.

<sup>12</sup> Bergengruen und Zuckmayer waren durch gemeinsam verbrachte Berliner Jahre – Bergengruen lebte dort von 1921 bis 1925 und von 1927 bis 1936 – persönlich gut miteinander bekannt. Erstaunlicherweise wird er in Zuckmayers „Geheimreport“ nicht erwähnt.

<sup>13</sup> Vgl. z. B. Claus-Dieter Krohn/Erwin Rotermund/Lutz Winckler/Wulf Koepke (Hrsg.): *Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933–1945*. München 1994.

1940 bis 1963 reichend, über fast ein Vierteljahrhundert deutscher Zeitgeschichte und bieten damit eine Fülle auch retrospektiver, das Epochenjahr 1945 überschreitender Reflexionen zur Geschichte des Dritten Reiches. Auch thematisch beziehen sich die Aufzeichnungen – insgesamt handelt es sich um 3679 handgeschriebene Seiten in 29 Kladden – nicht allein auf die Auseinandersetzung des Autors mit dem Phänomen „Nationalsozialismus“. Zunächst eher als Sammlung unzusammenhängender Überlegungen, Beobachtungen und Betrachtungen allgemeiner Natur im Sinne eines Gedankentagebuchs aus fast allen Bereichen des geistigen Lebens begonnen, verdichten sich die Notate im Jahrfünft zwischen 1943 und 1947 zu grundsätzlichen, teilweise sehr umfangreichen essayistischen Ausführungen über Probleme deutscher Literatur und Zeitgeschichte nach 1933, um sich dann im Verlauf der 1950er und frühen 1960er Jahre wieder stärker der Niederschrift persönlicher Bekenntnisse, Erinnerungen und Begegnungen zu widmen.

Die hier erarbeitete Edition gibt eine Auswahl aus dem insgesamt 29 Kladden umfassenden Gesamtkonvolut und umfaßt all jene Eintragungen, die sich – vor wie nach 1945 – unmittelbar mit der Zeit des Nationalsozialismus beschäftigen, sowie solche Darlegungen des Autors, die, im weitesten Sinne, den damit zusammenhängenden Fragen deutscher und europäischer Geschichte, Politik und Kultur gelten. Dezidiert poetologische, dichtungstheoretische und literaturästhetische Erwägungen, die Bergengruens Aufzeichnungen gleichfalls in reicher Zahl bieten, wurden in den vorliegenden Band nicht aufgenommen: sie sind bereits an anderen Stellen – wengleich verstreut und ohne wissenschaftlichen Kommentar – veröffentlicht worden.<sup>14</sup> Auch rein private bzw. persönliche Bekundungen Bergengruens bleiben in dieser Edition weitgehend ausgespart,<sup>15</sup> sofern sie nicht für deren zeitgeschichtlichen Fragehorizont von Interesse sind. Die damit zweifellos gegebene selektive Tendenz bei der Auswahl

<sup>14</sup> Vgl. Werner *Bergengruen*: Aus gelegentlichen Aufzeichnungen. In: Ders.: Das Geheimnis verbleibt. Geleitwort von Ida Friederike Görres. Zürich 1952, S. 63–79; ders.: Dichtung und Dichter. In: Ebd., S. 109–127; ders.: Dichtergehäuse. Aus den autobiographischen Aufzeichnungen. Hrsg. von Charlotte Bergengruen. Mit einem Nachwort von Emil Staiger. Zürich 1966; ders.: Geliebte Siebendinge. Aus den nachgelassenen Aufzeichnungen. Ausgewählt und hrsg. von Charlotte Bergengruen. Zürich 1972; ders.: Über Symbolik. In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F. 16 (1975), S. 1–7; ders.: Genie und Talent. In: Ebd., 18 (1977), S. 1–11; ders.: Von der Richtigkeit der Welt. Unzeitgemäße Zustimmung. Ausgewählt und eingeleitet von N. Luise Hackelsberger. Freiburg/Basel/Wien 1988; ders.: Compendium Bergengruenianum. Aus den Aufzeichnungen 1940–1945 von Werner Bergengruen. In: Internationale katholische Zeitschrift „Communio“ 21 (1992), S. 540–544, 22 (1993), S. 91–96.

<sup>15</sup> Vgl. dazu Werner *Bergengruen*: Bekenntnis zur Höhle. Autobiographisches Nachwort. In: Ders.: Die Feuerprobe. Novelle (1933). Neuausgabe Stuttgart 1973, S. 49–55; ders.: Privilegien des Dichters. Vorwort von Reinhold Schneider. Mit Photos und vollständiger Bibliographie. 2., erweiterte Aufl. Zürich 1962; ders.: Schreibtischerinnerungen. Zürich 1961; ders.: Rückblick auf einen Roman. Mainz 1961.

der aufgenommenen Notate mag mit Blick auf die angestrebte Konzentration auf eine konkrete, relativ klar eingrenzbar Thematik sachlich ebenso gerechtfertigt sein wie durch das wissenschaftsgeschichtliche Anliegen, weniger einen Baustein zur Biographie Werner Bergengruens vorzulegen,<sup>16</sup> als vielmehr einen Beitrag zur umstrittenen Problemstellung „Deutsche Literatur und Drittes Reich“ zu leisten.

Und die sich dabei eröffnenden Einsichten sind insgesamt beachtlich. Dies gilt zunächst mit Blick auf die zahlreichen Autoren und Werke des „literarischen Nationalsozialismus“,<sup>17</sup> mit denen sich Bergengruen auseinandersetzt – teilweise, wie etwa im Fall von Hans Grimm (Nr. 912), Ina Seidel (Nr. 899) oder Jakob Schaffner (Nr. 874), in einer den Einschätzungen Zuckmayers ähnelnden Bewertung,<sup>18</sup> teilweise aber auch, wie etwa hinsichtlich Ernst Wiecherts (Nr. 911), mit gänzlich anderen Akzentsetzungen.<sup>19</sup>

Auch das Verhältnis der „Inneren Emigranten“ zu den Exilautoren hat Bergengruen in seinen Aufzeichnungen nachhaltig erörtert. Er hatte Verständnis und Mitgefühl für die nach 1933 aus Deutschland Geflohenen und empfand den Akt der Emigration als echte Charakterprobe (Nr. 123) – auch wenn er für sich selbst einen solchen Schritt zu keiner Zeit ernsthaft erwogen hat.<sup>20</sup> Sein Verständnis für die Emigranten hinderte ihn indes nicht daran, den von ihm hoch verehrten Thomas Mann<sup>21</sup> wegen dessen Reaktion auf jenen „offenen Brief“ heftig zu kritisieren, den Walter von Molo 1945 an Mann mit der Aufforderung gerichtet hatte, nach Deutschland zurückzukehren, um am Wiederaufbau des deutschen Kulturlebens teilzunehmen. Mann hatte im Verlauf der sich daraus ergebenden Kontroverse die Vertreter der „Inneren Emigration“

<sup>16</sup> Eine moderne, heutigen wissenschaftlichen Ansprüchen genügende Biographie Bergengruens fehlt; ältere Überblicksdarstellungen bieten Günther *Klemm*: Werner Bergengruen. 4. Aufl. Wuppertal 1958; Werner *Wilk*: Werner Bergengruen. Berlin 1968; *Bänziger*: Werner Bergengruen. Weg und Werk (Anmerkung 2); zuletzt Frank-Lothar *Kroll*: Dichtung als Kulturvermittlung. Der Schriftsteller Werner Bergengruen. Filderstadt 1997.

<sup>17</sup> So Klaus *Vondung*: Der literarische Nationalsozialismus. Ideologische, politische und sozialhistorische Wirkungszusammenhänge. In: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.): Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945. Eine Bilanz. Düsseldorf 1983, S. 245–269; ferner jetzt sehr instruktiv Hans *Sarkowicz* und Alf *Mentzer*: Literatur in Nazi-Deutschland. Ein biographisches Lexikon. Erweiterte Neuausgabe Hamburg/Wien 2002.

<sup>18</sup> Vgl. *Zuckmayer*: Geheimreport (Anmerkung 10), S. 163 f. (Grimm), S. 164 f. (Seidel), S. 73 f. (Schaffner); dazu direkt Hans *Bänziger*: Zur Ablehnung Schaffners durch Zuckmayer. In: Weiß (Red.): Zuckmayers „Geheimreport“ (Anmerkung 5), S. 385–388.

<sup>19</sup> Vgl. *Zuckmayer*: Geheimreport (Anmerkung 10), S. 22 f.

<sup>20</sup> Bergengruen sprach zwar fließend Russisch, aber nur sehr schlecht Französisch und war des Englischen so gut wie gar nicht mächtig. Das schloß, anders als im Falle Zuckmayers, einen Exilaufenthalt in den Vereinigten Staaten praktisch aus.

<sup>21</sup> Vgl. Werner *Bergengruen*: Zum Tode Thomas Manns (1955). In: Ders.: Mündlich Gesprochen. Zürich 1963, S. 158–160.

pauschal denunziert – alle ihre Werke gehörten eingestampft!<sup>22</sup> Aus einer solchen Sichtweise sprach für den von ihr unmittelbar betroffenen Bergengruen „Mangel an Takt, Augenmaß und Instinkt“, und er unterstellte Thomas Mann – hierin übrigens ähnlich wie Zuckmayer urteilend<sup>23</sup> – einen aus Doktrinarismus erwachsenden fehlenden Sinn für die realen politischen Gegebenheiten im Reich nach 1933 (Nr. 951).

Vor den Greuelthaten des Regimes verschloß Bergengruen dabei zu keinem Zeitpunkt die Augen. Sein berühmtes, im Sommer 1944 entstandenes und 1962 zum Auftakt des Eichmann-Prozesses in Jerusalem verlesenes Gedicht „Die letzte Epiphanie“<sup>24</sup> hatte die Verbrechen, die in deutschem Namen vor den Augen Vieler geschahen, unmißverständlich offengelegt. Auch in den Notaten wehrt sich Bergengruen entschieden gegen die 1945 oftmals vorgebrachte Ausrede, man habe von dem, was in den Konzentrationslagern geschah, nichts gewußt (Nr. 813). Zahlreiche Notate aus den ersten Wochen und Monaten nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches geben nüchterne Antworten auf die jüngst wieder heftig diskutierte Frage, „wie aus Deutschen Nazis wurden“,<sup>25</sup> und unterscheiden sich damit durchaus von jenen zahllosen emotional geprägten „Abrechnungen“ mit Hitler, wie sie für das Genre der Rechtfertigungsliteratur unmittelbar nach 1945 so charakteristisch gewesen sind.<sup>26</sup> „Eine Kluft“, so Bergengruen noch 1955, sei durch das seit 1933 in Deutschland Geschehene aufgerissen worden, „eine Kluft, die in alle Zukunft niemand mehr wird ausfüllen oder überspringen können“ (Nr. 681) – wobei der Nationalsozialismus, wie übrigens auch sein ideologisches Pendant, der sowjetische Bolschewismus, als einander verwandte Ausprägungsformen totalitärer Tendenzen der Moderne gelten.<sup>27</sup> „Vorläufererscheinungen“ (Nr. 1243) für derzeit noch unbekannte, in

<sup>22</sup> Vgl. Thomas Mann/Frank Thiess/Walter von Molo: Ein Streitgespräch über die äußere und die innere Emigration. Dortmund 1946; J. F. G. Grosser (Hrsg.): Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Hamburg/Genf/Paris 1963.

<sup>23</sup> Vgl. Zuckmayer: Geheimreport (Anmerkung 10), S. 460f.

<sup>24</sup> Werner Bergengruen: Die letzte Epiphanie. In: Ders.: Dies Irac. Eine Dichtung. München 1945, S. 9.

<sup>25</sup> Peter Fritzsche: Wie aus Deutschen Nazis wurden. Zürich/München 1999.

<sup>26</sup> Dazu explizit Thomas Koebner: Die Schuldfrage. Vergangenheitsverweigerung und Lebenslügen in der Diskussion 1945–1949. In: Ders.: Unbehauste. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 320–351.

<sup>27</sup> Zu entsprechenden Positionen und Erkenntnissen der aktuellen vergleichenden Totalitarismusforschung vgl. zusammenfassend Detlef Schmiechen-Ackermann: Diktaturen im Vergleich. Darmstadt 2002; ferner Hans Maier und Michael Schäfer (Hrsg.): „Totalitarismus“ und „Politische Religionen“. Konzepte des Diktaturvergleichs, Bde. 1–3. Paderborn/München/Wien/Zürich 1996–2002; ferner Eckhard Jesse (Hrsg.): Totalitarismus im 20. Jahrhundert. Bonn 1996; zuletzt Hans Maier: Deutungen totalitärer Herrschaft 1919–1989. In: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 50 (2002), S. 349–366.

jedem Fall aber bedrohliche und unheilverkündende Entwicklungsperspektiven für die nähere und fernere Zukunft.

Derart kulturpessimistische Sichtweisen rücken Bergengruen an die Seite jener modernitäts- und fortschrittskritischen Autoren, die sich als Gegenströmung zum Weimarer Zeitstil der „Neuen Sachlichkeit“ schon in den 1920er und frühen 1930er Jahren vernehmlich artikulierten<sup>28</sup> und über die Ära des Dritten Reiches hinweg bis in die 1960er Jahre einen maßgeblichen Platz im literarischen Leben auch der frühen Bundesrepublik behaupten konnten. Die von den Autoren dieser Richtung vertretene Position zeichnete sich durch eine Betonung christlich-humanistischer, an „abendländischen“ Überlieferungszusammenhängen orientierter Wertmaßstäbe aus, durch eine Haltung, die in der Erfahrung des Totalitarismus, in der drohenden Totalisierung aller Lebensbereiche, die eigentliche Herausforderung der Zeit erblickte und, anders als die Vertreter der literarischen Avantgarde und der Weimarer Moderne, konservative, um Anknüpfung an die kulturellen Traditionsbestände Alteuropas bemühte Strategien zur Lösung der Gegenwartskrise entwickelten.<sup>29</sup> Konservative Kritik an den als negativ empfundenen Erscheinungsformen der Moderne – Entpersönlichung und Verbürokratisierung, Rationalisierung und Entmythisierung, vor allem aber auch Technisierung, Nivellierung und Vermassung – durchzieht denn auch weite Teile der Bergengruenschen Notate, vor allem aus den späten 1950er Jahren. Die hier zutage tretende Zeitdiagnose<sup>30</sup> ist gekennzeichnet durch eine zutiefst resignative, teilweise geradezu fatalistisch anmutende Haltung,<sup>31</sup> die der geläufigen Einschätzung Bergengruens als eines Verteidigers „heiler Welten“ entschieden widerspricht. Allerdings erblickte er – auch hier in Übereinstimmung mit zahlreichen anderen kulturkonservativen Autoren der frühen Bundesrepublik – im Rückgriff auf unveränderliche, allen Wandlungen enthobene Daseinskräfte, „von denen Altes und Neues gleichermaßen gespeist werden“ (Nr. 761), den einzigen Ausweg aus der deutlich empfundenen Krise der Gegenwart.

<sup>28</sup> Dazu erhellend Ulrike Hass: *Militante Pastorale. Zur Literatur der antimodernen Bewegungen im frühen 20. Jahrhundert*. München 1993; vgl. ferner bereits maßgeblich Hans Dieter Schäfer: *Die nichtnationalsozialistische Literatur der jungen Generation im Dritten Reich*. In: Ders.: *Das gespaltene Bewußtsein* (Anmerkung 9), S. 7-54.

<sup>29</sup> Eine umfassende Untersuchung zu dieser Autorengruppe der „anderen Moderne“ zählt zu den dringendsten Desideraten der gegenwärtigen literaturwissenschaftlichen und geistesgeschichtlichen Forschung.

<sup>30</sup> Dazu explizit Frank-Lothar Kroll: *Geschichtserfahrung und Gegenwartsdeutung bei Werner Bergengruen*. In: Ders. (Hrsg.): *Wort und Dichtung* (Anmerkung 5), S. 45–63.

<sup>31</sup> Bergengruens „Fatalismus“ – nur der sein Schicksal Suchende und bewußt Annehmende galt ihm als wahrhaft „frei“ – ist auch in den meisten seiner größeren Prosawerke als prägendes Formprinzip präsent; vgl. Elisabeth Sobota: *Das Menschenbild bei Bergengruen. Einführung in das Werk des Dichters*. Zürich 1962; Hans Bänziger: *Das Menschenbild bei Werner Bergengruen*. In: Kroll (Hrsg.): *Wort und Dichtung* (Anmerkung 5), S. 37–44.

### III.

Neben solchen weitausholenden Darlegungen zeichnen sich Bergengruens Notate zur Deutung des Dritten Reiches im engeren Sinne durch ein für die damalige Zeit, d. h. die späten 1940er und frühen 1950er Jahre, erstaunliches Maß an analytischer Schärfe, intellektueller Souveränität und politischem Differenzierungsvermögen aus, mit welchem Bergengruen bereits kurz nach Kriegsende dem Phänomen „Nationalsozialismus“ als historischer Erscheinung begegnete. Während zahlreiche andere frühe Rechenschaftsberichte zum Dritten Reich verständlicherweise ganz unter dem Gesichtspunkt moralischer Verdammung, apokalyptischer Dämonisierung und personalistischer Zuspitzung der Zeit von 1933 bis 1945 erfolgten – paradigmatisch für eine solche Interpretationshaltung war Friedrich Meineckes 1948 mit großer Resonanz aufgenommene Buchveröffentlichung „Die deutsche Katastrophe“ –, gelangte Bergengruen in seinen etwa gleichzeitig niedergeschriebenen Aufzeichnungen zu Einsichten, die in manchem wie eine Vorwegnahme dessen erscheinen, was die neuere Geschichtswissenschaft seit Beginn der 1980er Jahre als „Historisierung des Nationalsozialismus“ bezeichnet. Historisierung bedeutet in diesem Zusammenhang die Herstellung größerer Distanz zum analysierten Objekt, selbstverständlich keine Ausblendung ethischer Maßstäbe und ebensowenig einen Verzicht auf persönliche Anteilnahme an menschlichen Schicksalen, aber doch eine deutliche Abkehr von moralisierender Gesinnungsbekundung und verallgemeinernder Schwarz-Weiß-Malerei im Interesse einer weitgehend vorurteilslosen Rekonstruktion deutscher Lebenswirklichkeit zwischen 1933 und 1945 und einer möglichst nuancenreichen Interpretation des Selbstverständnisses der in jenen Jahren handelnden Akteure.

Bergengruens Notate aus der unmittelbaren Nachkriegszeit antizipieren manchen Aspekt derartiger „Historisierungs“-Forderungen – freilich ohne systematischen und erst recht ohne wissenschaftlichen Anspruch. Von besonderer Bedeutung sind in solchen Zusammenhängen Hinweise auf die unlösliche Verschränkung von eindeutig verbrecherischen und dem Anschein nach gutwilligen Motiven in der nationalsozialistischen Ideologie, auf jenes – wie Bergengruen es nennt – „Gemisch von mala und bona fides“, das Erfolg und Anziehungskraft des Nationalsozialismus wie auch Verführbarkeit und schuldhaftes Verstricktsein der ihm Verfallenen wesentlich erklären hilft: „Der Nationalsozialismus“ – so Bergengruen 1945 – „ist nicht wie ein Blutregen vom Himmel gefallen [...] er hatte Gründe, Anstöße, Vorgeschichten [...] Mit der Zeit [...] wird man ihn affektloser untersuchen und [...] gewahr werden, daß zu diesem verwüstenden Strom sich die verschiedenartigsten Bäche vereinigt hatten; und keineswegs sind es nur trübe Sumpfgewässer gewesen [...] Der Nationalsozialismus hätte nie zur Herrschaft kommen können, wenn er von vorneherein ausschließlich die niedrigsten Instinkte der Menschen angerufen hätte. Er gab den

Hunderttausenden [...] etwas, das über ihr winziges privates Dasein hinausging, etwas, das sie für einen höheren Lebensinhalt meinten halten zu dürfen. [...] Er war [...] ein Protest gegen den banalen Fortschrittsoptimismus und begründete [...] die Herrschaft der absoluten Banalität. Er war ein Protest gegen die Kollektivisierung, die er selber zur Glorie führen sollte. Er war ein Protest gegen Korruptionserscheinungen des öffentlichen Lebens, an deren Stelle er [...] eine verhunderttausendfache Korruption setzte. Er war ein Protest des Elementaren gegen die [...] Normierung und Polizierung des Daseins, und es war eine grausige Ironie, daß er selber es sein mußte, der alle geschichtlich bekannten Beispiele der Normierung und Polizierung überboten hat“ (Nr. 811).

Für weitaus schwerwiegender als die anfängliche Anfälligkeit großer Teile der deutschen Bevölkerung gegenüber der nationalsozialistischen Ideologie erachtet Bergengruen – gerade mit Blick auf den nach 1945 mühsam einsetzenden Konsolidierungsprozeß – den Umstand, „daß der Kampf zwischen dem Nationalsozialismus und seinen deutschen Gegnern nicht ausgetragen worden ist. Der Nationalsozialismus wurde von außen her gestürzt [...] Uns aber ist es nicht gelungen, den Feind zu Fall zu bringen. [...] Es hätte nicht gleich die Niederwerfung sein müssen: Schon das wäre von unschätzbarem Wert gewesen, wenn sich [...] irgendetwas gezeigt hätte, das einer spontanen Volkserhebung gleichgesehen hätte [...] Aber den folgsamen Deutschen fehlte der Befehl zur Befehlsverweigerung [...] Und als die Alliierten schon zwei Kilometer vor dem Ortszugang standen, selbst da rührte sich niemand“ (Nr. 1035). Auch diese Beobachtung Bergengruens aus dem Jahr 1949 nimmt eine Haltung vorweg, die der geschichtswissenschaftlichen Forschung erst zwei Jahrzehnte später zugewachsen ist: die Relativierung – nicht die moralische Diskreditierung – des deutschen Widerstands gegen Hitler, dem in den Aufbaujahren der Bundesrepublik vielfach die Funktion einer konsensstiftenden Geschichtslegende für das neue Staatswesen zukam, und dessen differenzierte Aufarbeitung die historische Forschung erst seit Beginn der 1970er Jahre intensiver in Angriff genommen hat.

Und noch auf einem weiteren Feld bieten Bergengruens frühe Ausführungen zur Epoche der nationalsozialistischen Diktatur Bemerkenswertes: auf dem Feld der vergleichenden Totalitarismusforschung. Bereits zu Beginn der 1950er Jahre war es für den in Gegnerschaft zum Regime Hitlers Gefestigten selbstverständlich, eine klare Trennungslinie zwischen Faschismus und Nationalsozialismus zu ziehen, ersteren als spezifisch westeuropäischen antidemokratischen Gestus zu empfinden, welcher „im Gegensatz zum Nationalsozialismus so viele Elemente der Mäßigung in sich trug“ (Nr. 1066), den Nationalsozialismus selbst hingegen, neben dem Bolschewismus und mit diesem zusammen, als einen der beiden einander strukturell verwandten Zweige totalitären Denkens zu entlarven.<sup>32</sup> Nationalsozialismus und Bolschewismus erscheinen

<sup>32</sup> Zur Wesensverwandtschaft von Nationalsozialismus und Bolschewismus vgl. auch Wer-

bei Bergengruen als zwei von gleichgearteten Wirkprinzipien gelenkte Systeme, deren Werdegang in parallelen Entwicklungsbahnen verläuft: zunächst die Verabsolutierung einer Idee, danach die Ablösung des Idealen durch das Opportune. „Ein erreichter Zustand soll bewahrt werden [...] Dergleichen hat nichts mehr mit der Idee zu tun, alles dagegen mit dem Wunsche nach Zustandsbewahrung, als deren Werkzeug nun die Idee erscheint. Als Charakteristikum der nächsten Phase stellt sich das [...] unaufhaltsame Entweichen aller über den vermeintlichen Vorteil hinausgehenden Gedankenelemente dar [...] Die [...] verhüllenden Ideenschleier werden rissig: Endlich plagt sich, von ein paar hiermit beauftragten Halbsubaltern abgesehen, niemand mehr mit Flickversuchen“ (Nr. 1146).

#### IV.

Strittig ist bei alledem die literarische bzw. literaturwissenschaftliche Einordnung der Bergengruenschen Notate. Es ist nicht ganz unproblematisch, sie der Gattung der Tagebücher zuzurechnen. Auch Bergengruen hat diesen Begriff für seine Aufzeichnungen nicht verwendet, sondern sie zunächst mit dem Titel „Allerleirauh“ versehen. Da aber 1961 ein von Hans Magnus Enzensberger herausgegebenes Buch unter diesem Rubrum erschien,<sup>33</sup> entschied er sich für die gelegentlich schon früher von ihm gewählte Bezeichnung „Compendium Bergengruenianum“ als Gesamtbezeichnung für alle Notate. Vergleicht man die Notizen mit anderen literarischen Tagebüchern aus der Zeit des Dritten Reiches,<sup>34</sup> etwa mit denen von Emil Barth,<sup>35</sup> Ernst Jünger,<sup>36</sup> Reinhold Schneider,<sup>37</sup> Felix Hartlaub,<sup>38</sup> Jochen Klepper,<sup>39</sup> Horst Lange,<sup>40</sup> Gerhard Nebel<sup>41</sup>

---

ner *Bergengruen*: Zum Geleit. In: Rudolf Pechel: Zwischen den Zeilen. Der Kampf einer Zeitschrift für Freiheit und Recht 1932–1942. Aufsätze. Wiesentheid 1948. S. 14 f.

<sup>33</sup> Hans Magnus *Enzensberger*: Allerleirauh. Viele schöne Kinderreime versammelt von Hans Magnus Enzensberger. Frankfurt am Main 1961.

<sup>34</sup> Dazu Lothar *Bluhm*: Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration von Jochen Klepper bis Ernst Jünger. Bonn 1991.

<sup>35</sup> Emil *Barth*: Lemuria. Aufzeichnungen und Meditationen. Hamburg 1947.

<sup>36</sup> Ernst *Jünger*: Gärten und Straßen. Aus den Tagebüchern von 1939–1940. Berlin 1942; *ders.*: Strahlungen. Tübingen 1949; *ders.*: Jahre der Okkupation. Stuttgart 1958.

<sup>37</sup> Reinhold *Schneider*: Tagebuch 1930–1935. Redaktion und Nachwort von Josef Rast. Frankfurt am Main 1983.

<sup>38</sup> Felix *Hartlaub*: Im Sperrkreis. Aufzeichnungen aus dem Zweiten Weltkrieg. Hrsg. von Geno Hartlaub. Hamburg 1955; *ders.*: „In den eigenen Umriß gebannt“. Kriegsaufzeichnungen, literarische Fragmente und Briefe aus den Jahren 1939 bis 1945. Hrsg. von Gabriele Lieselotte Ewenz. 2 Bde., Frankfurt am Main 2002.

<sup>39</sup> Jochen *Klepper*: Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942. Hrsg. von Hildegard Klepper. Stuttgart 1956; *ders.*: Überwindung. Tagebücher und Aufzeichnungen aus dem Kriege. Hrsg. von Hildegard Klepper. Stuttgart 1958.

oder Theodor Haecker,<sup>42</sup> so ist auffällig, daß Bergengruen, im Unterschied zu den genannten Autoren, in seinen Aufzeichnungen kaum jemals den Niederschlag konkreter politischer Tagesereignisse vermerkt. Das mag mit den für viele Diarien der „Inneren Emigration“ charakteristischen Neigung zusammenhängen, Vorgänge der aktuellen Tagespolitik entweder nicht zu thematisieren oder sie, aus Furcht vor Entdeckungen, nur in verschleiender Weise zu schildern.<sup>43</sup> Das Ausweichen auf eine „private“ Schreibform bot auch Bergengruen manche Gelegenheit, sich über die von Gerhard Nebel einprägsam geschilderte „Kerkersituation“<sup>44</sup> in der Diktatur innerlich hinwegzusetzen. Als „das letzte mögliche Gespräch in einem totalen Staat“<sup>45</sup> wurde das Tagebuch so zu einer Art Überlebenshilfe und eröffnete vielen, mit Veröffentlichungsverbot belegten Autoren der „Inneren Emigration“ eine Möglichkeit, die künstlerische Identität angesichts drückender alltäglicher Herausforderungen, zumindest im engeren persönlichen Umfeld, einigermaßen zu bewahren. Günter Scholdt rechnet die Gattung des Tagebuchs denn auch „zu den stärksten Literaturleistungen im Reich [...] [die] den retrospektiven Spott über angeblich leere Schubladen der Inneren Emigration als tendenziöse Ahnungslosigkeit demaskieren.“<sup>46</sup>

In diesem Sinne vermittelt die hier präsentierte Auswahl mit ihrer Fülle prägnant formulierter Aphorismen, Sentenzen und Einsichten ein essayistisches Zeitpanorama von hohen Graden. Bergengruen selbst hat sich, seine Grenzen als Schriftsteller markierend, die Fähigkeit zur Essayistik und zu „einläßlicheren Betrachtungen“<sup>47</sup> rundweg abgesprochen. Er könne zwar leidlich „Geschichten erzählen“; zur Abfassung gedanklich-abstrakt oder gar systematisch disponierter Auslassungen habe er jedoch „einfach nicht Verstand genug“:<sup>48</sup> „Mein Leben lang habe ich die Neigung gehabt, dem Geschehenen und Gewachsenen den Vorrang vor dem Behaupteten zuzuerkennen und mich lieber von Tatsachen belehren als von Theorien und Konstruktionen bestechen zu las-

<sup>40</sup> Horst Lange: *Tagebücher aus dem Zweiten Weltkrieg*. Hrsg. und kommentiert von Hans Dieter Schäfer. Mainz 1979.

<sup>41</sup> Gerhard Nebel: *Bei den nördlichen Hesperiden*. Tagebuch aus dem Jahre 1942. Wuppertal 1948.

<sup>42</sup> Theodor Haecker: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*. München 1947; *ders.*: *Tag- und Nachtbücher 1939–1945*. Erste vollständige und kommentierte Ausgabe. Hrsg. von Hinrich Siefken. Innsbruck 1989.

<sup>43</sup> Vgl. Bluhm: *Tagebuch* (Anmerkung 34), S. 285.

<sup>44</sup> Nebel: *Bei den nördlichen Hesperiden* (Anmerkung 41), S. 6.

<sup>45</sup> Ernst Jünger: *Strahlungen I*. In: *Ders.: Sämtliche Werke*. Erste Abteilung. *Tagebücher*. Bd. 2: *Tagebücher II*. Stuttgart 1979, S. 4, 13.

<sup>46</sup> Scholdt: *Kein Freispruch zweiter Klasse* (Anmerkung 5), S. 176.

<sup>47</sup> Bergengruen: *Dichtergehäuse* (Anmerkung 14), S. 214.

<sup>48</sup> Ebd., S. 216; vgl. auch S. 195, 205 („Theorieferne“ und „Tendenzlosigkeit“ seiner Dichtung), S. 349: „[...] daß ich kein Systematiker bin und mich auf die Sprache der Abstraktion wenig verstehe. Was zu mir – und vielleicht auch aus mir – spricht, ist die Sprache der Anschauung, des Bildes, der Gestalt und des Symbols“.

sen“.<sup>49</sup> Eine solche Selbsteinschätzung wird, nach Lektüre der folgenden Aufzeichnungen, sicherlich revisionsbedürftig erscheinen. Und vielleicht führt dieser Revisionsprozeß ja auch zu einer Neubewertung des Autors Werner Bergengruen im gegenwärtigen Literaturbetrieb.

## V.

Den Gedanken an eine Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen hat Bergengruen selbst mehrfach erwogen – zuletzt in seinem literarischen Testament („Letztwillige Verfügung“) vom 2. März 1963: „Vielleicht würde man gut tun, diese Aufzeichnungen nach Stoff- und Sachgebieten zu gliedern. Ich denke nicht an einen lückenlosen Abdruck des Ganzen. Manches wäre wohl fortzulassen [...] Möglich wäre es auch, daß man aus dem Manuskript mehrere, thematisch von einander verschiedene kleinere Bücher machte. [...] Ich hatte oftmals vor, mich im Hinblick auf diese Art der Verwendung mit dem Manuskript gründlicher zu befassen, auszuwählen, zu gruppieren, an Redaktionen zu schicken usw. Aber ich habe mir dann doch die Zeit für eine solche Arbeit, über der ich Wichtigeres hätte zurücksetzen müssen, nicht nehmen mögen. [...] Als Textvorlage für den Druck bitte ich nur das handgeschriebene Manuskript zu benutzen, nicht etwa auch die 1946/47 angefertigten unvollständigen Maschinenabschriften oder Abdrucke, denn an diesen ist gelegentlich für bestimmte Zwecke herumredigiert worden, und nicht alle Ergänzungen, Änderungen, Berichtigungen und Fortführungen sind aus dem Original in das Maschinenmanuskript übertragen worden“.<sup>50</sup>

Diesen Vorgaben des Autors trägt die hier vorgelegte Edition Rechnung. Sie bietet eine wortgetreue Transkription des im Deutschen Literaturarchiv/Marbach (Nachlaß Werner Bergengruen) aufbewahrten handschriftlichen Originaltextes. Offensichtliche orthographische und Interpunktionsfehler sowie fehlerhaft geschriebene Namen und Orte wurden behutsam korrigiert. Alle anderen sprachlichen Eigentümlichkeiten jedoch, die Bergengruens Notate vielfach aufweisen, sind unverändert erhalten geblieben. Die in den Vorlagen bezeichneten Abschnitte wurden ebenfalls beibehalten. Auf textkritische Anmerkungen wurde verzichtet. Die von Bergengruen durchgängig eingefügte Nummerierung der Notate erscheint unverändert. Von den Herausgebern bei der Auswahl vorgenommene Kürzungen innerhalb einzelner Nummern sind mit [...] bezeichnet.

---

<sup>49</sup> Werner *Bergengruen*: Die Antwort der Geschichte. In: Kurt Ihlenfeld (Hrsg.): Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung. Berlin-Steglitz 1937. S. 12.

<sup>50</sup> Werner *Bergengruen*: Letztwillige Verfügung. 2. März 1963. Werner Bergengruen-Archiv, Ebenhausen, Bl. 2.

Der Kommentar will dem Leser durch knapp bemessene Sachanmerkungen die Textlektüre an erläuterungsbedürftigen Stellen erleichtern. Er beschränkt sich auf kurze historische bzw. literaturwissenschaftliche Informationen und verweist nur in Ausnahmefällen auf weiterführende detaillierte Sekundärliteratur. Alle Lebensdaten der im Text genannten Personen finden sich im Personenverzeichnis. Das Sachregister beschränkt sich auf die Anführung der im Text namentlich erwähnten Begriffe, Orte und Sachzusammenhänge.

Chemnitz, 20. Juni 2004

Frank-Lothar Kroll



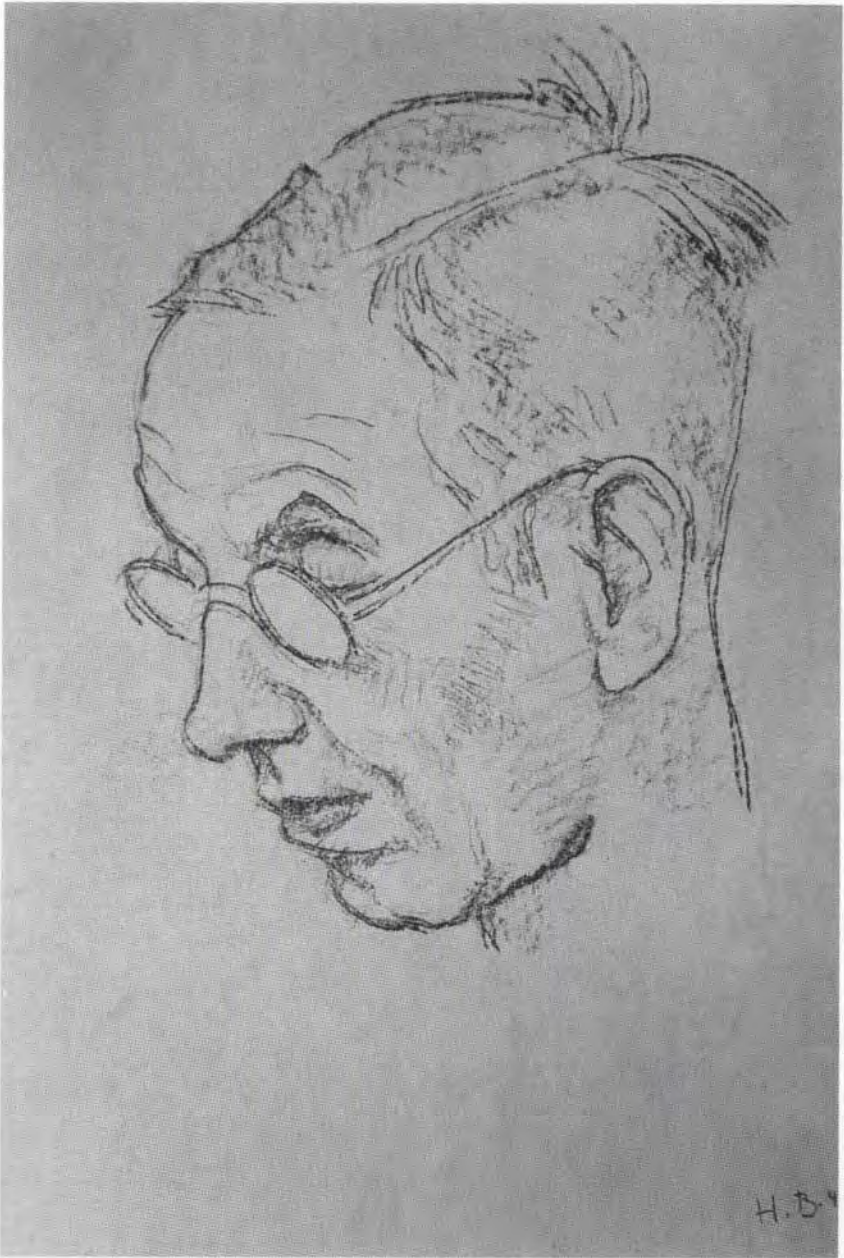
*Schüler 1902*



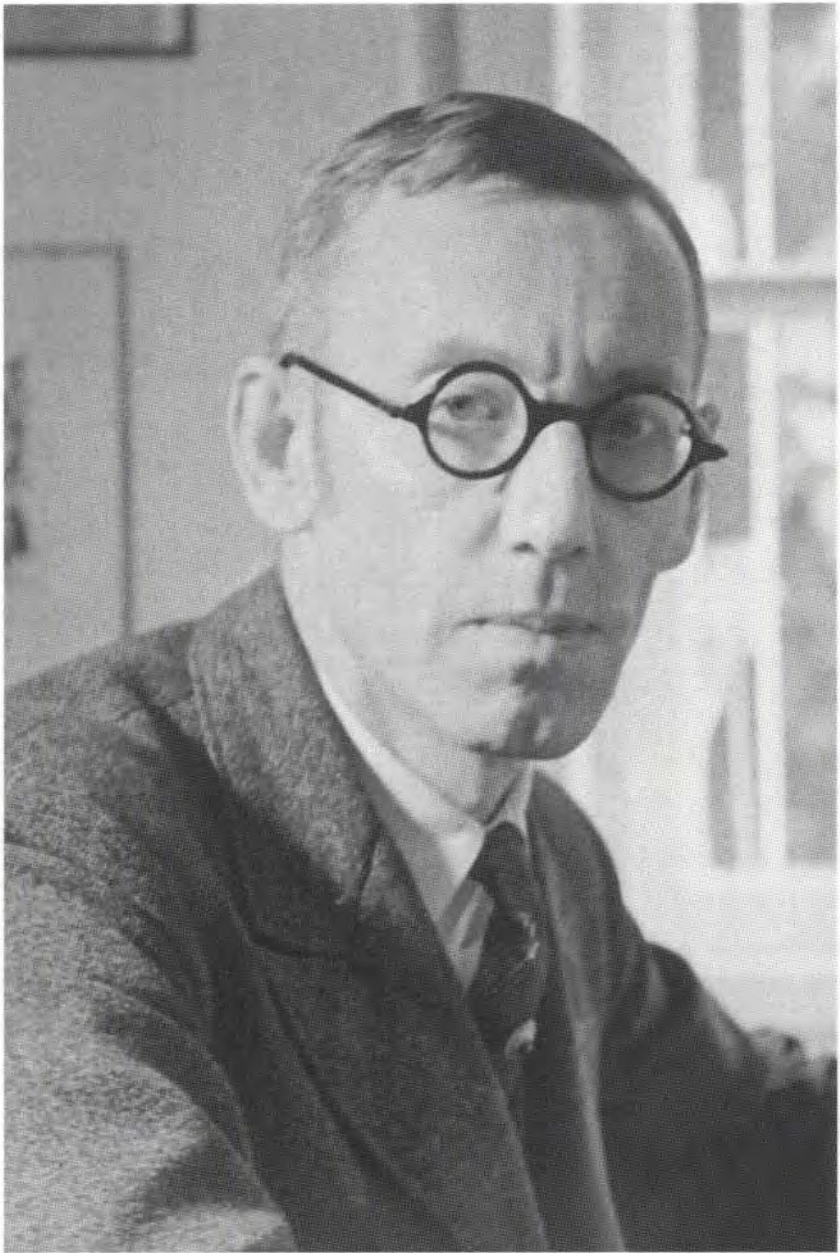
*Student 1914*



*Soldat 1918*



*Rötelzeichnung 1936*



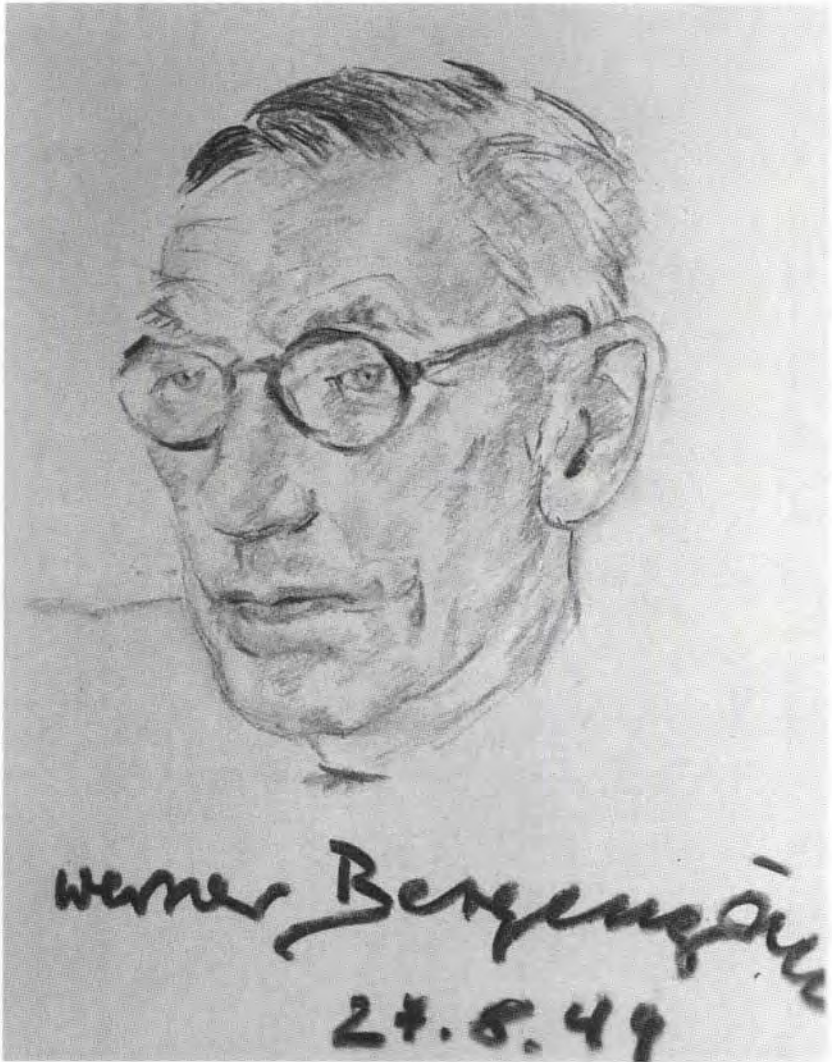
*Im Arbeitszimmer 1940*



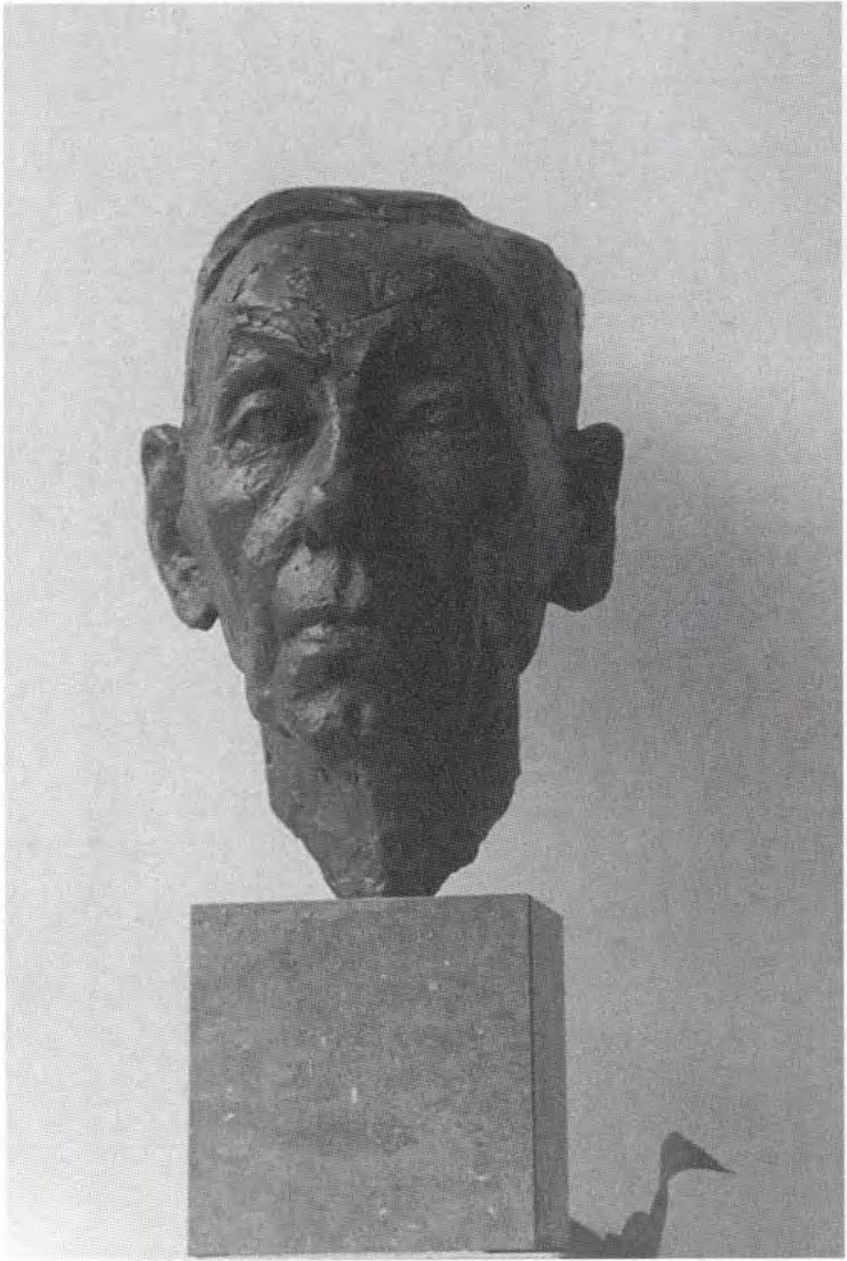
*Exlibris von Rolf  
von Hoerschelmann*



*Am Schreibtisch  
mit Zigarette 1948*



*Zeichnung von Elisabeth Lehmann 1949*



*Büste von Albert Schilling 1963*

# Freiraum Schreibtisch

„In totalitären Zeiten ist das Tagebuch  
die einzig mögliche Form des Gesprächs.“

Ernst Jünger: Strahlungen

Warum erschreibt sich einer sein anderes Leben?

Fehlende oder vermiedene Gesprächspartner mögen der Grund dafür sein. Eigene Orientierungssuche und neue Standortfindung im diaristischen Monolog können den Schreiber stabilisieren.

Wer in persönlichen Aufzeichnungen sein Außenseitertum fixiert, setzt sich bewußt vom äußeren Tagesgeschehen ab. Er sucht den Schutzraum Schreibtisch auf, gleichgültig, ob er ein intimes, emotional gefärbtes Tagebuch schreibt oder ein künftig zu publizierendes Journal mit dem schon heimlichen Seitenblick auf mediale Verwendbarkeit.

Der Chor der Schreiber solcher modernen Notate ist vielstimmig: Er reicht vom Wandervogel-Tagebuch über private Reiseberichte bis zu Kriegsaufzeichnungen, von einsamen Niederschriften des Erfahrenen in stummer Zeitzeugenschaft im totalitären Staat bis hin zu den heute so zahlreichen, sich stapelnden Memoiren der Politiker, Publizisten und Schauspieler unserer Tage.

Die anvisierte Zielgruppe wechselt, vom Spiegelbild des *alter ego* bis zum Voyeur-Leser gibt es mancherlei Spielarten. Und das Publikum ist so neugierig wie kritisch. Innerhalb der literarischen Gattung „Tagebuch“ zählt es intime Memoiren, Briefe und Diarien zur Gebrauchsliteratur, sorgfältig aufbereitete Reflexionen und ausgefeilte Journale indes stuft es als literaturfähig ein.

Von der Lektüre der chronologisch geführten autobiographischen Aufzeichnungen bekannter Autoren, wie etwa Thomas Mann, erhofft man sich Aufschlüsse über die Schreiber-Persönlichkeit, die das Werk bisher nur andeutungsweise preisgab. Die Gattung der anspruchsvollen „Denktagebücher“ hält aphoristisch oder essayartig Beobachtungen und Reflexionen zu den verschiedensten Bereichen sporadisch fest, etwa wie Ernst Jünger dies tat, und sie läßt dabei eine äußere Anpassung an die Zeitgeschichte scheinbar vermissen.

Eine Fülle von Diarien und sogenannten „Logbüchern“ ist während der Jahre der nationalsozialistischen Diktatur entstanden. Jeder der Autoren vollzog – ob emigriert oder in Deutschland geblieben – am Fluchraum Schreibtisch seine eigene innere Emigration, um sich vom Tagesgeschehen zu distanzieren. Manchem hat solches Niederschreiben damals lebenserhaltende Kraft gegeben. Notate waren neben dem schriftstellerischen Werk, das oft genug nicht veröffentlicht werden konnte, das „zweite Bein“. Hier durfte man bekenkend, widersprechend, korrigierend seinen Freiraum betreten und sich der Windstille am Schreibtisch überlassen, soweit man nicht entdeckt wurde. Aus

Furcht vor solcher Entdeckung blieb jedoch vieles ungeschrieben oder überlebte nur verschlüsselt.

Der Distanz zum Tagesgeschehen entsprach vielfach auch die Form solcher Aufzeichnungen: der Aphorismus umgriff in Gestalt eines exakt formulierten Prosasatzes den eigenständigen Gedanken. Im Essay wurde in literarisch gepflegter Form versucht, ein heikles Anliegen zu erörtern. Doch auch Marginalien tauchten auf, kurze zugespitzte Randbemerkungen, deren Inhalt nur vom Tagesgeschehen her zu verstehen war. Heute, in vergleichsweise ruhigeren Zeiten, ist das Tagebuch zur fiktiven Kunstform geworden, möglichst unmittelbar Emotionen oder Gedankensplitter mitteilend. In den dreißiger und vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts aber war es notwendiges Ventil für die Autoren – eine Überlebenschance ersten Ranges.

So schreibt Reinhold Schneider in seinem Vorwort zu Jochen Kleppers Tagebuchaufzeichnungen, die 1956 postum erschienen: „Er [Klepper] war an eine Stelle genötigt worden, von der niemand zurückkehrt – und also können die Lebenden nicht urteilen über die Entscheidung, die er dort vollzog [...]“.<sup>1</sup>

Andere Autoren, die zu einem Leben im Abseits gezwungen waren wie Victor Klemperer, führte das monologische Schreiben zu einer intensiven inneren Teilnahme an dem für sie gesperrten Außen. Klemperer verdanken wir auch minutiöse Beobachtungen zur Sprache des Dritten Reichs und exakte Zustandsschilderungen der politischen Maßnahmen jener Zeit. Daß der völlig Isolierte die spätere Leserschaft durch eigene Aufzeichnungen in seiner totalen Isolierung so zuverlässig informieren konnte, grenzt an ein Wunder, denn jederzeit konnte das Geschriebene entdeckt werden.

Mit Spannung las man nach dem Krieg Jochen Kleppers autobiographische Notate, Friedrich Reck-Malleczewens Tagebuch eines Verzweifelten, Theodor Haeckers Tag- und Nachtbücher oder Reinhold Schneiders theologisierende Aufzeichnungen. Gültigen Aufschluß über das Vergangene erhielt man bei alledem nicht. Auch Walter Kempowskis Kollektiv-Tagebuch „Echolot“, das vielstimmig Äußerungen der verschiedensten Autoren aus dem Winter 1943 gebündelt wiedergibt, brachte keine objektiven Einsichten in das Geschehene. Wieder wurde hier lediglich im Freiraum des Einzelnen subjektiv erfahren, ohne daß sich eine gültige Aussage einstellen wollte.

In letzter Zeit haben die Interpretationsprobleme von Literatur in den Diktaturen zugenommen: Mit wachsender zeitlicher Distanz zu den Ereignissen bequemt man sich nicht selten zur Schwarz-Weiß-Zeichnung. Nichtengagierte, d. h. am politischen Geschehen nur passiv teilnehmende Kunst und Kultur wird der totalen Anpassung verdächtigt. Wer nicht handgemein mit den Zwingheren wurde, seine Meinung verdeckt schreibend ins Bild setzte oder ins histori-

<sup>1</sup> Jochen *Klepper*: Unter dem Schatten deiner Flügel. Aus den Tagebüchern der Jahre 1932–1942. Hrsg. von Hildegard Klepper. Stuttgart 1956.

sche Kostüm steckte, gilt den Nachgeborenen als feiger Konformist. Rückzüge ins Schweigen statt politischer Aktionen werden als Mitläufertum angesehen, und wer nicht umkam, konnte kein Gegner des totalitären Regimes gewesen sein. Der Standort Schreibtisch im Abseits, Papiere in der Schublade, Chiffrieren und Camouflieren zwischen den Zeilen – all das scheint heute ebenso verdächtig zu sein wie die Eierschalen des Konservatismus und Traditionalismus der noch im 19. Jahrhundert Geborenen.

Werner Bergengruen (1892–1964) gehörte zu dieser Generation. Der im damals russischen Riga geborene, schon früh nach Deutschland emigrierte baltische Schriftsteller sah sich zeitlebens als einen Unbehausten an, der Italien ebenso zu seiner Heimat zählte wie den geliebten Nordosten. Berlin und München waren seine deutschen Lebensstationen, in den letzten Jahren noch Baden-Baden. In den Großstädten schrieb er seine Hauptwerke, vor allem den Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ (1935), später politische Lyrik wie „Der ewige Kaiser“ (1937) oder „Dies Irae“ (1944).

In seinen „Schreibtischerinnerungen“<sup>2</sup> berichtet Bergengruen von vielerlei schriftstellerischen Aktivitäten aus der Zeit des Dritten Reiches und versucht, sich Rechenschaft darüber zu geben, was er ein Leben lang am Schreibtisch geschrieben und getrieben habe.

Eine wichtige Arbeit vor allem fällt ihm hierbei ein. „die mich noch heutigentags beschäftigt: Im Jahre 1940 habe ich mich auf dies Unternehmen eingelassen, und noch immer kann ein Ende nicht abgesehen werden. Und selbst wenn ich bei guten Kräften das hundertste Lebensjahr erreichen dürfte, die Arbeit, an die ich denke, könnte und sollte kein anderes Ende finden als das Ende meines Lebens. Sie umfaßt Erinnerungen und Erfahrungen, Betrachtungen, Beobachtungen und Gedanken de omnibus rebus et de quibusdam aliis, und dies Gebirge des Fragmentarischen steht bei mir an jener Stelle, die bei anderen schreibenden Leuten von Tagebüchern, Konfessionen und Memoiren eingenommen wird. Einzelheiten daraus habe ich gelegentlich in Zeitschriften oder Zeitungen publiziert, und auch in manche meiner Bücher ist diese oder jene Aufzeichnung eingegangen. Das Meiste aber ist unbekannt und mag es einstweilen bleiben. Nach manchen anderen versuchsweise angesetzt, aber wieder fallen gelassenen Benennungen habe ich der Arbeit den Titel „Compendium Bergengruenianum“ gegeben. Heute weiß ich, daß dieser Titel nicht eigentlich paßt, denn im Worte Compendium steckt der Begriff der Sparsamkeit und zusammendrängenden Kürze, und das meine hat bereits einen Umfang von mehr als dreitausend handgeschriebenen Seiten erreicht. Wiederum meint das Wort zugleich etwas den Gegenstand Erschöpfendes, und einem solchen Sättigungsgrade strebt mein Compendium zu, wenn es ihn auch niemals durchaus wird erreichen können. Doch mag der Titel dann stehen bleiben, ich habe mich

<sup>2</sup> Werner Bergengruen: *Schreibtischerinnerungen*. Zürich 1961, S. 26.

an ihn gewöhnt wie an meinen fragwürdigen Namen Werner, den ich so oft als nicht ganz stimmig empfunden und mäßig verwünscht habe.“

In seinen postum erschienenen autobiographischen Aufzeichnungen „Dichtergehäuse“<sup>3</sup> schreibt er weiter zum Compendium: „Ein paar Worte über Absicht und Sinn dieser Aufzeichnungen hätte ich vernünftigerweise an ihren Anfang stellen sollen, einen Anfang also, der nun viele Schreibseiten und fast zwei Jahrzehnte zurückliegt. Aber wer sieht bei solchen Unternehmungen schon zu Beginn den Fortgang voraus? Ich konnte nicht wissen, daß aus ein paar flüchtig hingeworfenen Notizen mit der Zeit ein Lebensbegleiter für mich werden sollte, eben ein Compendium Bergengruenianum. Es hat hier wohl auch das Gesetz mitgespielt, wonach in höherem Alter der Gedanke immer mehr jenen Raum ausfüllt, der früher von der Unmittelbarkeit der Empfindungen beherrscht wurde; man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen. Jeder Mensch verfaßt ein Compendium, nicht jeder freilich setzt es auf Papier. Ich habe nie im Sinne gehabt, eine pragmatische Autobiographie zu schreiben, vielmehr als die von mir pflichtschuldig geleistete Selbstdarstellung die Summe des von mir Gereimten und Erzählten angesehen.“

Und in Bergengruens Dankansprache bei Entgegennahme der Plakette des Ostdeutschen Kulturrats in Mainz 1962 heißt es: „Der Mensch, der die Welt zu betrachten und als ein kleines Teilstück dieser Welt auch sich selber zu prüfen gewohnt ist, wird sich immer wieder zwei Faktoren gegenübergestellt finden, die ihn und sein Leben bestimmen [...] Auf der einen Seite gewahren wir den Anspruch der Individualität, auf der anderen den der Zugehörigkeiten. Der Mensch gehört zu einer Familie, einem Volksstamm, einer Nation, einer Kultur- und Sprachgemeinschaft, einem Lande, einer Zeitgenossenschaft. Er kann sich diese Zugehörigkeiten nicht wählen, sowenig er sich seinen Namen oder seine körperliche Konstitution hat wählen können; vielmehr ist er hier der Gewählte [...] Ich weiß nicht, ob mir der Ausgleich beider Faktoren gelungen ist oder gelingen kann.“<sup>4</sup>

Bergengruens Notate spiegeln eine Schriftstellerexistenz wider, die im Zufluchtsraum am Schreibtisch festhält, was ihr lesens- und bedenkenswert erscheint: Sie bieten Gedachtes, Gelesenes, Erlebtes in schwungvoller Handschrift mit seltenen Ausbesserungen, offensichtlich für künftige Leser gedacht.

Kaum ist von der Verzweiflung jener Zeit des Dritten Reiches die Rede, vom Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer 1937, von den Belastungen seiner Ehe mit einer nichtarischen Frau und deren Familie. Bergengruen versuchte zu überdauern und im totalitären Staat ein Leben zwischen Distanz und eben noch notwendiger Anpassung zu führen. Seine Chance war es, daß er, als

<sup>3</sup> Werner *Bergengruen*: Dichtergehäuse. Aus den autobiographischen Aufzeichnungen. Nachwort von Emil Staiger. Zürich 1966, S. 11.

<sup>4</sup> Werner *Bergengruen*: Mündlich gesprochen. Zürich 1963, S. 125 f.

Balte und „auslandsdeutscher“ Schriftsteller etikettiert, immer wieder Papierzuteilungen für seine Bücher erhielt und auf Grund einer Sondergenehmigung publizieren konnte. Er erlangte einen bemerkenswerten Spielraum im damaligen Literaturbetrieb. Zwänge zur Tarnung werden nicht erkennbar, ähnlich, wie sich das bei Jochen Klepper beobachten läßt.

Bergengruen sprach in seinen Büchern deutlich aus, was er zu sagen hatte, und er wurde verstanden. Die politischen Tagesereignisse jener Jahre streift er in seinen persönlichen Aufzeichnungen kaum, jeder schriftlich fixierte Text konnte gefährlich werden. Die eigene Position erscheint in den Notaten sicher und fest begründet und verlangte schriftliche Dokumentierung. Zwischen Selbstbewahrung und narzistischer Spiegelung lagen mitunter nur wenige Schritte. Fand der Kampf um die Leser in seinen Werken statt – in den Selbstzeugnissen seines Compendiums war er bei sich, freilich nicht selten mit Seitenblicken auf ein postumes Publikum. Die Notate wurden sorgfältig nummeriert. Tagesdaten gab es nicht, das jeweilige Entstehungsjahr indes wurde vermerkt.

Im Gegensatz zu seinen Weggenossen Jochen Klepper und Reinhold Schneider erlag Bergengruen auch zu Beginn des Dritten Reiches nicht der Faszination durch die neuen Machthaber, die er sehr bald gleichsetzte mit der bolschewistischen Bewegung nach der russischen Revolution von 1917, deren Folgen seine baltische Familie schmerzlich zu spüren bekommen hatte. So rückte er schon in den 1920er Jahren radikal vom Kommunismus ab und stand in den Gruppierungen des PEN wie des Schutzverbandes Deutscher Schriftsteller eher auf Seiten national-konservativer Kreise, die sich von den intellektuellen Linken absetzten.

Bergengruen ist mit alledem ein Emigrierter im doppelten Sinn: ein Nichtzeitgemäßer, schreibend auf der Suche nach einer Gegenwelt. Da an eine Emigration der fünfköpfigen Familie nicht zu denken war – Bergengruen war gänzlich unbemittelt, sprach kein Englisch und hatte keinen Brotberuf erlernt –, blieb ihm in den zwölf Jahren des Dritten Reichs lediglich der „Freiraum Schreibtisch“.

N. Luise Hackelsberger



Werner Bergengruen:  
Die Aufzeichnungen



:Bei einer  
Veröffentlichung schiene es mir  
geraten, diesen lebstgenannten  
Titel als Untertitel zu ver-  
wenden oder ihn innerhalb  
des Vorwortes als den von mir  
für meinen Privatgebrauch  
gewählten Titel zu erwähnen.  
Ein passender Haupttitel  
wäre noch ausfindig zu ma-  
chen.

Vielleicht würde man gut  
tun, diese Anführungen  
nach Stoff- und Sachgebieten  
zu gliedern. Ich denke nicht  
an einen lückenlosen Ab-  
druck des Ganzen. Manches  
wäre wohl fortzulassen.  
Das gilt insbesondere von  
einigen Stellen, die ich bereits



# Compendium Bergengruenianum

## Solln bei München: 1940–1942

15

In jedem Gemeinwesen, in jeder kleinsten wie größten Menschengemeinschaft, aber auch in jedem Einzelnen, – denn Makro- und Mikrokosmos symbolisieren ja einander – liegen die dunklen Kräfte, die Triebe der Tiefe ständig auf der Lauer. Staatskunst und Selbstdisziplin haben die Aufgabe, sie nicht ausbrechen zu lassen, nicht nur indem sie sie niederhalten, sondern auch indem sie ihnen eine Richtung zum Positiven geben.

40

Was der Deutsche bei anderen Völkern mit Empörung als Korruption bezeichnet, das ist oft nichts anderes als ein Aufbegehren des Individuums gegen den ihm unerträglichen Mechanismus der Institutionen. Man könnte von einer bestimmten Art der Korruption als von einem listigen Handgriff der Humanität sprechen.

117

Conrad Ferdinand Meyer, Treitschke und ungezählte andere Deutsche schreibenden und nichtschreibenden Standes erleichtern sich die Welt durch die simplifizierende Vorstellung, es stehe allenthalben dem arglosen Siegfried, dem hochherzigen, blonden, protestantischen Deutschen ein dämonisch schleichender, mit Dolch und Gift wohlbewehrter, schwarzhaariger und katholischer Welscher gegenüber, in dessen Stelle später der Jude einrückte. Die Antithese findet sich, freilich meist ohne den antikatholischen Effekt, schon bei den Romantikern. Bei C. F. Meyer indessen beginnt die ärgerliche Zwangsvorstellung ein Politikum zu werden. Aber der Hagen des Nibelungenliedes ist kein Welscher gewesen, und die deutsche Geschichte ist wahrlich an Felonien nicht arm.

120

Darf man daraus, daß sich in einem bestimmten Staatswesen und zu einer bestimmten Zeit Umsturzparteien betätigen, den Schluß ziehen, jenes Staatswesen habe zu jener Zeit mehr im Argen gelegen, als es der irdischen Natur nach notwendig ist? Revolutionäre Strömungen treten nicht dort auf, wo die notwendigen Mißstände ein Übermaß erlangt haben, sondern dort, wo ihnen, aus welchen Gründen immer, die Freiheit der Betätigung gewährt ist. Eine Schicht oder Gruppe von Menschen, die eine Änderung aller Verhältnisse wünscht, gibt es in jedem Staatswesen, auch im vollkommenen, denn an der Unvollkommenheit der Welt müßte auch dieses teilhaben.

121

Stände und Klassen können nur durch sich selber überwunden werden. Die französische und die russische Revolution siegten nur, weil die Schichten, gegen deren Stellung der Kampf sich richtete, diesem Kampfe oder seiner geistigen Vorbereitung die besten Truppen stellten.

## Achenkirch/Tirol: 1942

123

Es gibt keine schärfere, aber auch keine beweiskräftigere Charakterprobe als Verbannung oder Emigration.

133

Im kaiserlichen Rußland war die Kluft zwischen der Oberschicht und dem Volk ungeheuer tief; zugleich aber war sie schmal und leicht zu überschreiten. Es gab Möglichkeiten des Aufstieges, wie liberal-nivellierte Länder sie nicht kannten. Es war nichts Seltenes, daß Unteroffiziersöhne Generäle und Begründer aristokratischer Familien wurden. Aristokratische und demokratische Elemente waren, wie sie es im russischen Charakter sind, auch im öffentlichen Leben aufs Merkwürdigste gemischt. Der Bauer konnte den Kaiser duzen, und selbst zur Zeit der Leibeigenschaft bat der Fürst seine Dienstboten um Verzeihung, bevor er zur Kommunion fuhr. Es kamen scheußliche Dinge vor, aber sie geschahen auf menschliche Weise, nicht auf mechanische; denn der obrigkeitliche Apparat wurde von fehlbaren Menschen bedient, nicht von korrekten Automaten. „Menschlich“, das soll hier freilich nicht, wie ein oberflächlicher Sprachgebrauch es eingeführt hat, „milde“ heißen. Wildheit, Leidenschaft, Grausamkeit haben ja auch ihren Platz im Umfang des Menschenwesens.

143

Jede Revolution denkt einen Zustand zu schaffen. Aber fast eine jede schafft an seiner Stelle eine Stufenfolge von Vorzuständen. Der Zustand selbst liegt im Weiten und sieht anders aus, als die Revolutionäre ihn träumten.

146

Eine beliebte Äußerungsform des Chauvinismus besteht in der ständigen Klage über das angeblich mangelhaft entwickelte Nationalgefühl des eigenen Volkes. Diese Klage kann nie gestillt werden, denn selbst im ärgsten Paroxysmus ist immer noch eine Steigerung denkbar; zugleich hat sie den Vorteil, daß sie das in Rede stehende Volk vom Vorwurf des Chauvinismus freizusprechen scheint.

148

Weil der Deutsche groß ist in der echten Mystik, darum erliegt er auch so oft den Anlockungen der falschen. Nur wer an alle Türen klopft, wird zuletzt auch die rechte nicht verfehlen. Wer an keine Tür klopft, dem kann sich auch die rechte nicht auftun. Der Genius freilich wird nur an eine klopfen, und es wird die rechte sein. Aber Genien sind selten und nicht in Völkern zuhause.

150

Der pietätvolle, konservative, geschichtliche, aufs Positive gerichtete Mensch ist immer in Gefahr, sich an die Mittelmäßigkeit zu verlieren. Er bedarf der schneidendsten Verneinung, um dieser Gefahr Herr zu werden.

161

Die Verfechter der biologischen Weltauffassung wissen erstaunlicherweise nicht von der Heiligkeit, sondern nur von der Brauchbarkeit des Lebens. Als ob zum Urteil über Wert und Unwert des Lebendigen nicht ein Standort oberhalb unserer Welt nötig wäre!

## Achenkirch/Tirol: 1943

176

Unabhängigkeit ist ein aristokratisches Postulat, Freiheit ein demokratisches. Merkwürdigerweise hat der Deutsche die obrigkeitliche Bevormundung fast nie als eine Beeinträchtigung seiner Freiheit empfunden. Als Freiheit galt ihm das Bewußtsein, an Bevormundungen einen mittelbaren Anteil nehmen zu dürfen, nämlich auf Umwege über den Stimmzettel.

188

Der Ausländer, der am deutschen Briefkasten die Mahnung liest: „Aufschrift und Marke nicht vergessen!“ muß glauben, in einen Kindergarten oder in eine Pflegeanstalt für Zurückgebliebene geraten zu sein.

194

Ich habe gemeint, ein gewisser Typus des teutonischen Schlapputprofessors, oft, gottlob nicht immer, von dichterischen Ambitionen besessen, sei mit Felix Dahn aufgekommen. Später sah ich, daß Dahn in Hoffmann von Fallersleben einen Vorläufer hatte. Jetzt bin ich geneigt, Fichte für den Ahnherrn zu halten. Man könnte sogar versucht sein, den Stammbaum über die Barockzeit ins Humanistenjahrhundert zurückzuführen. Aber dieser Typus wurde wohl erst möglich, nachdem die Wissenschaft aus der lateinischen Universalität in die vaterländische Abkapselung geraten war.

215

Die Welt ist nicht so einfach wie die flinken Erklärer glauben. Nichts hat bloß eine Ursache, alles deren viele. Am Ende freilich sind auch diese vielen nur Symptome, nur Zeichen eines Schicksalsspruches, nur einzelne Paragraphen oder Ausführungsbestimmungen des Urteils, das ein einziges ist. Deutschland hat 1918 den Krieg weder durch Hunger noch durch Materialmangel noch durch eine Superiorität seiner Gegner verloren; erst recht nicht durch einen Dolchstoß.

217

Es hat mich immer erheitert, wenn der Feldpostbrief als kristallklare Quelle bezeichnet wurde. Als ob die Menschen durch eine Mobilmachung plötzlich verwandelt werden könnten! Einen Soldaten hörte ich sagen: „Je besser man schwindelt, desto mehr Pakete bekommt man geschickt.“

257

Die Kirchengeschichte, sofern sie die Kirche nicht als eine faßbare Einrichtung, sondern als das Ausdrucksmittel des Gottesreiches im Auge hat, ist die eigentliche Geschichte der Menschheit und der Welt; alle anderen historischen Disziplinen liegen an ihrem Rande.

270

Es ist nicht immer eine Entschuldigung, wenn man angesichts gewisser Irrtümer sagt: „Damals war ich eben noch sehr jung, da wußte ich es nicht besser.“ Wo Wissen und Erfahrung noch nicht zureichen konnten, da hätte der Instinkt sprechen müssen, und hiermit hängt zu einem Teil auch meine Abneigung gegen die eigene Jugend zusammen. Zu den Göttern meiner jungen Jahre gehörte Münchhausen, und gegen Morgen, wenn wir ganz betrunken waren, pflegten wir uns gegenseitig seine Gedichte vorzusagen. Ich ließ mich von Akzidentien blenden und merkte nicht, wie hohl und äußerlich diese für rittermäßig sich ausgebende Welt ist. Sie zu durchschauen, dazu bedurfte ich erst der persönlichen Begegnung mit Münchhausen, die mich beschämte; denn statt eines ritterlichen Dichters fand ich einen parvenühaft aufgeblasenen Schulmeister. Eins seiner Bücher nennt er „Das Herz im Harnisch“.<sup>1</sup> Schläge darin nur ein Herz, dem Harnisch wollte man sein Blechgerassel gern verzeihen! Aber der Harnisch ist leer, und er stammt nicht vom Waffenschmied, sondern vom Kostümverleiher.

---

<sup>1</sup> Bötties Freiherr von *Münchhausen*: Das Herz im Harnisch. Neue Balladen und Lieder. Berlin 1911.

273

Das Sprichwort: „Lieber den Bauch verrenkt, als was dem Wirt geschenkt“, ist sehr deutsch. Deutsch ist der Zug zur unbedingten Ausnutzung des Gebotenen. Es ist nicht möglich, dem Deutschen, er habe denn schon die Erziehung einer gemein-europäischen Oberschicht, etwas à discrétion zu bieten. Ich erinnere mich einer Dichtertagung, bei der viele Teilnehmer sich mit den Zigarren und Zigaretten, die bei den einzelnen gesellschaftlichen Veranstaltungen auslagen, die Taschen füllten. Wo der Durchschnittsdeutsche an einen schwedischen oder russischen Imbißtisch gerät, da sättigt er sich schlaue lächelnd an den überreichlich zur Auswahl stehenden Vorspeisen gegen einen Pauschalpreis, dessen verhältnismäßige Geringfügigkeit von der Voraussetzung bestimmt ist, der Gast werde ein paar Vorspeisen wählen und sich im übrigen an die nachfolgenden Hauptgerichte halten. Von Russen und Balten wurde das Auskosten des Menüs bis zur letzten Kartoffel immer als spezifisch reichsdeutsch empfunden. Läßt man in einem deutschen Wirtshaus etwas übrig, so wird man gefragt, ob es einem nicht geschmeckt habe. Denn es gilt als selbstverständlich, daß man, was einmal bezahlt wird, auch über die Sättigungsgrenze hinunterzwingt. Dieser Zug ist ebenso wie der Neid aus den engen und gedrückten Verhältnissen zu erklären, in denen der Deutsche durch so lange Strecken seiner Geschichte zuhause gewesen ist. Würden ihm aber durch ein Wunder diese Verhältnisse erweitert und erhoben, so würden vermutlich diese Züge nicht verschwinden, sondern ins Große gehen und die schrecklichsten Mißverhältnisse bilden. Übrigens liegt in diesen beiden Zügen vielleicht die Wurzel der so viel bewunderten und so viel verrufenen deutschen Tüchtigkeit.

274

Bestimmte Schichten werden, um ihre durchaus echten Gefühle auszudrücken und ausgedrückt zu finden, immer dessen bedürfen, was man mit einem wenig konzisen Wort als „Kitsch“ bezeichnet. Das entsetzliche Lied: „Nach der Heimat möcht ich wieder“ ist für Tausende ebenso eine Wahrheit, eine Realität des Gefühls, wie es der blecherne Schmuck mancher Gräber ist. Kitsch ist nicht scheltens wert an sich, weder in der Literatur noch in anderen Künsten. Alles aber ist daran gelegen, daß er an die rechte Stelle gerückt oder verwiesen werde; da ist er harmlos, führt niemanden irre, und es braucht kein Wort verloren zu werden. Gefährlich ist nur der Kitsch, der sich nicht als solcher zu erkennen gibt. Denn dieser verrückt die Maßstäbe, verfälscht die Rangverhältnisse und bringt alles in Unordnung. Gefährlich ist nicht Rudolf Herzog oder Walter Bloem, die nur eine kurze Zeit hindurch eine bescheidene Gefährlichkeit aufbrachten, oder gar die Courths-Mahler. Gefährlich ist Ernst Wiechert, und gefährlich ist einmal Waldemar Bonsels gewesen.<sup>2</sup> welcher der Wiechert

<sup>2</sup> In der von Bonsels herausgegebenen „Münchener Feldpost“, einer während des Zweiten

der Vor-Wiechert-Zeit war. Diesem Kitsch muß man entgegentreten; aber nicht so sehr, indem man ihn angreift, sondern indem man Dinge hervorbringt, aus denen sich Maßstäbe gewinnen lassen.

296

Groß ist der Einfluß der Dichtung auf die Auffassung geschichtlicher Charaktere. Bis zu Reinhold Schneider ist Philipp II. im wesentlichen so gesehen worden, wie Schillers „Don Carlos“ ihn zeichnete.<sup>3</sup> Ich bin meines Wissens der erste gewesen, der eine neue und, wie mich dünkt, haltbare Deutung Kaiser Friedrichs III. versucht hat.<sup>4</sup> Ich merke, wie sie an Boden gewinnt.

300

Die Weltgeschichte, die es anscheinend gern mit den Mittelwegen, den Kompromissen, Übereinkünften und Abschwächungen hält, kennt doch auch die Alternative in ihrer schroffsten Form. Völker, Zeitalter, politische Systeme können wie Herkules an den Scheideweg gestellt werden. Sehr selten aber ist es den Mitlebenden gestattet, das zu erkennen; es wird erst den Nachgeborenen deutlich.

302

Der eigentliche Unterschied zwischen dem konservativen und dem liberalen Menschen besteht darin, daß dieser an die Veränderbarkeit der Welt, jener nur an die Veränderbarkeit von Einrichtungen glaubt.

324

Mit zunehmendem Alter und ganz besonders in Zeiten gleich denen, in die bei mir diese Alterszunahme fällt, nimmt auch eine Erscheinung zu, die ich, nachdem in der politischen Welt auf dieses Wort kaum noch ein Anspruch erhoben wird, Nihilismus nennen möchte. Ich verstehe darunter einen Prozeß der fortschreitenden Vernichtung aller Dinge. Sicherheiten, Gewohnheiten, Lebensformen, Beziehungen zu Menschen, vermeintliche Unentbehrlichkeiten, Grundsätze, – das alles erscheint nicht nur äußerlich in seiner Vorhandenheit gefähr-

---

Weltkriegs erscheinenden Hefreihe für die kämpfende Truppe, veröffentlichte Werner Bergengruen 1942 seine Erzählung „Schatzgräbergeschichte“. Die Buchausgabe erschien erstmals Tübingen 1946; vgl. hierzu Werner *Bergengruen*: Schreiftischerinnerungen. Zürich 1961, S. 177; *ders.*: Dichtergehäuse. Zürich 1966, S. 45 ff.

<sup>3</sup> Reinhold Schneider veröffentlichte 1931 ein großangelegtes Essay über den spanischen König Philipp II. (Reinhold *Schneider*: Philipp der Zweite oder Religion und Macht. Leipzig 1931; dazu Pirmin A. *Meier*: Form und Dissonanz. Reinhold Schneider als historiographischer Schriftsteller. Frankfurt am Main/Bern/Las Vegas 1978). Friedrich Schillers Drama „Don Karlos. Infant von Spanien“ erschien 1787.

<sup>4</sup> Vgl. Werner *Bergengruen*: Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal. Roman. München 1930.

det, wie es ja in diesen Jahren jede Stunde lehrt, sondern es büßt auch Rang, Notwendigkeit und Bedeutung ein. Wichtiggenommenes wird gleichgültig; Dinge, die als Voraussetzungen der Existenz galten, schwinden hin, ohne eine Lücke zu lassen. Der Kreis des Absoluten wird immer kleiner, die konzentrisch um ihn gelagerten Kreise des Bedingten wachsen, ihm zu Ungunsten, von einem Tage zum andern. Aber jener Mittelkreis des Absoluten, und mag er endlich auf einen bloßen Zentralpunkt zusammenschrumpfen, gewinnt einen Feuerglanz, eine Unauslöschlichkeit, eine Glut, die alle Aschenkreise durchstrahlen.

353

Es ist schwer zu sagen, was von dem vielfältigen Werk der Ricarda Huch in einen bleibenden Bestand übergehen wird, und ich, kein übermäßig genauer Kenner ihres Oeuvres, maße mir da am wenigsten die Würde eines Prognostikers an. Aber man möchte wünschen, das Bild dieser außerordentlichen Frau fände seine Fortwirkung weit über ihre Lebensdauer hinaus.

Ich bin ihr vor langen Jahren in Berlin begegnet. Sie war zu einer Vorlesung von mir gekommen, und bei dem anschließenden Zusammensein wurde ich ihr vorgestellt. Ich mochte nicht störend oder aufdringlich sein, und da ich sie von einer vielköpfigen Frauenschar umgeben fand, so hielt ich mich zurück; und ich hätte ihr doch so gern meine Verehrung zu erkennen gegeben. Oft hat mich später der Gedanke beunruhigt, sie könne meine Zurückhaltung falsch ausgelegt haben. Noch nach Jahren dachte ich daran, ihr dieserhalb zu schreiben, doch fand und finde ich den Entschluß dazu nicht.

In Zürich als eine der ersten Frauen zum Doktor promoviert, – denn in Deutschland war das damals noch nicht angängig, – reicht sie mit ihren Anfängen noch in die große, in die heroische Zeit des Frauenstudiums zurück; später studierte jede Gans. Ich nehme an, sie wird in ihrer Jugend auch Raum für eine burschikose Leidenschaftlichkeit gehabt haben; und doch ist ihre Gesamterscheinung die einer großen Dame.

Immer hat mich ihre Haltung Stefan George gegenüber entzückt. Bei einer Gesellschaft im Wolfskehl'schen Hause in München, bei der Stefan George, wie es üblich war, abseits der anderen Gäste, hieratisch in einem nur Auserlesenen zugänglichen Raume thronte, kam Karl Wolfskehl zu ihr und machte ihr, als habe er die höchste Auszeichnung zu vergeben, die Mitteilung, der Meister wünsche sie kennen zu lernen; er habe Auftrag, sie ihm zuzuführen und vorzustellen. Ricarda Huch antwortete, sie sei gewohnt, daß die Herren ihr vorgestellt würden.

Diese souveräne Frau ist original und beispielhaft zugleich, – zwei Eigentümlichkeiten, die sich selten vereinigt finden. Männliche und weibliche Elemente scheinen sich bei ihr vollkommen zu durchdringen. Und zumal in der letzten Zeit konnten wir erfahren, wie sehr der Weite ihres Herzens, der Schmiegsamkeit ihres Geistes und der milden, überlegenen Altersweisheit eine jeder Verehrung würdige Unbeugsamkeit des Charakters gesellt ist.

355

Zum Besten im Menschen und in Völkern gehört das Bedürfnis, zu verehren. Aber wie oft geht gerade dies Bedürfnis fehl und wie schändlich kann es mißbraucht werden! Mehr als anderswo bedarf es hier jener Gabe, die wir uns immer wieder erbitten müssen, der Gabe der Unterscheidung der Geister. Einen brauchbaren Heerführer, einen mittelmäßigen, zur Unzuverlässigkeit geneigten Charakter und einen Politiker von vollkommener Ideenlosigkeit haben die Deutschen standbildhaft zum getreuen Eckart ihres Volkes erhoben.

383

Konservativ heißt nicht so sehr eine beharrende als vielmehr eine beruhende Ansicht der Welt.

389

Als die soldatischen Eigenschaften gelten Tapferkeit, Kameradschaftlichkeit, Ehrgefühl, Ritterlichkeit, Stolz. Manchmal ist man zu der Behauptung versucht, das militärische Leben entwickle genau die entgegengesetzten: Furcht vor dem Urteil der Umwelt, Unselbständigkeit, Neid, Streberei, Servilismus, Eitelkeit, Roheit. In Wirklichkeit findet eine sehr merkwürdige Durchdringung und Verschlingung jener beiden Eigenschaftsgruppen statt, und hieraus entsteht der soldatische Charakter.

396

Verlogenheit ist allmenschlich, doch sind ihre Formen nicht nur bei Individuen, sondern auch bei Völkern verschieden. In Deutschland bekommt man auf exakte Fragen meist exakte Antworten, und in normalen Zeiten hält auch das Kursbuch, was es verspricht. Die deutsche Verlogenheit ist mehr passiv als aktiv, weniger eine Verlogenheit der Aussage als eine Verlogenheit des Denkens und der Empfindungen. Gern hat man den Bauch voller Bier, das Hirn voller Nebel, das Herz voll unerklärbarer Wallungen. Der Deutsche ist nicht nur verblendbar, sondern er hat auch eine förmliche Gier nach Verblendungen. Andere Völker fürchten die Verblendung, und besonders die Romanen mit ihrem lateinisch geschulten Geist sind hier wachsam bis zum Mißtrauen, selbst auf Kosten ihrer Glaubensfähigkeit.

398

Als den spezifisch preußischen Eigenschaften auflockernde Tendenzen entgegenzutreten begannen, da erschien Kant, und nun ergab sich jene preußisch-kantisch protestantische Überspannung des Pflichtbegriffs, in welcher die preußischen Tugenden – Tugenden vorwiegend der Subordination und der Subalternität – ihre Verklärung und Verzerrung erfahren sollten. Das Gewissen gebietet, der Pflicht zu folgen, aber was ist das für ein Gewissen? Es ist nicht primär auf das Sittliche gerichtet, sondern auf das Praktisch-Vernünftige, welche

zwei Kategorien im bürgerlichen Leben zusammenzufallen haben, auf den Einklang nicht mit dem Kosmos, sondern mit dem Gemeinwohl, nicht auf Gott, sondern auf die Obrigkeit. Ursprünglich wurde hierbei noch an die von Gott eingesetzte Obrigkeit gedacht, später aber war es die Obrigkeit schlechthin, die nun einmal da war und Gewalt hatte. Zuletzt trat die Pflicht in die Stelle des Gewissens. Alle Verantwortungen wurden vom lebendigen souveränen Gewissen auf jenen abstrakten Pflichtbegriff abgewälzt. Es gab nichts, das nicht mit dem Hinweis auf eine vermeintliche oder auch nur angebliche Pflicht entschuldigt werden konnte. Hierbei vermochte der kriegerische Mut vortrefflich zu gedeihen, der Mut der Seele mußte verkümmern.

399

Auch dies ist sehr preußisch und sehr protestantisch, daß in dem berühmten Konflikt zwischen Pflicht und Neigung das Gewissen immer zu Gunsten der Pflicht zu entscheiden gehalten ist. Die Pflicht nämlich kann nicht irre gehen: das aber, wonach die Neigung zielt, kann bei der Verderbtheit der menschlichen Natur unter allen Umständen nur das Böse sein.

420

Ob nun die Zukunft Monarchien, Republiken oder uns noch unbekanntere Staatsformen bevorzugen wird, – das Beste des monarchischen Gedankens wird immer im Papsttum fortleben.

431

Unter Konservatismus verstehe ich nicht ein altjüngferlich ängstliches Hüten alles Überkommenen, sondern den Widerstand gegen das Unfundierte und Konstruierte, den Einblick in die fundamentalen Gegebenheiten des Daseins, an denen der Mensch sich inmitten aller Schwankungen immer wieder zu orientieren vermag. Element dieses Konservatismus ist die Erde, Element seines Gegenpols die Luft.

434

Es ist eine fable convenue, und doch scheint sie sehr oft bestätigt zu werden, daß Satire nur im Lager der lösenden, nicht der bindenden Kräfte, welche beiden Kräfte man, ein wenig grob, mit links und rechts bezeichnet, zuhause sein könne. Indessen zeigt Aristophanes, wie weit auch ein konservativer Satiriker möglich ist. Aber dieser kann sich nur auf dem Boden einer wahrhaft großen konservativen Konzeption erheben, nicht auf dem Boden eines Parteiprogramms, wie es seinerzeit das deutschnationale war, diese Verzerrung und Verfälschung des Konservatismus.

Die eine Satire blickt auf die Verkehrtheiten und Unzulänglichkeiten der Menschen, also auf das Irreformable; die andere auf die einzelnen aus solchen Eigenschaften erfließenden Zustände, also auf das Reformable. Diese ist cete-

ris paribus die näherliegende, leichtere, verbreitetere, aber sie gehört in die Polemik;<sup>5</sup> jene ist selten und unpopulär, aber der Weisheit und Gelassenheit verbündet.

436

Daß die Monarchen, deren Sturz wir miterlebt haben, so kampflos abtraten, das hat gewiß zum größten Teil sehr achtungswerte Gründe gehabt, etwa daß sie ihrem Lande einen vermeidbaren Bürgerkrieg ersparen wollten. Aber daß sie derartige Gründe haben konnten, das beweist ja schon, daß sie Monarchen vielleicht noch aus dem Verstande oder aus dem Vorsatz waren, aber nicht mehr aus dem Geblüt. Und darum ist es schwer zu denken, daß sie wiederkommen sollten.

457

Vor unserer Zeit liegt die größte Aufgabe. Zum ersten Male nach dem Zerfall des alten Reiches als eines über den zoologischen Egoismus der einzelnen Staaten und Völker gesetzten abendländischen Ordnungsprinzips ist nun wiederum die Frage eines lebendigen Staaten-, eines lebendigen Völkersystems zu lösen, das die partikulären Kräfte bindet, ohne sie zu fesseln, die Uneinsichtigen belehrt, ohne sie zu zertrümmern, die Widerstrebenden nötigt, ohne ihnen das Stachelgefühl erlittener Vergewaltigung zu hinterlassen.

458

Sind Fehlwege der Geschichte denkbar? Die Frage muß, so sehr man unter diesem oder jenem Gesichtswinkel irgend ein historisches Faktum oder Ergebnis bedauern mag, mit Nein beantwortet werden. Die Geschichte läßt sich nur als ein Ganzes betrachten, in ihr wie in der Natur waltet ein verborgener Zieltrieb, und so darf von Fehlwegen in der Geschichte ebenso wenig die Rede sein wie in chemischen, geologischen, physikalischen Vorgängen. Wohl aber gibt es Fehlwege für die Träger und die Opfer historischer Prozesse; diese standen vor Entscheidungen und hatten an irgendeinem Punkte die Freiheit des Wählens.

462

Jeder Eroberer, jeder gewaltsame Umgestalter führt einen Kampf gegen die Glückseligkeit der Menschen, die ja in einem friedlichen Dahinleben besteht, und es ist wohl auch zuzugeben, daß diese Glückseligkeit nicht das Höchste auf Erden ist. So ist es vielleicht gut, daß immer wieder ein Ärgernis kommt; aber wehe dem, durch den es kommt. Und was erreicht denn der Eroberer und gewaltsame Umgestalter? Er schafft ein Werk, das zum Untergang bestimmt

---

<sup>5</sup> Bergengruen bezieht sich hier auf die erstmals 1922 erschienene Betrachtung „Satire und Polemik. Der Geist des Menschen und die Wahrheit“ des katholischen Autors Theodor Haecker, mit dem er in lockerer Verbindung stand.

ist, denn der Staat, den er aufrichtete, muß ja altern. Seine Krieger werden zu Stadtsoldaten und Polizisten und deren Söhne zu Beamten oder Gewerbetreibenden, die wiederum der Glückseligkeit nachtrachten; kurz, es entsteht von neuem der Zustand, gegen den er durch seine Handlungen protestierte. Sollte er nicht Anwendungen von furchtbarster Skepsis ausgesetzt sein, wenn ihm dieser Kreislauf, wenn ihm diese Sinnlosigkeit seines Tuns zum Bewußtsein kommt? Es gibt in der Tat Zeugnisse dafür, daß Männer solcher Art sich nur dadurch der lähmenden Skepsis entziehen, daß sie an jede Handlung eine neue knüpfen und auf diese Weise dem Gedanken, wenn sie überhaupt für ihn geschaffen sein sollten, den Weg verlegen. Ja, vielleicht haben sie sich in Wirklichkeit nur von dieser Furcht vor dem Gedanken auf ihre Bahn führen lassen. Sonst mögen sie, bewußt oder unbewußt, wohl auch folgendermaßen argumentieren: Gott läßt solche Sinnlosigkeit zu, – soll ich sinnvoller zu Werke gehen wollen als er?

463

In den triumphalen Exzessen unserer Tage haben wir die Euphorie des sterbenden Nationalismus zu erblicken.

482

Als Inbegriff der Sterilität erschien mir von je her die Dichtung der sogenannten Frontgeneration, zu der manche auf Grund rein äußerlicher Merkmale auch mich haben rechnen wollen. Von diesen Dichtern, den Kombattanten von 1914/18, wurde gesagt, sie „gestalteten das Fronterlebnis“. Leider taten sie nichts als dies. Daß Dichter an Kriegen teilgenommen haben, ist nichts Außergewöhnliches, man darf nur an Aischylos, Dante, Cervantes, Eichendorff, Tolstoi, Liliencron denken. Für alle diese war der Krieg eine Phase ihres Lebens, nicht ihr Leben selbst. In ihrer Dichtung schimmern, stärker oder schwächer merklich, die Kriegserlebnisse durch, aber sie wird nicht von ihnen beherrscht.

Unsere Frontgeneration kommt, selbst mit ergrauten Haaren, von dem einmal Erlebten nicht los. Sie starrt, einerlei ob militaristisch oder antimilitaristisch, auf diese doch nur einen Bruchteil ihres Lebens ausmachenden Jahre zurück und hält sich auf Grund einer solchen Retrospektive noch für revolutionär. Was ist das denn anders als das Verhalten von Greisen, die nicht aufhören können, Studentenlieder oder Wandervogelgeschichten zu schreiben?

## Achenkirch/Tirol: 1944

524

Für mich, wie wohl für viele Einzelgänger, hat das Wort „Zeitgenosse“ immer einen verächtlichen Klang gehabt. Nichts, so dachte ich, habe ich mit diesen

Leuten gemein außer dem einen Umstande, daß wir zufällig in der nämlichen Zeit auf dieser Erde leben. Jetzt sehe ich, daß dies schon sehr viel ist. Wir haben, und wenn wir uns noch so verschieden dünken, in vielen Hinsichten gemeinsame Gedanken, Sorgen, Wünsche und Gepflogenheiten, und die künftige Zeit, wenn anders sie von uns überhaupt Notiz nehmen sollte, wird uns alleamt in einen Topf werfen; darin wird sie, wie alles menschliche Urteilen, Recht und Unrecht in einem haben.

530

Im Anfang der fünfziger Jahre stehend, beobachte ich nun auch an mir, der ich doch ein vorwiegend visueller Mensch bin, jenen Prozeß, der von der Erscheinung zum Gedanken leitet. Mehr als bisher empfinde ich einen Zug zum Abstrakten. Sogar die Mathematik, die für mich das fremdeste und widerwärtigste aller Gebiete gewesen ist, beginnt einen Reiz anzunehmen; wären Zeit und Kräfte nicht durch andere Dinge beschränkt, so würde ich mich ihr vielleicht gründlich zuwenden. Mich lockt die Lektüre philosophischer Bücher und mich lockt es, meine Gedanken eben als Gedanken zu formulieren, während ich mich früher nur getrieben fühlte, sie in Bilder umzusetzen. Ja, es ist eine Leidenschaft zum Denken über mich gekommen. So sind auch diese Aufzeichnungen zu verstehen, die ich einstweilen „Allerleirauh“ oder „Compendium Bergengruenianum“ nenne und auch wohl als meinen Nachlaß bezeichne, da ich nicht vorhabe, sie bei Lebzeiten zu veröffentlichen, wenigstens nicht im Ganzen. Gleichzeitig empfinde ich eine Freude darüber, daß mir noch eine neue Form der Äußerung möglich und mein Leben noch nicht in Routine verhärtet ist. Es ist freilich denkbar, daß mit dieser neuen Wendung ein Rückgang des bildnerischen Vermögens verbunden sein könne; für eine Weile hoffe ich ihm aber noch Widerstand zu leisten.

539

Der Deutsche Bund hat sich höchst ungerechte Beurteilungen gefallen lassen müssen. Immerhin soll man ihm attestieren, daß er ein halbes Jahrhundert lang das Haus abgab, in welchem der unverblendete Deutsche jener Zeit leidlich zu wohnen vermochte. Er hat länger gehalten als das hohenzollernsche Kaiserreich, das, um die eigene Genesis zu rechtfertigen, ihn durch den Mund der neudeutschen Geschichtsschreiber zu schmähen nicht müde werden durfte, und als er endlich verschwand, da hinterließ er nicht einen so furchtbaren Trümmerhaufen wie dieses. Woran der Deutsche Bund krankte, das war nicht so sehr seine Struktur: es war die mala fides einiger Teilnehmer.

542

Mehr als zwei Jahrzehnte nachdem Spenglers „Untergang des Abendlandes“ sein großes Aufsehen hervorgerufen hatte, geriet mir jetzt das Buch in die

Hand.<sup>6</sup> Wertvoll schien mir die Definition des faustischen und des magischen Elements, aber nirgends begegnete ich der Einsicht, daß Faustisches und Magisches, verschlungen, das eigentlich Menschliche ausmachen und daß sie in der nämlichen Epoche, der nämlichen Zone, der nämlichen Individualität Raum haben. Überall hauchten mich Kälte und Lieblosigkeit des Mathematikers an. Überall stieß ich auf brillante, aber unbestätigte Behauptungen. Nun sind Irrtümer im Einzelnen bei kompendiösen Werken von solcher Spannweite unvermeidlich und sollten einen nicht verdrießen. Aber es gibt einen Grad apodiktischen Vorbringens, der sie unleidlich macht: mit dem Applomb Spenglers darf sich nur der Infallible äußern. Alle Einzelirrtümer indessen überschattet der Generalirrtum: die hochmütige Meinung von der exakten Vorausberechenbarkeit der Weltgeschichte. Ein Werk wie dieses wäre nur vom archimedischen Punkte aus zu schreiben, den Spengler, im Grunde ein Relativist, nicht einzunehmen wußte. Und so bleibt von dem gewaltigen, ja bewunderungswürdigen Unterfangen eigentlich nicht viel mehr als das bequem verwendbare Schlagwort des Titels. Freilich scheint sich dieser in einer ganz anderen Art rechtfertigen zu wollen, als sein Schöpfer es ahnte.

548

Die gewöhnliche Meinung geht dahin, gewisse Völker für grausamer als andere zu halten und den Grausamkeitsgrad eines Volkes mit seiner Individualität, seiner Geschichte und seinem jeweiligen Gesittungsstande in Verbindung zu sehen. Gewisse Erfahrungen scheinen einer solchen Auffassung zu widersprechen. Vielleicht ist die Grausamkeit der Völker weniger dem Grade als der Beschaffenheit nach verschieden. Man könnte hier an den Unterschied zwischen akuten und chronischen Krankheiten denken. Wo aber ist der Organismus, der zeitlebens von beiden frei bliebe?

557

Etwas von jener altertümlichen Gesinnung, die den Feldherrn die Schiffe hinter sich verbrennen ließ, steckte auch in der Armee des Ersten Weltkrieges, insofern als die Führung sich nicht dazu verstehen mochte, in ihren Plänen die Möglichkeit auch der Niederlage zu berücksichtigen. Der Unterschied bestand nur darin, daß es sich bei dem antiken Heerführer um ein grandioses, an einen Kampf mit dem Engel erinnerndes Herausfordern des Schicksals handelte, während bei uns ein Mangel der Phantasie vorlag und wohl auch ein Mangel jenes moralischen Mutes, der sich selbst das Unvorstellbare, das scheinbar Nichtseindürfende vor Augen zu zwingen weiß, um ihm gewachsen zu werden. Vollends die Möglichkeit eines Umsturzes im Innern war nie in Erwägung ge-

<sup>6</sup> Oswald Spenglers vieldiskutiertes philosophisches Werk „Der Untergang des Abendlandes. Umriss einer Morphologie der Weltgeschichte“ erschien in zwei Bänden 1918 bzw. 1922.

zogen worden. Schon ein Versuch solcher Erwägung hätte denjenigen, der ihn unternahm, in seinen eigenen Augen fast als Hochverräter erscheinen lassen. So wußte sich niemand zu helfen, als das Unheil da war. Man konnte in keinem Reglement nachschlagen, wie man sich in Revolutionsfällen zu verhalten hatte, und alles fiel auseinander.

572

Der Deutsche hat neuerlich den Unterschied von Kultur und Zivilisation entdeckt – wie es scheint, auf Nietzsches Veranlassung. Er tut sich auf diese Unterscheidung viel zugute, und umso mehr, je weiter das Wort Gesittung, in welchem die beiden Begriffe einander ehemals begegneten, in den Hintergrund getreten ist. Aber gibt er damit nicht zu, daß es ihm nicht gelungen ist, die Zivilisation in das seelisch durchleuchtete Reich der Kultur hineinzunehmen?

Die westlichen und südlichen Völker kennen diesen Unterschied nicht. An Stelle des Begriffes der Kultur haben sie den der Zivilisation. Aber es gehört schon ein Übermaß verboghrter Arroganz dazu, aus diesem Umstande den Schluß ziehen zu wollen, daß sie nun auch die Sache, nämlich das, was wir Kultur nennen, nicht besäßen. Tatsächlich hat das Wort Zivilisation für sie eine umfassendere Bedeutung und involviert unseren Kulturbegriff. Sie verstehen unter Zivilisation den Gegensatz zur Barbarei, die Kunst einer erhöhten Führung des Lebens, innerhalb deren Annehmlichkeiten, Komfort, Verwirklichung bestimmter, auf das bürgerliche Zusammenhausen von Menschen bezogener Moralsätze und gestaltende Tätigkeit des Geistes nicht auseinanderfallen, sondern sich zur Harmonie ergänzen. Wir müssen nur an den mannigfachen Gebrauch des Verbuns „kultivieren“ denken, um der Verwandtschaft inne zu werden.

Daß die Begriffe Kultur und Zivilisation in den romanischen Ländern nicht nach unserer Weise geschieden werden, mag darin seine Ursache haben, daß dort die natürlichen Abwehrkräfte gegen die negativen Wirkungen des technischen Fortschritts stärker waren als bei uns. Die Technik hat die seelische Substanz in Deutschland heftiger verändert und beschädigt als in Frankreich oder Italien. Ja, das Problem der Bedrohung der Seele durch die Technisierung scheint ein vorwiegend deutsches zu sein. Aber darf man daraus, wie es viele Deutsche tun, die Vorstellung ableiten, bei den anderen Völkern seien jene bedrohbareren seelischen Werte nicht vorhanden?

577

Ich habe selten ein Buch mit größerem Schauer gelesen als die Lebenserinnerungen von Werner von Siemens.<sup>7</sup> Es sind, sieht man von ein paar schmalen Kindheits- und Jugenderisoden ab, nicht die Erinnerungen eines Mannes, der

---

<sup>7</sup> Die „Lebenserinnerungen“ Werner von Siemens’, des Begründers der Elektrotechnik, erschienen 1892.

ein wirkliches, ein gefülltes Leben gelebt hätte, sondern es ist die Geschäftsbilanz eines Erfinders und Verwerter seiner Erfindungen. Es muß nicht jeder ein musischer Mensch sein, nicht jeder ein Problematiker, und man wird keine Forderungen aus dem Umstande ableiten, daß dieser Mann bei Goethes Tode sechzehn Jahre alt war und immerhin noch ein Zeitgenosse von Schelling und Schopenhauer, von Eichendorff und Mörike gewesen ist. Aber bestürzend bleibt die Begegnung mit dem gänzlichen Vakuum, der vollkommenen Seelenlosigkeit, dem Fehlen alles dessen, was den Menschen, was die Individualität ausmacht, und vielleicht noch bestürzender der Einblick in das ahnungslose gute Gewissen dieser Seelenlosigkeit. Auf Hunderten von Seiten drückt sich nicht eine Empfindung, nicht ein Gedanke, nicht eine Leidenschaft, nicht eine einzige Angehörtheit oder gar Erschütterung des Herzens aus. Da ist nichts, das über das armseligste Fachinteresse hinausginge. Es ist bereits ein Gipfel individueller Aussage, wenn Siemens den Satz zustande bringt: „Mein Leben war schön, weil es wesentlich erfolgreiche Mühe und nützliche Arbeit war“, oder wenn es heißt: „... der Entwicklung der Menschheit neue Bahnen eröffnen, die sie voraussichtlich zu vollkommeneren und glücklicheren Zuständen führen werden ...“

In Erwidrerung der Antrittsrede, die Siemens bei seiner Aufnahme in die Preußische Akademie der Wissenschaften gehalten hatte, sagte sein Freund Emil du Bois-Reymond: „... Dein ist das Talent mechanischen Erfindens, welches nicht mit Unrecht Urvölkern göttlich hieß, und dessen Ausbildung die Überlegenheit der modernen Kultur ausmacht ... Planmäßige Ausbeutung der Naturschätze, methodische Bändigung der Naturkräfte sind unstreitig eines der erhabensten Ziele, welche die Menschheit sich stecken kann, und wir nähern uns heute diesem Ziele mit einer Sicherheit und einer Stetigkeit, die fast jede Hoffnung berechtigt und den Menschen gottähnlicher erscheinen lassen als je zuvor.“ Diese Sätze wurden im Jahre 1874 gesprochen. Man darf wohl vom Jahre 1944 auf sie zurückblicken.

Siemens' Lebenserinnerungen sind 1892 erschienen. Sie sind von zahllosen Menschen gelesen worden, aber offenbar hat kaum einer aus den Positivistengenerationen der Bismarckzeit wahrgenommen, daß hier etwas nicht in Ordnung war. Die Unfähigkeit eines deutschen Halbjahrhunderts, angesichts dieses Buches zu erschrecken oder auch nur von einem kleinen Befremden gestreift zu werden, ist das in Wahrheit Erschreckende. Sie hat viel mehr zu bedeuten als die Tatsache, daß das Buch so und nicht anders geschrieben wurde und geschrieben werden mußte. Hier kündigt sich der vollkommene Einsturz einer Gesittungswelt an.

Der das Buch geschrieben hat, ist nicht ein anonymer kleiner Mechaniker, sondern einer der Väter unseres Jahrhunderts. Wir alle leben (und gehen zugrunde) inmitten der Wirkungen seiner Existenz, und er wird als ein großer Mann bezeichnet.

Ich frage mich, ob es in früheren Zeiten möglich gewesen wäre, daß ein bloßer Spezialist, und mochte er auf seinem eingeschränkten Gebiet noch so her-

vorragen, für einen großen Mann gegolten hätte. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat den Spezialisten in der nacktesten Form seiner Ärmlichkeit hervorgebracht und in die Glorie gehoben. Typologisch kann man Siemens in die Nähe Ludendorffs stellen.

Hält man die Memoiren beider Männer nebeneinander, so wird freilich der Vergleich zu Siemens' Gunsten ausfallen. Er kommt mit der deutschen Sprache besser zurecht als Ludendorff,<sup>7a</sup> aber dafür stammt er auch aus einer gebildeteren Epoche und einer gebildeteren Sphäre. Sein Ausgangspunkt ist der unvergleichlich günstigere. Siemens beschreibt sein ganzes Leben, Ludendorff seinen einzigen Krieg. Ludendorff fühlte sich in der Notwendigkeit, sich zu rechtfertigen und die Verantwortung für eine Katastrophe von sich zu wälzen. Siemens, dem alles Unternommene geglückt war wie nur je einem Helden des Märchens, Siemens konnte in patriarchalischem Alter ruhevoll auf ein Leben des Erfolges zurückblicken. Vom Ludendorffschen Buche erwartet man wenig, so wird man keinen Grund haben, sich zu beklagen. Und doch traten bei der Lektüre der Siemens'schen Erinnerungen mir die Ludendorffschen immer wieder vor den Sinn.

Tüchtig in ihrem Fach waren beide Männer. Der eine war ein Sohn des Glückes, der andere nicht; der eine war ein Bewirker, der andere nur ein Verkörperer. Die Charaktere, die Anschauungen, der Begabungsgrad, die Lebenswelten, das alles mag noch so verschieden gewesen sein. Aber im Personenverzeichnis der deutschen Tragödie stehen sie nicht sehr weit voneinander.

611

Das Gesetz von der Teilung der Krankheiten in akute und chronische steht nicht nur für das medizinische Gebiet in Geltung. Auch die Krankheiten der Völker und der Menschheit sind so zu betrachten, und es ist der Fehler der doktrinären Weltverbesserer, daß sie die chronischen meinen heilen zu können. Zu den akuten Krankheiten sind die Hexenverfolgungen zu rechnen, bestimmte Spekulationsfieber, modische Theoreme von Einfluß, gewisse Despotien und politische Systeme; dergleichen verschwindet, wenn seine Zeit um ist. Als chronisch aber müssen Übel betrachtet werden, die in der Struktur des Menschengeschlechts ihre Wurzel haben; dahin gehören Ungleichheiten der Besitzverhältnisse, der Freiheiten, des Ansehens, kurz, ein großer Teil von den Dingen, die man als soziale Schäden bezeichnet. Zwischen den akuten und chronischen Krankheiten behaupten die Mitte bestimmte Dispositionen einzelner Völker, die immer wieder zu unglücklichen Geschehnissen führen. Will man sie für akute Krankheiten halten, so muß man zugeben, daß sie außerordentlich hartnäckig sind; sie für chronisch erklären, hieße jede Hoffnung auf Remedur aufgeben.

<sup>7a</sup> Vgl. Erich Ludendorff: *Meine Kriegserinnerungen 1914–1918*. Berlin 1919; *ders.*: *Vom Feldherrn zum Weltrevolutionär und Wegbereiter Deutscher Volksschöpfung*. Bd. I: *Meine Lebenserinnerungen von 1919 bis 1925*. Leipzig 1940.

615

Garnicht einzusehen ist es, wieso der nationale Ahnenstolz der heutigen Deutschen es fertig bringt, die Goten für sich in Anspruch zu nehmen und sich mit ihnen groß zu tun. Diese Usurpation wurde nur dadurch möglich, daß die Goten keine legitime Nachkommenschaft hinterlassen und die Deutschen nicht geschichtlich denken gelernt haben. Der gotische Stamm steht zu uns nicht im Verhältnis eines Ahnherrn, sondern eines kinderlos verstorbenen Urgroßonkels. Von seinem Blut lebt eher etwas in Spaniern, in Italienern, in Balkanvölkern als in uns. In einem solchen Urgroßonkelverhältnis steht nun der gotische Stamm aber nicht nur zu uns, sondern zu allen Völkern germanischer Abkunft. Man hat indessen nie davon gehört, daß die Holländer, die Engländer oder gar die Nordamerikaner sich mit dieser Verwandtschaft gebrüstet hätten.

Überhaupt sind unter allen germanischen Völkern die Deutschen das einzige Volk, das ein gesamtgermanisches Gefühl in sich entwickelt hat. Der Engländer wird sich nie als Germane bezeichnen, und er unterläßt das nicht deswegen, weil sein überwiegend germanisches Volk auch andere Bestandteile enthält, die übrigens geringer sein mögen als die gern ignorierten nichtgermanischen Beimischungen in den Deutschen, sondern weil er eben ein Engländer ist und es mithin nicht nötig hat, jenseits dieser Zugehörigkeit noch nach anderen Klassifikationen zu suchen. Der Deutsche aber entbehrte einen Nationalstaat, wie die meisten seiner Nachbarn ihn hatten. Ein Deutscher zu sein, dies konnte ihm daher nicht Genüge tun, und so flüchtete er seine Unzulänglichkeit in eine allgemeine Germanität, innerhalb derer er bald dazu gelangte, auch in der Edda etwas eigentlich von ihm Geschaffenes zu erblicken. Der ganze Prozeß erinnert an einen Mann, der es nicht weit gebracht hat, sodaß er auf sich selber nicht stolz zu sein vermag und daher sein Stolzbedürfnis an der Zugehörigkeit zu seinem Volk oder zu seiner Familie sättigt, unerachtet die übrigen Glieder dieser Familie sich von ihm aus Gründen distanzieren halten.

650

Vielleicht war keine Völkergruppe der Christianisierung bedürftiger als die germanische. Man mag nicht annehmen, es habe den alten Germanen an religiösen Bedürfnissen und an religiöser Empfänglichkeit gefehlt, und doch ist es merkwürdig, daß ein Sinn, wie wir ihn hier voraussetzen möchten, sich keine religiös fruchtbarere Mythologie zu erschaffen vermocht hat. Das Zufällige, Willkürliche, Verworrene und Unplastische scheint den germanischen Olymp zu kennzeichnen. Aber auch das Erklügelte, das abstrakt Erfundene mangelt nicht; man muß da nur an spätskandinavische Götter- und Halbgöttergestalten denken. Daß der religiöse Gehalt ärmlich ist, können auch unsere neuzeitlichen Teutomanen nicht bestreiten. Sie helfen sich mit der Behauptung, der Verfolgungseifer der Kirche habe die Glaubenszeugnisse zerstört. Aber für welche heidnische Religion, von der griechisch-römischen abgesehen, existiert denn ein so reichlich überliefertes Material wie jenes, das im germanischen Norden

niedergelegt und aufbewahrt worden ist? Indessen erweist sich, bei aller Großartigkeit und Kraft im Dichterischen, die eigentliche Frömmigkeitssubstanz der Edda und der Skaldenpoesie als überraschend gering. Hätte es ohne diese Ärmlichkeit geschehen können, daß noch vor der Christianisierung christliche Vorstellungen in so reichem Maße eindringen und Raum gewannen?

Auffallend bleibt auch, daß sich kaum eine Verbindung zwischen der Götterwelt und wie immer gearteten sittlichen Ideen wahrnehmen läßt. Im Grunde stehen wir vor einer reinen Kriegerreligion: Die Nähe, ja die Existenz der Gottheit wird fast ausschließlich in der Ekstase des Kampfes, im Rausch des Blutvergießens und des Blutausströmens empfunden. Das Unerlöste, das der Antike eignet, tritt uns hier mit ungleich stärkerer Eindringlichkeit entgegen.

Die Götterwelt gipfelt in Wodan-Odin, der nie kämpft, sondern immer nur zum Kämpfen anstiftet; er ist in engherziger und habsüchtiger Weise auf Opfer erpicht; vielfach mehr ein hinterhältiger Zauberkünstler, ja ein hinterlistiger Betrüger als ein Gott; ohne Güte, sogar ohne alles Wohlwollen; unzuverlässig, wortbrüchig, treulos, – wie ja auch die germanische Sage und Dichtung, insbesondere die des Nordens, ein Dickicht von Treulosigkeiten und Felonien der krassesten Art ist, und wie uns späterhin das beflissene Betonen der deutschen Treue stutzig machen kann. Dieser Odin scheint seine Hauptbedeutung in einer Zeit gewonnen zu haben, in der an den Küsten des Mittelmeeres Origenes, Tertullian, Clemens von Alexandrien schrieben.

Sympathischer ist der zweite Hauptgott, Donar-Thor. Wo jedoch ist sein Göttliches? Er wirkt als ein gutmütiger, ja gemütvoller, aber mit vielen Schwächen behafteter Mittelständler oder Plebejer, knotig, subaltern, simpel und plump.

Göttlichere, gottähnlichere Züge begegnen bei einigen untergeordneteren Göttergestalten; aber es ist wohl bezeichnend, daß diese den Hauptgöttern den Rang nicht haben abgewinnen können.

Angesichts der Dürftigkeit einer solchen Religiosität mußte die christliche Verkündigung als etwas Überwältigendes anmuten; es mußte tatsächlich sein, als öffne sich der Himmel und lasse eine Offenbarung geschehen. Hätten sonst die Götter so kampfflos abtreten und sich in die Düstereien des Gespenstertums oder in die freundlicheren Bezirke des abergläubischen Haus- und Ackerbrauchs zurückziehen können? Wo hingegen doch die Götter der Antike ihr Fortleben noch heute bewähren?

Offenbar ist, im Gegensatz zu der populären Vorstellung, die christliche Lehre von den Germanen verhältnismäßig schnell und leicht aufgenommen worden. Beim sächsischen Widerstand scheinen politische Momente überwogen zu haben. Wo sich sonst eine Abwehr, selbst eine hartnäckigere, regte, da möchte man meinen, sie sei nicht eigentlich den Überzeugungen einer andersartigen Gläubigkeit entsprungen, sondern dem bäuerlichen Mißtrauen gegen das Fremde, mithin nicht grundsätzlich verschieden von der Ablehnung, der die Einführung des Kartoffelbaues bei der deutschen Bauernschaft begegnete.

651

Geschichtlich denken – darunter wird in manchen Zeiten und Völkern nichts anderes verstanden als die an der Vergangenheit genährte schrankenlose Glorifizierung der eigenen Erscheinung. Aber das, was wir Weltgeschichte nennen, ist im Grunde nichts als ein Teil der Naturgeschichte (und die ältere Zeit war nicht schlecht beraten, wenn sie sich des heute verpönten Wortes „Naturgeschichte“ statt des modernen „Naturwissenschaft“ bediente). Geschichtlich denken lernen bedeutet die Gewinnung der Einsicht in die Bedingtheiten auch der Völker und Staatenexistenz und in ihre Abhängigkeit von den Gesetzen des Werdens und des Vergehens.

Ein Volk ist ein Lebewesen, ebenso wie das Individuum eins ist. Nun ist es natürlich mehr als nur eine durch Addition gewonnene Summe von Individuen. Aber gleich dem Individuum unterliegt es den Gesetzen des Entstehens, Daseins, Abwelkens und Nichtmehrdaseins. Ohne Frage also ist ihm, was die Pseudogeschichtsbetrachter nicht wahrhaben wollen, nicht nur Entstehung und Entfaltung, sondern auch Tod bestimmt.

Viele Leute argumentieren uneingestandenermaßen so: „Alle Menschen müssen sterben, nur ich nicht“, und eingestandenermaßen so: „Alle Völker müssen vergehen, nur das meine nicht“. Es wäre vollkommen widernatürlich, wenn das irdische Leben des Finanzsekretärs Schultze unendlich wäre. Allein auch ein unendliches Erdenleben Platons oder Goethes wäre unerträglich. Ebenso unerträglich aber wäre eine unendliche Existenz der Hethiter, Portugiesen, Deutschen oder Slowaken. Von den Völkern der alten Welt leben heute nur noch die Chinesen, wenn man von den Juden absehen will, über deren Existenz ein eigenes, eher der theologischen als der profangeschichtlichen oder volksbiologischen Deutung zugängliches Geheimnis liegt. Daß es ewige Völker so wenig wie ewige Staaten oder ewige Menschen gibt, ist kein Unglück, sondern eine Selbstverständlichkeit.

Nun besteht das Leben eines jeden Wesens darin, daß in ihm zwei Motive unverglichen neben- und gegeneinander wirken, nämlich sein Wunsch, sich zu erhalten, und seine Erkenntnis, daß dieser Wunsch auf Unmögliches abzielt. Das ist eine notwendige und fruchttragende Spannung: daß man sein Leben zu erhalten und fortzuführen und doch zugleich sich in den Gedanken des Todes zu schicken hat. Daß wie im Individuum ein Lebens- und Selbstbehauptungswille auch im Volke steckt, das ist natürlich und daher in Ordnung. Doch gibt es bei Völkern wie bei Einzelmenschen auch eine gewisse Art des Widerstrebens gegenüber dem Gesetz des Sterbenmüssens, die ungeziemend genannt werden muß, und wie der Einzelmensch mit dem Gedanken an die Unvermeidbarkeit des Todes fertig zu werden hat, so hat es auch das Volk. Was ist also ein gewisser exzessiver Selbstbehauptungswille eines Volkes denn anderes als Todesfurcht? Und seltsamerweise ist diese Todesfurcht gerade bei den sogenannten, das heißt: bei den sich selber so nennenden und so empfindenden, heroischen Völkern zu Hause. Bei diesen Völkern heißt es: „Wir sind so herrlich,

daß wir unmöglich sterben können.“ Gern fügt man noch die Behauptung hinzu: „Stürben wir, so hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren“, – während sie ihn doch gerade durch die Vollstreckung ihrer Gesetzmäßigkeiten bewahrt.

## Achenkirch/Tirol: 1945

670

Die erste Auflage meines Novellenbuchs „Die Heiraten von Parma“<sup>8</sup> erschien unter dem Titel „Die Schnur um den Hals“ im Schützen-Verlag in Berlin,<sup>9</sup> der sich nach dem Aufkommen des Nationalsozialismus aus dem der Firma Rudolf Mosse gehörigen Buchverlag des Berliner Tageblatts gebildet hatte.<sup>10</sup> Ich hatte gemeint, auch einiges von der Erfahrung und Sachkunde des alten Unternehmens müsse auf das neue übergegangen sein, aber das war ein Irrtum. Der literarische Leiter, ein sehr junger, den Kreisen der Hitlerjugend entstammender Mensch, hatte offenbar die Zeit noch nicht gehabt, Erfahrungen zu sammeln, und hieraus ergab sich manche Kuriosität. Ich will nur einer gedenken.

Der Druck meines Buches war bereits abgeschlossen, als der erwähnte Jüngling mir mitteilte, es habe sich stellenweise ein unschönes Satzbild ergeben, indem nämlich einige Novellen nicht mit der vollgedruckten Seite endeten, sondern mit einer Zeile oder deren zweien oder dreien auf die nächste Seite hinübergrieffen, und dieser Mißstand verlange nach einer Abstellung. Ich sagte gleichgültig: „Meinetwegen, das mag der Setzer dann ändern“, – denn ich konnte es mir nur so vorstellen, daß eben die voraufgegangene Seite etwas larger gesetzt werden sollte, sodaß für die nächste eine Anzahl Zeilen frei würde.

Der junge Herr sah mich etwas eigentümlich an und fragte, ob ich das in der Tat dem Setzer überlassen wolle. Und auf meine verwunderte Rückfrage: „Warum nicht?“ ergab sich das weitere Gespräch, aus dem ich endlich merkte, worauf es abgesehen war. Nämlich der junge Herr meinte, ich sollte an den einzelnen Novellen, je nachdem, so viel streichen oder so viel hinzufügen, daß eine jede mit einer bis zum Ende vollgedruckten Seite abschloß, „damit es gefälliger aussähe.“

Jetzt lief mir die Galle über, und ich schrie: „Wenn Sie ein Kursbuch drucken, dann können Sie meinerwegen, der Gefälligkeit des Satzbildes zuliebe, ein paar nichtverkehrende D-Züge einfügen und ein paar verkehrende fortlassen, aber bei meinen Novellen muß ich mir solche Zumutungen verbitten!“ Der in

<sup>8</sup> Werner *Bergengruen*: Die Heiraten von Parma. Novellen. Hamburg 1940.

<sup>9</sup> Werner *Bergengruen*: Die Schnur um den Hals. Novellen. Berlin 1935.

<sup>10</sup> Vgl. für den Zusammenhang explizit Elisabeth *Kraus*: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert. München 1999.

dieser Weise Angefahrene sah mich in all seiner Unschuld ganz bestürzt an und erinnerte sich vermutlich dunkel, daß er einmal von der Irritabilität und dem Wahnsinn der Dichter hatte reden hören. Er gab gute Worte und bestand nicht weiter auf seinem Ansinnen.

674

Die alten Begriffe und Worte verlieren oder verändern heute ihre Bedeutung, aber konservative Gesinnungen empfangen, je weiter die Zerstörung fortschreitet und je seltener, kostbarer und notwendiger das des Erhaltenbleibens noch Fähige wird, den höchsten Sinn und die höchsten Aufgaben, die ihnen vielleicht jemals gestellt sein konnten. Wollend oder nicht, wird nun jeder zum Konservativen, mit Ausnahme freilich jener Wahnwitzigen, welche die Not zur Tugend umfälschen und sich einreden wollen, die tabula rasa sei der günstigste aller Absprungplätze in die Herrlichkeiten der Zukunft und neue Kleidermoden würden erst möglich, wenn sommers und winters alles nackt umherlaufe.

677

Im Jahre 1942 wurde einmal im Berliner Rundfunk mein Gedicht „Meines Vaters Haus“ vorgetragen.<sup>11</sup> Ein Freund von mir machte sich die Mühe, an Hand des aufgeschlagenen Buches der Sendung zu folgen. Diese hielt sich genau an den Wortlaut und ließ nur die beiden Zeilen fort:

„Der Werwolf kommt, – wer hört den Schritt? –  
nimmt nachts sich die Rekruten mit.“

Offensichtlich fürchtete man den Interessen der Wehrmacht zuwiderzuhandeln, wenn man zugäbe, daß die Neueinberufenen neben allen anderen bekannten Schrecknissen auch noch ein nächtliches Verschlepptwerden durch Werwölfe zu gewärtigen hätten.

680

Der Begriff der Demokratie hat sich uns unter den Händen verwandelt. Verstanden wir früher darunter eine Spießherrschafft im Gegensatz zur Auslese, so denken wir jetzt an den Versuch, in gemeinverständlicher Form den Gedanken des Rechtsstaats im Gegensatz zu Willkür und Tyrannei zu verwirklichen, und in diesem Sinne kann auch ein König Demokrat sein.

681

Im Sommer und Herbst 1933 machte ich mit dem Fahrrad jene ausgedehnte Reise durch Deutschland, die ich in dem Buch „Deutsche Reise“<sup>12</sup> beschrieben habe, und auf dieser Reise bin ich glücklich gewesen mitten in einer unglückli-

<sup>11</sup> Bergengruen schrieb das Gedicht „Meines Vaters Haus“ im Dezember 1932.

<sup>12</sup> Werner *Bergengruen*: Deutsche Reise. Berlin 1934.

chen Zeit, in der ich nicht nur gegenwärtigen Bedrängnissen, sondern auch der Erwartung einer heranreifenden Zukunft standzuhalten hatte. Jetzt erkenne ich, worin vorzüglich die Bedeutung dieser Reise für mich lag. Ich durfte die noch lebendige Kontinuität der deutschen Geschichte anschauen und einen über die Zeiten hinwegtönenden Akkord vernehmen, bevor die Kluft aufgerissen wurde, die in alle Zukunft niemand mehr wird ausfüllen oder überspringen können. Ich stand vor den in die deutschen Landschaften gestellten Zeugnissen zweier Jahrtausende. Ein letztes Mal durfte ich all das insgeheim schon zur Zerstörung Verdammte und heute unwiederbringlich Dahingesunkene auf mich wirken lassen und von dieser Wirkung mir und anderen Rechenschaft geben.

682

Noch hat mir niemand genau aufzeigen können, wo die Grenze zwischen Rassenreinheit und Inzucht verläuft. Innerhalb Deutschlands sind die Friesen der einzige reinrassig germanische Stamm. Aber vergeblich hält man Ausschau nach ihren großen Persönlichkeiten und Schöpfungen. Das deutsche Bild wird nicht ärmer, wenn man sie sich fortdenkt.

695

Auf die Länge offenbarten die Worte Asyl und Exil eine heimliche und dann eine nicht mehr heimliche Verwandtschaft.

719

Seit der Wende des April zum Mai 1945 ist es nur noch ein Unglück, ein Deutscher zu sein, aber nicht mehr eine Schande.

720

Die deutsche Geschichte ist in erster Linie die Geschichte des Reiches und erst in zweiter die des deutschen Volkes. Vier große Reichsverderber stehen an ihrem Wege, und alle vier sind sie von den gutgläubigen Toren für die mächtigsten Herolde und Grundleger des Reiches gehalten worden: Luther, Friedrich der Große, Bismarck und Adolf Hitler.

721

Deutschland ist, soviel ich weiß, das einzige Land, in welchem es möglich war, daß jemand eine hohe, ja eine ausschlaggebende zivile oder militärische Stellung bekleiden konnte, ohne die Sprache des Landes zu beherrschen.

Das ist nicht immer so gewesen. Man muß nur ein paar Seiten von Bismarck oder Moltke lesen, um zu gewahren, wohin wir gekommen sind. Noch die Heeresberichte 1914/18 waren in einem nicht nur fehlerlosen, sondern auch kraftvollen, ja mitunter schöpferischen Deutsch gehalten, während die des letzten Krieges bereits vollkommen auf dem sprachlichen Niveau Ludendorffs und Hitlers standen. Man könnte ein Menschenleben mit der Zusammenstellung

Hitlerscher Stilblüten hinbringen. („Ich stamme nicht aus einem Schlosse heraus.“ – „Erst die erbarmungslose Faust des Schicksals sollte mir darüber die Augen öffnen ...“ – „Ich drohte zu erblinden.“ – „Wirtschaftliche Betätigung ist noch nie ein Dogma gewesen und wird auch nie ein solches sein!“) Den Urheber solcher Sätze hat der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder, ein Mann, der einen Namen zu verlieren hatte und, ihn zu verlieren, nicht zögerte, in einem Vortrage als den größten deutschen Sprachschöpfer seit Luther bezeichnet.

Ludendorff schrieb Hitlerjungen in die Stammbücher: „Männer machen die Geschichte. Werdet solche.“ In seiner Zeitschrift „Ludendorffs Warte“ war einmal der Satz zu lesen: „Meine Frau, der größte Philosoph seit Bestehen der Erde ... und ich bin schließlich auch nicht von ohne“. Seit Bestehen der Erde – als ob die Erde durch einen Armeebefehl ins Leben gerufen worden wäre: seit Bestehen des Infanterieregiments Nr. 214. Und zuletzt hat er gar „nicht ohne“ und „nicht von Pape“ verwechselt.

726

In den akademischen Berufen sind die Juden vor allem zu Ärzten und zu Richtern geeignet. Ihr ärztlicher Ruhm geht viele Jahrhunderte zurück und mag mit ihrem unkriegerischen, auf Wundenheilen mehr als auf Wundenschlagen gerichteten Naturell zusammenhängen. Als Advokaten wird man sie weniger gern sehen, denn hier findet ihre spitzfindig talmudistische Rabulistik allzu verführerische Möglichkeiten der Betätigung und Steigerung. Zu Richtern aber prädestinieren sie ihr humaner, der Brutalität (oft übrigens auch einer gewissen gesund-bäuerlichen Brutalität) abholder Sinn und ihre Hochachtung vor dem geschriebenen, niedergelegten, geltenden Recht. Diese Achtung mag mit einem pharisäischen Hochmut der Gesetzestreue zusammenhängen und ist von der sonderbarsten, mitunter lebensfeindlichen Starrheit nicht frei.

So erinnere ich mich eines jüdischen Ehepaares aus dem Lebenskreise des Theaters und der Literatur, das sich auf der Flucht befand und mich im Winter 1942/43 aufsuchte, um sich mit mir zu beraten. Mir schien es am zweckmäßigsten, wenn sie nach Berlin zurückkehrten und, wie es damals manche mit Erfolg taten, in der dortigen Unterwelt verschwanden: dies wäre umso leichter gewesen, als beide bereits auf unverfängliche Namen lautende Papiere besaßen. Aber dem stand ihr Gesetzeshochmut im Wege: „Ich kann nicht illegal leben, es ist für mich unmöglich, mit gefälschten Dokumenten zu arbeiten, ich habe in meinem ganzen Leben noch nicht gegen die Gesetze verstoßen.“ Vergebens stellte ich ihnen vor, sie stünden im Kampf mit einem unbarmherzigen Todfeinde und könnten sich den Luxus der Skrupulanz nicht leisten; hier seien alle Mittel erlaubt, wie ja auch die Gegenseite sich aller Mittel bediene. Sie blieben dabei, dergleichen sei unter ihrer Würde. Was aus ihnen geworden ist, weiß ich nicht. Ich mußte mich darauf beschränken, sie zu bewirten, ihnen gut zuzureden, ihnen Geld und Lebensmittelmarken zu geben und sie alsdann ziehen zu lassen.

727

Es ist mir immer schwer gefallen, mit Anhängern eines autoritären oder doch als autoritär empfundenen Meisters umzugehen. Ich denke hier an Stefan George, Karl Kraus, Adolf Hitler, Rudolf Steiner, und vielleicht wären neben manchen Kleineren noch Richard Wagner und sogar Friedrich Naumann zu nennen. Die Unterschiede zwischen diesen Männern meine ich freilich mit einiger Klarheit zu sehen; schwerer wird es mir, ihre Anhänger voneinander zu unterscheiden. Hier ging das Hinüberwechseln von einem Lager ins andere oft mit erstaunlicher Leichtigkeit vor sich. Dem kaiserlichen Soldaten des Dreißigjährigen Krieges machte es wenig Mühe, morgen zur sächsischen oder schwedischen Fahne zu schwören. [...]

728

Im Frühjahr 1933, nachdem der Nationalsozialismus zur Macht gekommen war, fiel ein bekannter Publizist, ein vielseitig gebildeter Mann, einem Bekannten von mir mit folgenden Worten um den Hals: „Ich bin ja so glücklich! Endlich brauche ich nicht mehr zu denken.“ Schauerlicher ist mir die Selbstabdankung des Geistes, die sich in Deutschland vollzog und alles Folgende möglich machte, nicht entgegengetreten als in diesem Ausruf.

730

In Rußland hatte das einfache Volk von den Juden, denen im allgemeinen ja lediglich die westlichen Gouvernements offenstanden, nur eine ungenaue Vorstellung. Vielfach hielt man sie für identisch mit den Deutschen. Deutsche und Juden hatten dem russischen Ohr ähnlich klingende Familiennamen. Die Juden sprachen oft deutsch. Beide benutzten Federbetten, und beide gingen, obwohl sie doch weder Polen noch Tataren waren, nicht in die rechthgläubige Kirche.

Während des Dritten Reiches machte ich mir oft ein Vergnügen daraus, diese Beobachtungen gesprächsweise laut werden zu lassen.

731

Wie Kinder nicht müde werden, einem die Gründe ihres schlechten Schulzeugnisses auseinanderzusetzen, so haben besiegte Völker die verständliche Neigung, besondere Ursachen für die Niederlage ausfindig zu machen, Ursachen, die außerhalb der militärischen Vorgänge liegen und ihnen die Meinung ermöglichen, wenn es mit rechten Dingen zugegangen wäre, so würden sie gesiegt haben, – wobei freilich eine genaue Definition dieser rechten oder der ihnen entgegenstehenden unrechten Dinge selten geliefert wird. Von hier aus ist es dann nicht weit bis zu der Ansicht, „im Grunde“ oder „eigentlich“ habe man überhaupt gesiegt, und so erschienen nach 1918 zahlreiche Bücher mit Titeln wie „Im Felde unbesiegt!“ Die sogenannte Dolchstoßlegende entspricht genau der französischen Vulgärauffassung, 1870/71 seien die meisten Festungen durch Verrat gefallen.

Auch läßt sich in Kriegs- und Friedenszeiten die an Kolportageromanen und Filmen geschulte Phantasie gern von geheimnisvollen Verschwörungen ansprechen, denen oft weltumspannende Ausdehnung beigelegt wird. Hierher gehören die katholische Kirche, der Secret Service, die Jesuiten, Juden, Freimaurer. Die Nationalsozialisten vergaßen ganz, daß sie ja nie hätten zur Herrschaft kommen können, wenn eine dieser Gruppen auch nur einen Bruchteil der ihnen zugeschriebenen Allmacht besessen hätte. Ähnlich mag es mit den Mädchenhändlern stehen. Humanitäre Frauenverbände wissen Wunderdinge von deren über den ganzen Erdball sich erstreckenden Organisation und Gefährlichkeit zu berichten. Ein kaufmännisch Denkender aber wird überzeugt sein, daß selbst bei herrlichster Geschäftsprosperität die Spesen eines solchen Riesenbetriebes nicht hereingebracht oder gar noch märchenhafte Gewinne erzielt werden könnten.

732

Die Schlacht im Teutoburger Walde<sup>13</sup> mag als eine europäische Schicksalschlacht angesehen werden. Will man sich einmal eine müßige und ungehörige Träumerei hingeben lassen, so legt man sich wohl die Frage vor, was geschehen wäre, wenn die Schlacht den umgekehrten Ausgang gehabt hätte. Möglicherweise wäre Germanien auf Dauer eine römische Provinz in gallischer Art geworden. Es wäre eine Mischsprache in der Weise der romanischen Sprachen entstanden und vielleicht hätte sie in einer uns schwer vorstellbaren Art germanischen Tiefsinn mit lateinischer Klarheit und Gedankenschärfe vereinigt. Eine ähnliche Entwicklung hätte auch den deutschen Nationalcharakter formen und ein wahrhaft grandioses Volk entstehen lassen können. Die trübseligen preußischen Folgen der deutsch-slawischen Vermischung wären uns und der Welt erspart geblieben. Dies alles freilich unter der Voraussetzung, daß der von Osten kommende Sturm der germanischen Völkerwanderung nicht auch dies Gebilde fortgefegt hätte.

734

Aus der Zeit der Volksabstimmungen um 1920 ist mir ein deutsches Propagandaplatat im Gedächtnis geblieben. Es zeigte auf der einen Seite die Photographie eines polnischen, auf der andern die eines deutschen Dorfes. Das polnische bestand aus unregelmäßigen, verstreut liegenden, strohgedeckten Holzhäusern. Ein üppiges, verwildertes Strauchwachstum drängte sich an die verfallenen Plankenzäune. Die Silhouette des Ziehbrunnens stand schwermütig vor einem riesigen Horizont. Alle Lebensäußerungen, von denen dies Bild Kunde gab, stammten aus der Natur und hatten deren Kreis nirgends überschritten.

<sup>13</sup> Im Jahr 9 n. Chr. gelang es dem Cheruskerfürsten Arminius, fälschlich auch Hermann genannt, drei römische Legionen unter Varus zu vernichten. Als Folge davon wurde die Provinz Germanien von den Römern aufgegeben.

Auf dem Gegenbilde war eine schnurgerade, asphaltierte Straße zu sehen. Rechts und links standen typisierte Kleinbauernhäuser, schlüsselfertig von der Industrie geliefert, nur an den Nummernschildern zu unterscheiden. Alles war praktisch, zweckmäßig und leblos, und so mochte auch sein, was sich im Innern dieser hygienischen Zuchthauszellen abspielte.

Es ist nicht meine Art, ästhetisierend den Anwalt eines romantisch-pittoresken Verfalls gegenüber einer sauberen Sachlichkeit zu machen. Aber was sich hier präsentierte, das war ein Gegenüber von Organismus und Mechanismus, von Leben und Rechenexempel.

Der Text des Plakats warf spöttisch die Frage auf, ob angesichts eines solchen Bilddokuments jemand noch im Zweifel sein könne, für welche Seite er seine Stimme abzugeben habe. Ich konnte dem nur beipflichten.

736

Das Sprichwort: „Qui mange du pape en meurt“ habe ich in einem geänderten Sinne mit Bezug auf den Nationalsozialismus bestätigt gefunden, indem ich beobachtete, wie ausnahmslos jeder geistig tätige Mensch, der zur Hakenkreuzfahne stieß, sein Niveau einbüßte, und zwar mit einem Schlage und fast schon im Augenblick der Schwenkung. Besonders auffallend war es mir an Dichtern wie Agnes Miegel und Bruno Brehm, die freilich nie von erstem Range, aber doch innerhalb ihrer Grenzen zu schätzen waren. Ich erinnere mich gern des ersten Brehm'schen Buches „Das gelbe Ahornblatt“<sup>14</sup> und auch gern mancher lange zurückliegenden persönlichen Begegnung. Nachdem er seinen Anschluß an das Dritte Reich vollzogen hatte, blieb von ihm nichts übrig als ein oberflächlicher, dickgefressener, vielschreibender und vielverdienender Reporter, und ähnlich ist es mit allen gegangen.

737

Wohl jeder Mensch erinnert sich aus seiner Jugend gewisser Phantasieen, die an Märchen anknüpften, aber ihn noch lange beschäftigten, nachdem er der eigentlichen Märchengläubigkeit entwachsen war. Es handelte sich um Wunsch und Zauberdinge wie die Tarnkappe, das Hütchen oder den Säckel des Fortunatus, die Siebenmeilenstiefel, das Tischleindeckdich, und die Frage: „Was täte ich, wenn ich im Besitz eines solchen Gegenstandes wäre?“ konnte einen freundlich unterhalten, wenn man beim Zahnarzt wartete oder das fade Geschwätz des Lehrers nicht mehr anhören zu können meinte. Diesen Allmachtträumen (denn auf Allmacht liefen sie ja hinaus, auch wo sie sich nur partikulär gaben) haftete etwas Infantiles an, denn infantil ist ja die Meinung, es ließe sich

<sup>14</sup> Bruno Brehm: Das gelbe Ahornblatt. Ein Leben in Geschichten. Karlsbad 1931; vgl. Gerd Schattner: Der Traum vom Reich in der Mitte. Bruno Brehm. Eine monographische Darstellung zum operationalen Charakter des historischen Romans nach den Weltkriegen. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 1996.

mit Hilfe irgendeines Einzelprinzips die ganze menschliche Situation verändern und ein Platz oberhalb der natürlichen Bedingungen der Welt erwerben.

Ich war überrascht, als ich diese infantilen oder pubertätshaften Phantasieen in gewissen Vorstellungen und Bestrebungen wiederfand, die in den Jahren nach 1918 bei vielen Menschen in Deutschland und sogar in höheren militärischen Kreisen im Schwange waren. Da war die Rede von allerlei märchenhaften Erfindungen, etwa von den Todesstrahlen, mit denen man aus beliebiger Entfernung alles Leben vernichten und mithin eine vollkommene kriegerische Oberherrschaft über die Welt ausüben können sollte. Zahlreiche Schwindler machten sich solche Stimmungen zunutze, es gab Betrugsprozesse, und auch Ludendorff ließ sich unter Vorspiegelungen dieser Art einiges Geld ablocken. Als endlich das Dritte Reich, in dessen Ideologie ja allenthalben infantile und pubertätshafte Züge begegnen, seinen großen Krieg führte, da kehrten diese Ideen in der kindischsten und selbstbetrügerlichsten Form wieder: es waren die geheimnisvollen Zauberwaffen, die den Krieg zum siegreichen Ende bringen mußten, wenn nur das ausgeblutete und hungernde Volk noch ein klein wenig Geduld haben wollte.

738

National waren im Mittelalter und noch lange darüber hinaus nur die unteren Schichten gesonnen; Rittertum, Patriziat, Klerus fühlten sich nicht an Volksgrenzen gebunden. Ähnlich war das Verhältnis im Judentum des alten Testaments, wo die gebildete Oberschicht zu den reichen Kulturen heidnischer Nachbarvölker, etwa der Babylonier, später des hellenistischen Griechentums neigte. Nachdem die französische Revolution den Nationalitätsbegriff der Neuzeit gezeugt hatte, geschah in den meisten Ländern die längst vorbereitete Verschiebung. Es erfolgte die Gleichsetzung von Nationalismus und Patriotismus. Der Nationalismus erfaßte die Intelligenz, den Mittelstand, den größeren Teil des Besitzes und den größeren Teil der Aristokratie, besonders der niederen. International waren nun die Massen. Im Zeitalter des Nationalsozialismus ereignete sich eine teilweise Rückkehr zur oben erwähnten mittelalterlichen Gestaltung. Der Blick auf die Geschichte lehrt, daß Nationalismus und Internationalismus alternierende Strömungen sind; keine von beiden ist, wie laut das auch von ihren jeweiligen Vertretern verkündet wird, im Guten oder Bösen eine absolute Größe.

739

Ein unbefangenes, ruhiges, natürliches Nationalgefühl scheint nach einem Kriege unmöglich zu sein, nach einem siegreichen ebenso wie nach einem verlorenen. Der Deutsche hat es aber auch sonst kaum gehabt, er bewegte sich ständig zwischen den Extremen der würdelosen Verleugnung und der überhitzten Gewalttätigkeit; bald wurde jede deutsche Größe bespöttelet, bald jeder deutsche Speichel als Größe ausgerufen.

742

Es ist nichts schwerer als dem Süddeutschen oder Oesterreicher das spezifisch Preußische erklären zu wollen. Immer wieder hält er Preußen für ein Land und die Preußen für ein Volk. Dazwischen fühlt man sich fast zu der Behauptung gedrängt, der Begriff Preußentum existiere nur außerhalb Preußens.

Von Natur aus hat in Deutschland der Begriff der Heimat und des Stammes weitaus den Vorrang vor dem des Staates, ja sogar des Vaterlandes. Ein sogenannter Preuße, etwa im Auslande nach seiner Herstammung befragt, wird immer die Auskunft geben: „Ich bin Deutscher.“ Hat er detailliertere Fragen zu beantworten, so sagt er, er sei Schlesier, Rheinländer, Ostpreuße, Westfale oder Frankfurter. Nie aber würde er auf den Gedanken verfallen, sich als Preußen zu bezeichnen. Ja, dies würde nicht einmal dem Märker, und schon garnicht dem Berliner in den Kopf kommen. Die Wendung: „Ich bin ein Preuße“ konnte man höchstens noch in patriotischen Festreden hören. Schon im Anfang dieses Jahrhunderts war die preußische Empfindung weitgehend durch eine gesamtreichsdeutsche abgelöst (wobei freilich das Gesamtdeutsche in höchst einseitiger Weise als eine Verlängerung des Preußischen empfunden wurde). Der Wandel, der sich hierin ausdrückte, ist in Bayern und Oesterreich, wo man am Preußenbegriff der Zeit vor 1870 festhielt, nicht recht wahrgenommen worden.

Die Redewendung „bei den Preußen“ statt „beim Militär“, die sich bis heute erhalten hat, läßt deutlich erkennen, wie sehr das Preußische in den neueroberten Provinzen ehemals als Fremdkörper empfunden worden ist. Die jungen Burschen im Rheinlande oder in Kurhessen mußten „zu den Preußen“, selbst wenn die Garnison zugleich ihre Heimatstadt war, als zu etwas außerhalb ihres eigentlichen Lebenskreises Liegendem; aber diese Redensart drang allmählich auch in den Sprachgebrauch der altpreußischen Provinzen ein. Sie zeigt auch, wie das Preußentum nicht als etwas Land- oder Volksmäßiges, sondern als etwas Staats- und Armeemäßiges empfunden wurde. Es war ein Zustand, es war eine Gesinnung, es war eine Verfahrens- und Sichverhaltensweise, die sich erst über die altpreußischen, dann über die preußischen Grenzen überhaupt ausdehnte, bis kaum noch ein Unterschied zwischen dem eigentlichen Preußen und seinen Satellitenstaaten zu entdecken war.

743

Was in Deutschland so sehr gefehlt hat und noch fehlt, das ist der gute, brauchbare, respektable Durchschnitt, wie er etwa in England zuhause ist. Dieser Durchschnitt, der noch nie das Wagnis des Gedankens, das Abenteuer des Zweifels auf sich genommen hat, dieser Durchschnitt, der mitunter allen geistigen Glanz des Lebens zu ersticken droht, dieser Durchschnitt ist es, was die gesunde Beständigkeit des Daseins verbürgt. Wir haben, wie wenige Völker der Erde, einen Reichtum an großen Individualitäten gehabt, und wir hoffen, er werde uns auch in Zukunft nicht ganz fehlen. Aber sie standen unverbunden neben oder über der Masse des Spießertums, und die Nation erkannte sich in

ihnen nicht wieder. Genies und Pack: die Kluft dazwischen blieb unausgefüllt. Das ist Fluch und Segen zugleich. Schlösse sich je diese Kluft, so würde die deutsche Erde wohnlicher; aber der deutsche Himmel müßte veröden.

744

Es ist unmöglich, daß ein Volk das andere versteht, wie ja auch das Verstehen eines einzelnen Menschen durch einen andern nur approximativ möglich ist. Der deutsche Nationalismus ist von der übrigen Welt immer mit seinen extremsten Strömungen identifiziert und daher sehr oft mißverstanden worden. Freilich kann man heute sagen: seine allerletzten Entwicklungen haben gezeigt, daß das Ausland bei allen Mißverständnissen im Einzelnen ihn im Grunde richtiger beurteilte, als wir es taten. Die fremden Völker witterten von vorneherein die exzessiven Tendenzen, die in ihm lagen, ja zunächst in ihm schlummerten; ja, sie haben nur diese gesehen. Wir sahen neben den Explosionsgefahren auch seine anderen Möglichkeiten. Die Fremden haben recht behalten: wir aber haben gerechter geurteilt.

Ich denke etwa an das Lied „Deutschland, Deutschland über alles!“<sup>15</sup> Das „über alles in der Welt“ der zweiten Verszeile hat nie etwas anderes besagen wollen, als daß dem Deutschen sein Land das Höchste auf der Welt sein und ihm mehr als alles andere gelten sollte; die Zeile ist sprachlich ein Analogon zu Luthers Katechismuserklärung: „Wir sollen Gott über alle Dinge fürchten, lieben und vertrauen.“ Der Verfasser dieses Liedes – denn von einem Dichter mag man nicht sprechen –, Hoffmann von Fallersleben, war ein harmloser Vielschwätzer, ein eifriger Liberaler, Demokrat, Antimonarchist und Antimilitarist; an Weltherrschaft und Annexionspolitik hat er nie gedacht. Aber nun gehört es zu den unglücklichen Eigentümlichkeiten des Deutschen, auch dort mißverstanden zu werden, wo er sich keiner Mißverstehensmöglichkeit versah und tatsächlich ein reines Gewissen haben konnte. Kein Ausländer konnte verstehen, daß in dieser Zeile nicht ein imperialistisches Welteroberungsprogramm aufgestellt wurde. „Deutschland über alles in der Welt“, – das konnte er nur so interpretieren: Deutschland erhebt den Anspruch, über alles in der Welt zu herrschen. Und leider schienen manche sonstigen deutschen Bekundungen, wie etwa das Geibelsche Wort:

„Und so soll am deutschen Wesen  
noch einmal die Welt genesen“.

einer solchen Interpretation recht zu geben.

Ähnlich liegt es mit dem Hanseatenspruche „Mein Feld ist die Welt“, wo ja ein Feld der Betätigung, nicht der Beherrschung gemeint ist; tatsächlich waren doch die hanseatischen Kreise des Überseehandels im allgemeinen der preu-

<sup>15</sup> Der Text des „Deutschlandliedes“ wurde 1841 von Hoffmann von Fallersleben auf der Insel Helgoland geschrieben.

bisch-alldeutschen Richtung in der Außenpolitik, von der sie Störungen des Geschäftslebens befürchteten, im Gegensatz zur rheinisch-westfälischen Schwerindustrie ausgesprochen abgeneigt. So war auch hier gewiß nicht an eine deutsche Weltherrschaft gedacht. Aber die ganze nichtdeutsche Welt mußte es so verstehen; und der Deutsche in seiner arglosen, seiner naiven Unfähigkeit, sich in andere Völker hineinzudenken, kam garnicht auf die Möglichkeit eines solchen Mißverständnisses. Man erinnert sich jener so oft inkriminierten zwei Verszeilen eines Hitlerjugendliedes:

„Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt.“

In Deutschland war man betroffen von dem Eindruck, den diese Liedstelle im Auslande hervorrief. Und nun machte man die Sache noch schlimmer, indem man sie zu verbessern suchte, das Wort „gehört“ durch „hört“ ersetzte und zugleich die Behauptung in Umlauf brachte, diese Lesart sei die ursprüngliche und die andere nur ein akustisches Mißverständnis, – während es doch einem jeden freistand, in den Liederbüchern nachzuschlagen und hier das „gehört“ zu finden.

Nun ist es freilich gewiß, daß, wenn je ein politisches Gebilde eine Weltherrschaft ambierte, dies der Nationalsozialismus getan hat. Aber gerade diese beiden Verse sind gewiß nicht so gemeint gewesen. Vielmehr ist das Wort „Welt“ hier im nämlichen Sinne gebraucht wie in dem Sprichwort „Dem Mutigen gehört die Welt“, oder in dem Soldatenliede: „Holla, ins Feld! Mein ist die Welt“.

Das Wort „Welt“ hat ja in solchen Zusammenhängen einen viel allgemeineren, einen ins Symbolische hinüberfassenden, die Gesamtheit der Lebensvorgänge und keineswegs die Gesamtheit der Erdenländer meinenden Sinn, und wenn etwa der junge, ins Leben hinaustretende Mensch das Gefühl hat und auch äußert: die Welt wird mein werden, – so ist damit doch nur gemeint, daß er sich der Gesamtheit der Lebensvorgänge mächtig zu machen hofft, nicht daß er die Laufbahn eines Universalmonarchen einzuschlagen gedenkt.

Aber das alles sind feine Unterscheidungen, die nur ein genauer Kenner der deutschen Sprache und der deutschen Denk- und Empfindungseigentümlichkeiten versteht, und wie sollte man vom Auslande eine solche Kenntnis erwarten dürfen?

Was nützt das alles? Schließlich haben Menschen und Völker auch für die von ihnen hervorgerufenen Mißverständnisse zu haften.

745

Mehr noch als in den Charakteren anderer Völker lassen sich im deutschen Wesen zwei ständig miteinander im Kampf liegende, entgegengesetzte Strömungen wahrnehmen, von denen bald die eine, bald die andere bestimmend hervortritt, die universalistische und die partikularistische. Zur ersten gehören Römisches Reich und Kaisertum, Kirche, Weltweite, Kosmopolitentum, Offenheit des Verständnisses auch für die abgelegensten Dinge, die Fähigkeit, Geistes-

welten der fernsten Völker und Zeiten zu erfassen und fruchtbar in sich aufzunehmen; zur zweiten Landesfürstentum und Kleinstaaterei, teutsche Libertät, Abschließung der Stämme voneinander. Protestantismus. Sektierertum. Schwarmgeisterei, Eigenbrödelei, Kauzigkeit, Schrulligkeit und Querköpfigkeit, Parteien oft winzigsten Umfanges und albernster Ideologie.

Beide Strömungen haben ihre Tugenden und ihre Laster hervorgebracht, manchmal fließen sie so ineinander, daß sie nicht mehr zu sondern sind, und ihr unausgesetztes Gegen- und Miteinander scheint das eigentlich Deutsche auszumachen.

747

In vielen Epochen seiner Geschichte ist Deutschland ein führendes, ein ausstrahlendes Land gewesen, wie es ihm als dem Herzstück Europas zukam und auferlegt war. Die Gebiete, auf denen es führte, sind verschiedene gewesen. In den großen Zeiten des abendländischen Kaisertums führte es politisch, später philosophisch, musikalisch, endlich auf dem Gebiet der exakten Wissenschaften und ihrer wirtschaftlichen Anwendung. Man kommt nicht zu Ende, will man hier die deutschen Erfindungen aufzählen.

Was ist von all dem geblieben? Vor Deutschland scheint eine Periode des Dienens und der Demut zu liegen. Wird in ihr das Beste der deutschen Art sich von seinen Verschüttungen freimachen? Werden die Deutschen sie überdauern? Wird ihr Los dem der Juden gleichen? Vielleicht haben sie eine ähnliche Aufgabe wie diese: die nämlich, die Welt nicht zur Ruhe kommen zu lassen.

749

Den Inhalt der Geschichte bildet die Auserwählung und Berufung von Völkern, denen das Wort, nämlich ein sakraler Auftrag verliehen wird. Das klassische Volk der Auserwählung bleiben die Juden. Neben ihnen waren auserwählte Völker die Griechen, in ihrer Art auch die Ägypter, später die Deutschen, die zum christlichen Kaisertum, zum abendländischen Imperium berufen wurden. Alle diese Auftragsempfänger verraten den Auftrag und verwirken damit die Krone der Auserwählung. Der Auftrag wandelt sich und geht an andere über. – biblisch gesprochen: das Heil wird von Israel genommen und den Heiden gegeben.

Der Auftrag kann in allerlei Verkleidungen erscheinen, säkularisiert, profaniert und theologisch unkenntlich. Er kann auch auf bestimmte Zonen begrenzt sein; so hat Italien in der Zone der Kunst den Auftrag gehabt und ist ihm durch Jahrhunderte gerecht geworden. Im Kleinen und auf geographisch beschränktem Raum hat auch bis 1940 die baltische Aufgabe hierher gehört.

Die Völker haben ein häufig verzerrtes Bewußtsein ihres Auftrags; so kam es zum polnischen Messianismus, so zum Geibelschen Wort vom deutschen Wesen, an dem die Welt genesen sollte. Ihre Untreue, ihren Abfall erkennen sie meist erst viel später, und dann auf Umwegen.

Gewiß wird einmal die Gnade vom Abendlande genommen und einem andern Erdteil, einer anderen Völkerfamilie gegeben werden; wir wissen nicht, welcher.

752

Was die Italiener menschlich so liebenswert macht, das hängt aufs engste mit ihrer militärischen Unbrauchbarkeit zusammen. Denn der eigentliche Mensch läßt sich nun einmal nicht unter Auslöschung seines menschlichen Selbst zum bloßen Teilstück einer Kriegsmaschinerie abrichten.

Der Italiener ist der geborene Zivillist, – dies Wort nicht in dem verächtlichen Sinne gebraucht, der sich kennzeichnenderweise in Deutschland eingebürgert hat, sondern unter Betonung seines Zusammenhanges mit der *civiltà*. Italien hat auch nie große Soldaten hervorgebracht, und die vermeintliche piemontesische Tüchtigkeit wurde gleich gewissen korsischen Eigenarten im übrigen Teil der Halbinsel als ein Fremdkörper empfunden. Die *Condottieri* früherer Jahrhunderte waren weniger Kriegerleute in unserem Sinne als vielmehr hochgewandte Politiker, Geschäftsmänner und Beutemacher. Wie ausgebildet war ihre Kunst, Schlachten zu vermeiden, und wie aufrichtig das Bedauern, wenn ein ansehnlicher Feind im Gefecht nicht gefangen, sondern getötet wurde, so daß man des Lösegeldes verlustig ging, und gar, wenn bei der Tötung sein kostbarer Harnisch beschädigt und entwertet wurde!

Solchen Eigenschaften zur Seite steht nun aber die kindliche Freude der Italiener am Soldaten- und Heldenspiel, an der opernhaft schönen und wirkungsvollen kriegerischen Attitüde. Als Soldaten sind sie ein Volk der militärischen Festumzüge, der Reden und Denkmäler, nicht der Schlachtfelder. Man mag an Goethes Vers denken:

„Hinüberzuschießen, das wären Possen,  
würde nicht auch herübergeschossen.“

In Italien hatte man Instinkt oder ich möchte fast sagen, Weisheit genug, um aus solchen Gegebenheiten Konsequenzen zu ziehen. Man beschränkte die Dienstpflicht auf anderthalb Jahre und verzichtete im Allgemeinen darauf, die Entlassenen später zu Übungen heranzuziehen. Militärisch gesehen, war das eine Unmöglichkeit in einer Welt, wo ringsumher zwei oder drei Jahre gedient und die erworbene soldatische Fertigkeit in kurzfristigen Übungen immer wieder aufgefrischt wurde.

In eine solche Situation trat der Fascismus. Seine umgestaltenden Wirkungen auf den italienischen Nationalcharakter waren viel geringer, als seine Propagandisten glaubten oder glauben machen wollten. Die kriegerische, die heroische Attitüde prägte sich jetzt schärfer heraus; an der militärischen, an der unmilitärischen Substanz änderte sich nichts.

Es war mir immer die große Frage, ob Mussolini in seiner Klugheit unbefangen genug sein würde, diese Eigentümlichkeit in seine Rechnung einzustellen

und sich die Einsicht in diese Seite des Nationalcharakters auch auf die Länge zu erhalten.

Dies war gewiß eine Aufgabe von ungeheurer Schwere: immer von neuem die Söhne der ewigen Roma als Heroen zu preisen, immer wieder an ihren Kriegergeist zu appellieren und der ganzen Welt durch ständiges schmetterndes Wiederholen die Überzeugung von einem vollkommenen Wandel des italienischen Volksgeistes, vom Übergang der Halbinsel aus einem Zivilisten- in ein furchterregendes und unbesiegliches Soldatenland einzuhämmern und doch selber inmitten des brausendsten Wort- und Fanfarengetöns keinen Augenblick zu vergessen, daß man es unter gar keinen Umständen auf einen Ernstfall ankommen lassen durfte.

Hätte Mussolini auf die Dauer die Kraft zu diesem Spiele besessen, so wären wir Zeugen des vielleicht bewundernswertesten politischen Schauspiels aller Zeiten gewesen.

Offenbar aber konnte die hierzu notwendige Souveränität nicht einmal ein Mann von Mussolinis Eigenschaften haben. Es ging über die Kraft selbst dieses großen Realisten, die Grenze zu erkennen, jenseits deren das mit Worten immer wieder geforderte „vivere pericolosamente“ mit einem Male anfangen konnte, nun wirklich gefährlich zu werden, sich selber gegen die berausende und vernebelnde Wirkung der eigenen Phrase immun zu bewahren, kalten Blutes mit den überhitztesten Leidenschaften zu jonglieren und das Entfesselte, das schließlich autonom Gewordene in der Hand und unter der Kontrolle des eigenen Zweckgedankens zu behalten. Und so mußte er denn in die Verblendung fallen.

Nun ging seine Einsicht offenbar immer noch so weit, daß er entschlossen war, sich nur auf zwar ruhmvolle, aber gänzlich gefahrlose Feldzüge einzulassen, wie deren einer der abessinische war, bei dem halbnackte Bogenschützen und Speerwerfer mit Giftgasen bekämpft wurden.<sup>16</sup> Auch noch die spanische Unternehmung war gefahrlos,<sup>17</sup> und eine gefahrlose, nämlich eine glorreiche Leichenschändung und Leichenfledderei sollte auch durch die Kriegserklärung an Frankreich<sup>18</sup> eingeleitet werden. Aber das Schicksal wollte diesen Spaß nicht mehr verstehen.<sup>19</sup>

<sup>16</sup> Am 2. Oktober 1935 fielen italienische Truppen in Abessinien, dem heutigen Ätiopien, ein. Der Krieg endete mit der Annexion des Landes durch Mussolini 1936.

<sup>17</sup> Im Verlauf des Spanischen Bürgerkriegs (1936–1939) hatten Italien und Deutschland die aufständischen Militärs unter General Francisco Franco durch Entsendung von Truppenkontingenten unterstützt. Die deutsch-italienische Zusammenarbeit fand ihren vertraglichen Ausdruck am 22. Mai 1939 im deutschen Freundschafts- und Bündnisakt mit Italien („Stahlpakt“ bzw. „Achse Berlin–Rom“).

<sup>18</sup> Im Verlauf des deutschen Westfeldzugs gegen Frankreich (Mai/Juni 1940) kam es wenige Tage vor dem deutschen Sieg über Frankreich zur italienischen Kriegserklärung an Frankreich und Großbritannien (10. Juni 1940).

<sup>19</sup> Die italienischen, später auch die deutschen Truppen mußten seit 1941 erste Niederlagen

756

In hohem Grade kann man die deutsche Tragödie auf den gefährlichen Begriff der Putativnotwehr und auf ihm verwandte Vorstellungen zurückführen. In der Jurisprudenz oder doch am Rande der Jurisprudenz wird er, so nehme ich an, von jeher existiert haben. In das Bewußtsein der deutschen Öffentlichkeit trat er zum ersten Male anläßlich eines Zwischenfalles in Zabern im Elsaß, einige Jahre vor dem Ersten Weltkriege.<sup>20</sup> Er wurde damals beflissen hervorgeholt, um das Verhalten eines preußischen Offiziers gegenüber elsässischen Zivilisten zu rechtfertigen.

Die offizielle Interpretation besagt, ein Recht zur Putativnotwehr sei gegeben, wenn man nach gewissenhafter Prüfung der Umstände, (die freilich in der Aufregung und Eile einer kritischen Situation niemals möglich sein wird), zu dem eventuell allerdings objektiv irrigen Ergebnis kommt, ja nach Lage der Dinge kommen muß, daß man eine unmittelbare Angriffsabsicht der Gegenseite zu gewärtigen habe; in diesem Falle sei der Hieb die beste Parade, ja geradezu ein sittliches Gebot.

Der Begriff der Putativnotwehr setzt also einen abstrakten Idealmenschen und ein unmögliches Höchstmaß an bona fides voraus. Läßt man ihn in weiterem Umfange gelten, so muß es sehr bald geschehen, daß auch eine mala fides ihn aufgreift, um das eigene Vorgehen vor sich selber, vor Mit- und Nachwelt gerechtfertigt erscheinen zu lassen.

In der preußisch-deutschen Gedankenwelt der sogenannten wilhelminischen Ära lag manches, das einer solchen Auffassung entgegenkam. Der Ausdruck Putativnotwehr verschwand bald wieder aus der öffentlichen Erörterung, der Gegenstand selber jedoch, aus einem Juridikum zu einem Politikum geworden, festigte sich zusehends; im Grunde hatte man ihn ja längst akzeptiert, und die offizielle Geschichtsschreibung hatte schon Friedrichs des Großen Einfall in Sachsen<sup>21</sup> mit ihm gedeckt. Jetzt mußte die Putativnotwehr für den Einmarsch

---

gegenüber den Briten in Abessinien hinnehmen. Im Mai 1943 erfolgte die Kapitulation der „Heeresgruppe Afrika“. Mussolini wurde kurz darauf von König Viktor Emanuel III. seines Amtes enthoben.

<sup>20</sup> Gemeint ist hier die „Zabern-Affäre“ 1913/14: Im November 1913 kam es aufgrund von Beschimpfungen eines Leutnants des in Zabern stationierten preußischen Infanterieregiments gegen elsässische Rekruten zu Zusammenstößen zwischen der Bevölkerung und Offizieren, welche den Regimentskommandeur zu Übergriffen auf die Zivilbevölkerung veranlaßten. Der Fall gelangte am 3. Dezember vor den Reichstag, der daraufhin der Reichsregierung sein Mißtrauen aussprach. Die Lösung der Affäre endete unbefriedigend: Während der letztverantwortliche Kommandierende General in Straßburg belassen wurde, trat lediglich der Statthalter des Reichslandes Elsaß-Lothringen von seinem Posten zurück, was einer Desavouierung der Zivilverwaltung gleichkam.

<sup>21</sup> Im August 1756 marschierten preußische Truppen in Sachsen ein, womit der Siebenjährige Krieg eröffnet wurde. Friedrich der Große entschloß sich zu diesem Schritt, nachdem ihm die Angriffspläne des französisch-österreichischen Offensivbündnisses gegen

in Belgien 1914 herhalten.<sup>22</sup> Der Beweis dafür, daß, wenn Deutschland diesen Einmarsch unterlassen, die Gegenseite ihn vorgenommen hätte, ist bekanntlich nicht erbracht worden und Bethmann-Hollweg sah sich zu dem Eingeständnis veranlaßt, der Einmarsch sei ein Unrecht gewesen. Derartig zarte Eingeständnisse waren vom Nationalsozialismus begreiflicherweise nicht zu erwarten, und so wurde auf das deutsche Vorgehen gegen eine Reihe von Ländern, insbesondere gegen Rußland im Sommer 1941,<sup>23</sup> der Begriff der Putativnotwehr mit aller Selbstverständlichkeit angewandt.

[...]

761

Durch viele Jahre stand ich in guten Beziehungen zur Deutschen Allgemeinen Zeitung in Berlin, und so lag es nahe, daß ich ihr meinen Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ vor Erscheinen der Buchausgabe<sup>24</sup> zum Vorabdruck anbot. Das war im Jahre 1935. Chefredakteur war damals ein Dr. Silex, ein gewandter Journalist, aber charakterlos und feige und nur von dem einen Bestreben geleitet, bei der nationalsozialistischen Regierung keinen Anstoß zu erregen. Ich erhielt von ihm ein ausführliches Memorandum über die Angelegenheit meines Romans.<sup>25</sup> Der Roman wurde gerühmt; die Zeitung werde sich glücklich schätzen, ihn abdrucken zu können. Aber anstatt daß Silex nun weiterhin offen erklärte: „Mir schlottern vor Angst die Kniee, also seien Sie bitte so gut, für den Zeitungsabdruck ein paar kleine Änderungen und Streichungen vorzunehmen“ – statt einer solchen Erklärung führte er langatmig aus, ich hätte mich leider zu einigen Abschweifungen verleiten lassen, die der künstlerischen Geschlossenheit des Ganzen schadeten und um des künstlerischen Gesamteindrucks willen seien einige Änderungen unerlässlich; andernfalls sei der Abdruck nicht möglich.

Silex wünschte im Wesentlichen Folgendes: Der Titel müsse geändert werden. Die Bezeichnung „Großtyrann“ dürfte nicht ein einziges Mal gebraucht

---

Preußen, dem sich Rußland, Sachsen, Schweden und das Reich angeschlossen hatten, zur Kenntnis gelangt waren. Der Einmarsch in Sachsen gilt daher auch als ein klassisches Beispiel des Präventivkrieges.

<sup>22</sup> Am 3./4. August 1914, nach den deutschen Kriegserklärungen an Rußland (1. August) und Frankreich (3. August), marschierten deutsche Truppen aufgrund kriegsstrategischer Überlegungen in das neutrale Belgien ein. Daraufhin stellte Großbritannien Deutschland ein Ultimatum, was einer Kriegserklärung gleichkam.

<sup>23</sup> Am 22. Juni 1941 überfielen deutsche Truppen ohne vorherige Kriegserklärung die Sowjetunion.

<sup>24</sup> Werner *Bergengruen*: Der Großtyrann und das Gericht. Roman. Hamburg 1935.

<sup>25</sup> Vgl. zur Entstehungsgeschichte und zum politisch-historischen Umfeld Werner *Bergengruen*: Rückblick auf einen Roman. Wiesbaden 1961 (Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Abhandlungen der Klasse der Literatur 1961, Nr. 2); *ders.*: Schreibtitel-erinnerungen. Zürich 1961.

werden. Jeder Hinweis auf die Kinderlosigkeit des Großtyrannen müsse wegfallen. Die Baulust des Großtyrannen dürfe keine Erwähnung finden. Alle Gespräche über Rechtsprechung, Staatsräson, Politik, Macht seien zu streichen. Die sonst noch geäußerten Wünsche, die alle auf der gleichen Linie lagen, habe ich vergessen.

Hätte es sich um die Buchausgabe gehandelt, so wäre ich zu solchen Änderungen nicht bereit gewesen. Für den Fortsetzungsabdruck in einer Tageszeitung, der ohnehin flüchtig aufgenommen wird, und dessen Zusammenhänge sich nicht im Gedächtnis des Publikums erhalten, mochte ich nicht so penibel sein; auch war der Erscheinungstermin der Buchausgabe schon so nahe herangerückt, daß die Zeit nicht mehr gereicht hätte, den Vorabdruck in einem anderen Blatt zu placieren. So stimmte ich schließlich zu, der Roman erschien unter dem Titel „Die Versuchungen“, und ich sehe mich noch heute über dem Manuskript sitzen und fluchend und stöhnend das fast auf jeder Seite vorkommende Wort „Großtyrann“ durch Regent, Herrscher, Gewalthaber, Machthaber und dergleichen ersetzen.

Später ist der Roman noch von sehr vielen Zeitungen abgedruckt worden, und zwar immer in seinem ursprünglichen Wortlaut. Nicht eine Silbe wurde geändert, und es hat keinem einzigen Redakteur oder Herausgeber Kopf, Freiheit oder Stellung gekostet.

Der ganze Vorgang ist kennzeichnend für jene Zeit. Es gab nicht sehr viele Gelegenheiten, Charakter zu zeigen, solange man noch nicht zum Selbstmord entschlossen war; aber die Erbärmlichkeit der Menschen war so groß, daß sie auch den wenigen Gelegenheiten, die ihnen noch offen standen, sorgfältig aus dem Wege zu gehen suchten.

In allem, was über die Schulfibel oder „Mein Kampf“ hinausging, waren die Nationalsozialisten glücklicherweise Analphabeten. So blieb der „Großtyrann“ auch nach Erscheinen der Buchausgabe unbeanstandet, wozu freilich der ihnen so völlig unverdächtige Verlag<sup>26</sup> beigetragen haben mag. Nur ein einziges Parteiblatt – ich weiß nicht mehr, welches – witterte schon im ersten Augenblick Unrat und rief nach der Behörde. Da aber der wenig intelligente Alfred Rosenberg sich voller Anerkennung über das Buch ausgesprochen und der ahnungslose „Völkische Beobachter“ entschieden hatte, es sei „der Führerroman der Renaissance“,<sup>27</sup> so blieb dieser Schrei unbeachtet.

<sup>26</sup> In der „Hanseatischen Verlagsanstalt“ in Hamburg erschienen auch Bücher eindeutig nationalsozialistisch ausgerichteter Autoren; vgl. Siegfried *Lokatis*: Hanseatische Verlagsanstalt. Buchmarketing im „Dritten Reich“. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 1-189.

<sup>27</sup> Die von Bergengruen erwähnte Äußerung Rosenbergs findet sich im „Völkischen Beobachter. Norddeutsche Ausgabe“, vom 7. Dezember 1935. Rosenberg nennt dort den Großtyrannen „eine der Herrengestalten der Renaissance“.

Übrigens hatte ich das Buch auch bei meinen Freunden in Schutz zu nehmen, denn viele meinten, über Gebühr nach aktuellen Bezügen in ihm suchen zu müssen.

Über Gebühr? Konnte es denn hier ein zu beanstandendes Übermaß geben? Im Allgemeinen gewiß nicht, wofern man nicht, was mitunter geschehen ist, das Buch allzu simplifizierend als einen Schlüsselroman ansehen wollte. In Einzelheiten aber konnte man zu weit gehen. So verdroß es mich besonders, wenn die Gestalt des Großtyrannen als ein Hinweis auf Hitler gedeutet wurde, denn das war für mich eine Beschimpfung meines Titelhelden. Und nur als belachenswerten Ausfluß politisierter Dummheit konnte ich die einmal an mich gerichtete Frage ansehen, ob ich bei den unsinnigen, von einem Extrem ins andere torkelnden Heilmethoden, denen Confini durch seine Schwester Mafalda unterworfen wurde, an die unberaten schwankende Politik des Weimarer Staates vor dem Einbruch des Nationalsozialismus gedacht hätte.

Mit der Zeit wurden die Funktionäre der Partei hellhöriger, und die Angriffe mehrten sich. Doch hat mir das Buch zwar Feindschaft, indessen kein Verbot eingetragen, und im Wesentlichen blieb es bis zuletzt unbehelligt. Immerhin wäre es dem Schicksal nicht entgangen, wenn Krieg und Nationalsozialismus noch länger gedauert hätten.

Anders erging es mir mit meinem zweiten, während der nationalsozialistischen Ära veröffentlichten Roman, mit „Am Himmel wie auf Erden“.<sup>28</sup> Nach einjähriger Laufzeit, während der immerhin sechzigtausend Exemplare hatten verkauft werden können, kam es auf die Liste der „uneingeschränkt unerwünschten Bücher“ und wurde unterdrückt.

Immer wieder verfallen wir in den Fehler, das Wenige, das uns von der Kontinuität deutschen Lebens erhalten geblieben ist, zu überschätzen. Tatsächlich gibt es zu dem, was wir erlebt haben und noch erleben, innerhalb der abendländischen Sphäre keine Vergleichspunkte, und weder die französische Revolution und ihre Folgezeit noch das Cromwellsche Dezennium<sup>29</sup> oder der Dreißigjährige Krieg kann hier herangezogen werden. Womit wir es zu tun haben, das ist der tiefste Einschnitt unserer Geschichte seit der Berührung der germanischen Völker mit der mediterranen Kultur, das heißt also: seit dem Beginn unserer eigentlichen Geschichte überhaupt. Zu diesem Einschnitt die rechte Stellung zu gewinnen, das ist eine Aufgabe, wie sie noch keiner deutschen Generation gestellt worden ist.

---

<sup>28</sup> Werner Bergengruen: *Am Himmel wie auf Erden*. Roman. Hamburg 1940.

<sup>29</sup> Oliver Cromwell war seit 1640 gegen den damaligen englischen König Karl I. aufgetreten; im Gefolge des 1642 in England ausbrechenden Bürgerkrieges besiegte er die königliche Macht sowie das aufständische Irland und die königstreuen Schotten; den gefangenenommenen König ließ er 1649 verurteilen und hinrichten. Entgegen seinem ursprünglichen Programm errichtete er in der Folgezeit eine Militärdiktatur, an deren Spitze er von 1653 bis 1658 als Lordprotektor herrschte.

In einer solchen Situation wird sich alle wahrhaft konservative Gesinnung in einer besonderen Art angerufen fühlen. Nicht darum handelt es sich, kleine Fetzen des Vergangenen und Vergehenden in möglichst großer Zahl zu sammeln und das Neue mit ihnen aufzuputzen, sondern darum, das Gefühl für die ewigen und unveränderlichen Grundkräfte des Daseins wach zu erhalten, jene Kräfte, von denen Altes und Neues gleichermaßen gespeist werden.

771

Zu den deutschen Phänomenen gehört die unbegreifliche Zauberkraft des Wörtchens „national“. Es stand in der Hierarchie der Begriffe zuoberst und wurde als ein Absolutum angesehen. Speziell im deutschen Bürgertum gab es ehrenhafte, saubere, humane, liebevolle, religiöse Menschen, die ohne weiteres bereit waren, jede Schmutzigkeit, jede Gemeinheit, jede Bestialität gutzuheißen, sobald sie sich mit dem Wörtchen „national“ zu rechtfertigen vermochte oder auch nur hinter ihm zu verstecken mußte. Hier durfte kein sittlicher Maßstab angelegt werden, ja es hieß Gesinnungslosigkeit, die Möglichkeit einer solchen Maßstabanlegung überhaupt zu erwähnen.

Diese Leute waren überwiegend Protestanten und geschworene Jesuitenfeinde. Sie konnten sich ehrlich über die angebliche Jesuitenmoral, über den angeblichen Jesuitengrundsatz vom Zwecke, der die Mittel heiligt, entrüsten und kamen nicht im entferntesten darauf, daß sie selber ja einem solchen Grundsatz, der nur anstatt auf das kirchliche Interesse auf das nationale angewandt wurde, fort und fort dienstbar waren. In größter Unbefangenheit hielten sie einen jeden, der in diesem Punkte anders zu denken wagte, für einen Irrsinnigen oder Halunken.

Man muß immer wieder betonen, daß es anständige Leute waren. Aber diese anständigen Leute haben alle Scheußlichkeiten des Dritten Reiches erst möglich gemacht, und ihre Wirkung war genau so unheilvoll wie die der Verbrecher, die dann dank ihnen und oft zu ihrem Erstaunen, ja zu ihrer Bestürzung (einer Bestürzung, die sie sich freilich nicht oder erst viel zu spät einzugestehen wagten) an die Macht kamen.

783

Im Jahre 1941 lernte ich einen pommerschen Pfarrer kennen, welcher der Bekenntniskirche angehörte und viele Verfolgungen erlitten hatte. Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis war er auf ein Dorf verbannt worden, und es war ihm verboten, die Kreisstadt, in der er seine Gemeinde hatte, zu betreten. Nur bei Dunkelheit konnte er sich hineinschleichen, um seinen seelsorgerlichen Pflichten nachzugehen. Dieser Mann sprach voller Empörung über die Verfolgungen, denen die Kirche ausgesetzt war. Als unser Gespräch weiter führte, fügte er indessen hinzu: „Natürlich muß man aber zwischen dem Kirchlichen und dem Reipolitischen unterscheiden, und was dieses anbetrifft, so stehe ich selbstverständlich in bedingungsloser Treue hinter meinem Führer.“

Übrigens trug dieser Pfarrer das Parteiabzeichen. Er stand nicht allein, und gerade unter den Gebildeten waren diejenigen häufig, die immer noch die Hand küßten, die sie züchtigte; oder doch zu küssen sich sehnten, denn nicht einmal zum Fußkuß wurden sie zugelassen.

784

Ich erinnere mich der lebhaften Diskussionen, die in den Jahren nach dem Ersten Weltkriege in Deutschland über die Frage der sogenannten West- oder Ostorientierung geführt wurden. Erörterungen, wie ich sie hier im Auge habe, galten indessen nicht so sehr der aktuellen politischen Situation mit ihren Möglichkeiten der Anlehnung an Rußland oder an England und Frankreich, sondern hatten einen viel allgemeineren, einen typologischen, geschichts- und kulturphilosophischen, ja, einen metaphysischen Charakter; manchen stellte sich die Frage als ein Wählenmüssen zwischen slawischer Mystik und westlichem Rationalismus dar, etwa zwischen Dostojewski und Manchester. Man schien zu vergessen, daß die Deutschen ein Volk der Mitte sind.

Von solcher Problematik konnte im Zeitalter des Dritten Reiches natürlich nicht mehr die Rede sein, und die ehemals so leidenschaftlich umstrittene Frage, die schon angesichts der scheinbaren gesamteuropäischen Beruhigung in den Hintergrund getreten war, verschwand nun gänzlich. Sie kehrt jetzt in meine Erinnerung zurück angesichts der furchtbaren Eindeutigkeit, mit der sie nun entschieden worden ist, nämlich durch den Nordsüdstrich, der die Zweihälfte Deutschlands vorgenommen hat.

785

Eine der Redensarten, die in der Zeit des Dritten Reiches auf mich am meisten in der Art eines roten Tuches wirkten, war die: „Wir sitzen doch alle im gleichen Boot.“ Sie war nach damaliger Gepflogenheit von der offiziellen Propaganda als Stichwort ausgegeben worden, kehrte in Reden und Presseartikeln unaufhörlich wieder und fiel, ihrer scheinbaren Plausibilität wegen, auf einen günstigen Boden. Zahllose Menschen, auch solche, die keineswegs zur Partei oder deren Anhang gehörten, machten sie sich zu eigen und wiederholten sie durch Jahre fortwährend im Gespräch.

Oh ja, wir saßen alle im gleichen Boot, wir fuhren alle unter der gleichen Flagge, der schwarzen Piratenflagge des Todes und der Hoffnungslosigkeit. Nur mit dem Unterschiede, daß jene die Schiffsherren waren und wir, im günstigsten Falle, die Rudersklaven. Mit dem Unterschiede ferner, daß jene siegreich einen Hafen zu erreichen strebten, während wir keinen anderen Wunsch hatten als den, die Erreichung dieses Hafens zu verhindern, und wenn darüber das ganze Schiff zu den Fischen gehen sollte. Konnte denn die Erreichung des Hafens für uns irgendetwas Wünschenswertes erbringen? Wir blieben ja Rudersklaven, angeschmiedet im licht- und luftlosen Raum; höchstens daß man uns im Tage eine schimmelige Brotschnitte mehr zugebilligt hätte. Jenen aber

hätte der Hafen gedient, sich mit noch widerstandsfähigeren Fesseln, mit noch gewichtigeren Peitschen zu unserer Niederhaltung zu versehen.

Inzwischen ist das Schiff untergegangen. Von den Rudersklaven sind viele ertrunken. Die Überlebenden sind frei geworden, halbnackt und besitzlos, wie es der Lage freigekommener Sklaven entspricht, und nicht allen von ihnen wird Kraft genug verblieben sein, daß sie ein neues Lebensverhältnis anzustreben vermöchten.

788

Sehr häufig begegnete man in Deutschland Leuten, die nicht eigentlich Nationalsozialisten, aber, wie sie es nannten, „gut vaterländisch“ gesonnen waren. Diese sagten: „Ich bin zwar kein Freund der Partei und mit vielem nicht einverstanden. Aber jetzt muß das alles zurücktreten, jetzt geht es nicht um Parteien, jetzt geht es um Deutschland.“ (Oh ja! Es ging um Deutschland, – aber anders als diese Leute meinten.)

Der halbbewußte Selbstbetrug, mit dem sie ihr Gewissen und die Folgerichtigkeit des Schicksalsablaufs zu hintergehen trachteten, war dieser, daß sie taten, als handle es sich um eine beliebige Partei unter vielen oder, wie in anderen Ländern, um eine Vielzahl von Parteien, deren vergleichsweise unwichtige Streitigkeiten hinter einer gemeinsamen Not und deren Abwehr zurückzutreten hätten.

Aber nun gab es ja keine Parteien und, wenn man nach der Sache urteilt und nicht nach dem Wortschall, auch keine Partei; denn der Begriff der Partei setzt die Existenz anderer Parteien, zum mindesten einer zweiten Partei voraus. Was sich Partei nannte, war keine Partei, sondern die in alle Abschnitte des bürgerlichen Lebens verlängerte Hilfspolizei der regierenden Clique.

794

Mein Gedichtzyklus „Der ewige Kaiser“<sup>30</sup> wurde in der Zeit vom Sommer 1935 bis zum Frühjahr 1936 geschrieben. An eine Veröffentlichung in Deutschland war selbstverständlich nicht zu denken, und auch einer Herausgabe außerhalb der deutschen Grenzen standen, allein schon mit Rücksicht auf die Postüberwachung, große Schwierigkeiten im Wege. Es war mir klar, daß nur ein österreichischer Verlag in Frage kommen konnte, daß das Buch pseudonym oder anonym erscheinen mußte, und daß auch der Verleger meinen Namen nicht erfahren durfte; denn bei dem aufs feinste ausgebildeten Spitzelsystem, das ja bis tief in die dem Anscheine nach nazifeindlichsten österreichischen Kreise hineinreichte, konnte ich gewiß sein, daß im entgegengesetzten Falle mein Name gleich nach Erscheinen des Buches nach Berlin gemeldet

<sup>30</sup> Der ewige Kaiser. Gedichte. Graz 1937. Der Band erschien anonym; erst die 1951 veröffentlichte zweite Auflage, mit einem Nachwort Werner Bergengruens, nannte den Verfasser.

würde. Ich bat also einen Wiener Schriftsteller, den Grafen Paul Thun-Hohenstein, als er sich vorübergehend in München aufhielt, um seine Vermittlung, die er mir in der freundschaftlichsten Weise zusagte.<sup>30a</sup> Er nahm das Manuskript an sich und konnte mir schon nach kurzer Zeit in verabredeten Deckworten aus Wien schreiben, daß der Verlag Filipp Schmidt-Dengler in Graz zur Herausgabe bereit sei.<sup>30b</sup> Bei diesem erschien nun also der Zyklus im Jahre 1937, und zwar ohne Nennung eines Autorennamens; denn den Gedanken der Pseudonymität hatte ich fallen gelassen. Das Buch wurde verkauft, übrigens zunächst auch in Deutschland. In München sah ich es in manchen Buchhandlungen. Es zu rezensieren, wagte innerhalb Deutschlands natürlich niemand, höchstens daß, wie in der Frankfurter Zeitung, sein Titel unter der Rubrik „Neu eingegangene Bücher“ verzeichnet wurde. Ich selber war dabei, wie in der Wohnung eines nichtsahnenden Bekannten meine Verse vorgelesen und von etwa einem Dutzend Menschen diskutiert wurden. Ich machte mir einen Spaß daraus, Einwände zu erheben und mich an den Vermutungen über die Person des Verfassers zu beteiligen. Diese waren um so interessierter, als einige Stellen erkennen ließen, daß es sich nicht um einen Oesterreicher handeln konnte.

Ein Jahr später war Oesterreich dem Dritten Reiche einverleibt. Die Geheime Staatspolizei beschlagnahmte das Buch, untersagte den Verkauf, und verlangte von dem Verleger den Namen des Autors zu wissen. Schmidt-Dengler erklärte wahrheitsgemäß, ihn nicht zu kennen, und verwies auf den Grafen Thun. Dieser, erst kürzlich aus einer langwierigen Haft entlassen, wurde vorgeladen und befragt. Er gab zu, der Mittelsmann zwischen Autor und Verlag gewesen zu sein; doch habe er sich ehrenwörtlich verpflichtet, den Namen des Verfassers geheim zu halten, und könne ihn nur preisgeben, wenn der Verfasser selbst ihn von diesem Versprechen entbinde. Der Hinweis auf das Ehrenwort rief zunächst ein Hohngelächter hervor. Dann aber brachte Thun in seiner ruhigen und geschickten Art es zuwege, mit seinem Standpunkt durchzudringen und eine Frist zu erlangen; könne er danach den Namen nicht angeben, so werde man sich an ihn halten.

Thun telegraphierte mir in unverfänglich andeutender Weise nach München und kam sofort angereist. Ich selber befand mich im Augenblick in Berlin, wurde durch einen Eilbrief meiner Frau benachrichtigt und kehrte unverzüglich nach München zurück. Frühmorgens, gleich nach meiner Ankunft, hatte ich ein von meiner Frau vereinbartes Rendezvous mit Thun im Cafe Luitpold. Daß der Name nicht länger verborgen gehalten werden konnte, war klar. Etwa

<sup>30a</sup> Vgl. für den vorliegenden Zusammenhang Otto von *Taubert*: Graf Paul von Thun und Hohenstein. In: Ders.: *Begegnungen und Bilder*. Hamburg 1967, S. 80–93.

<sup>30b</sup> Dazu Dietrich A. *Binder* (Hrsg.): *Bergengruens Briefe nach Graz. Zur konservativen Opposition in der Kriegszeit*. In: *Österreich in Geschichte und Literatur* 27 (1983), S. 281–306.

den eines unlängst Verstorbenen zu nennen, ging nicht an; eine solche Ausflucht hätte keinen Glauben gefunden. Wir zerbrachen uns lange die Köpfe.

Es muß daran erinnert werden, daß von deutschen Staatsangehörigen verfaßte Bücher nur mit Genehmigung des Propagandaministeriums bei ausländischen Verlegern erscheinen durften. Auch durfte niemand sich ohne spezielle Erlaubnis eines Pseudonyms bedienen. Dies einmal gestattete Pseudonym wurde in der Personalabteilung der Reichsschrifttumskammer registriert und durfte nicht gewechselt werden. Eine Anonymität aber war gänzlich ausgeschlossen. Und nun kam zu diesen Delikten noch das Buch selbst, dessen Inhalt unmöglich mißverstanden werden konnte. Meine Lage war ohnehin prekär; denn ich war im Jahre 1937 unter dem Verbot jeder schriftstellerischen Betätigung aus der Reichskulturkammer und der dieser unterstehenden Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen worden.<sup>31</sup> Einige Zeit danach hatte ich eine jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung „zu weiterer Berufsausübung“ erhalten, die übrigens praktisch mit zahlreichen Beschränkungen verbunden war, und stand von da an unter einer besonderen Aufsicht.

Außer mit Thun beriet ich mich in den nächsten Tagen noch mit einigen Freunden, darunter mit Carl Muth, der auch jetzt wieder jene warmherzige Anteilnahme bekundete,<sup>32</sup> die ich in persönlichen oder literarischen Angelegenheiten bis an seinen Tod jederzeit bei ihm gefunden habe. Es galt, dem nicht abzuleugnenden Tatbestande nachträglich eine glaubwürdige und zugleich harmlose Erklärung unterzuschieben. So verfaßte ich denn zuletzt ein Wort für Wort sorgfältig durchdachtes Schreiben, in welchem ich, ohne auf das Delikt des Druckenlassens im Auslande einzugehen, dem Fall eine Wendung ins Schriftstellerisch-Berufsmäßige, die ihn aus der politischen Sphäre entfernte, zu geben suchte. Zunächst betonte ich, ich hätte selbstverständlich nie die Ab-

<sup>31</sup> Bergengruen wurde im März 1937 aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen, „da Sie“, wie es in der entsprechenden Begründung hieß, „nicht geeignet sind, durch schriftstellerische Veröffentlichungen am Aufbau der deutschen Kultur mitzuarbeiten“; Werner *Bergengruen*: Privilegien des Dichters. Zürich 1962, S. 100.

<sup>32</sup> In der von Muth von 1903 bis 1941 geleiteten katholischen Monatsschrift „Hochland“ veröffentlichte Werner Bergengruen in den 1930er Jahren eine Fülle literarischer Beiträge; vgl. Werner *Bergengruen*: Erinnerungen an Carl Muth. In: *Hochland* 46 (1953), S. 75 ff.; für den Zusammenhang Konrad *Ackermann*: Der Widerstand der Monatsschrift Hochland gegen den Nationalsozialismus. München 1965; für die Zeit vor 1933 wichtig Richard van *Dülmen*: Katholischer Konservatismus oder die „soziologische“ Neuorientierung. Das „Hochland“ in der Weimarer Zeit. In: *Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte* 36 (1973), S. 254–303; neuerdings N. Luise *Hackelsberger*: Das Wort als Waffe. Werner Bergengruen, Carl Muth und der Kreis um die Zeitschrift „Hochland“ im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich*. Berlin 2003, S. 103–116, sowie Felix *Dirsch*: Das „Hochland“ – Eine katholisch-konservative Zeitschrift zwischen Literatur und Politik 1903–1941. In: Hans-Christof Kraus (Hrsg.): *Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien*. Berlin 2003, S. 45–96, bes. S. 83 ff.

sicht gehabt, gegenüber irgendeiner amtlichen Stelle aus meiner Autorschaft ein Geheimnis zu machen; die Anonymität sei ausschließlich für die lesende Öffentlichkeit bestimmt gewesen. Unter Verwendung zahlreicher literarischer Fachausdrücke, von denen ich mir eine verwirrende Wirkung auf die robusten und primitiven Gehirne der Polizei versprach, setzte ich dann, nicht im Ton eines Angeschuldigten, sondern eines Auskunfterteilenden meine Gründe auseinander. Es handele sich, so führte ich aus, um meinen ersten Versuch in einem neuen Genre, nämlich dem der historisch-balladesken Lyrik, mithin um ein Experiment. Mein Renommee beruhe auf meinen Romanen und sonstigen Prosabüchern. Daher hätte ich es für unklug gehalten, die neue Publikation mit meinem Namen zu decken, um nicht, falls sie von der Kritik abgelehnt würde, in den Augen des Publikums eine Schädigung zu erfahren, unter der dann auch die Schätzung meiner Prosabücher zu leiden haben müßte. Von vorneherein sei ich jedoch entschlossen gewesen, mich im Falle einer zustimmenden Aufnahme des Buches von der nächsten Auflage an mit meinem vollen Namen zu ihm zu bekennen. Auf den Inhalt ging ich nur kurz und in einer etwas lässigen Weise ein, so als sei hier gar keine Diskussion möglich und als liege nichts vor, das einer Rechtfertigung bedürfe. Ich ließ nur einfließen, einige Stellen bezögen sich auf die französische Revolution, andere auf die ehemalige Parteienwirtschaft, der gegenüber in historischer Einkleidung und in Anknüpfung an älteste deutsche Traditionen die Sehnsucht nach der überragenden Gestalt eines Einigers der deutschen Stämme und Erfüllers des deutschen Schicksals ausgesprochen werde.

Ich hatte keinen unbedingten Glauben an die Überzeugungskraft dieser Darstellung. Zudem mußte ich mir sagen, daß, selbst wenn ich in Wien mit ihr durchdrang, das Schwerste noch vor mir lag. Denn die Angelegenheit kompetierte ja vor das Reichspropagandaministerium, und die Wiener Gestapo war verpflichtet, sie dahin weiterzuleiten. Dort aber saßen Leute, die bei aller Engstirnigkeit und Beschränktheit nicht ganz ohne Erfahrung in literarischen Dingen waren und besser zu lesen verstanden als das Unterweltsgesindel von der Polizei.

Mit diesem Schreiben kehrte Thun nach Wien zurück und schickte es termingemäß an die Geheime Staatspolizei. Gleichzeitig schrieb ich an Schmidt-Dengler und gab mich als Autor zu erkennen. Für den Fall, daß seine Post überwacht wurde, hatte ich meinen Brief inhaltlich auf das an die Wiener Gestapo gerichtete Schreiben abgestimmt und zeigte damit dem Verleger, wie ich der Behörde gegenüber das Buch und die Umstände seiner Veröffentlichung aufgefaßt wissen wollte, ihm zugleich für die erwarteten Weiterungen die Argumentation an die Hand gebend.

Nicht lange nachdem der Termin verstrichen war, wurde Thun abermals vorgeladen und barsch angefahren: wie er es sich habe einfallen lassen können, die gestellte Frist nicht innezuhalten? Glücklicherweise konnte er die Postquittung des rekommandierten Briefes vorlegen, mit dem er mein Schreiben der Ge-

stapo übersandt hatte. Es wurde nun nachgeforscht. Der Brief war in eine falsche Abteilung geraten, und nachdem er dort aufgefunden war, durfte Thun wieder heimgehen. Der Vorfall war wieder ein Beweis dafür, daß auch in dieser mit so erbarmungsloser Exaktheit arbeitenden Maschinerie jene Zufälligkeiten und Unordnungen möglich waren, die so oft dem Opfer der Institution eine unerwartete Chance öffnen, freilich auch sein Verderben bewirken können. [...]

Aber Woche um Woche verging, ohne daß sich irgendetwas rührte. Schließlich gewann ich die Überzeugung, daß ich von Wien her nichts mehr zu besorgen hatte.

Offenbar hatten die Wiener Gestapoleute meine Erklärung akzeptiert. Was mir dabei zustatten kam, das war erstens ihre fast bis ans Analphabetentum reichende Unbildung und ihre Ratlosigkeit gegenüber allem Geistigen. Zweitens aber hatte nach der Besetzung Oesterreichs die propagandistische Phraseologie mit den Begriffen des alten Kaisertums und des Römischen Reiches deutscher Nation, dessen zeitgemäße Erscheinungsform und Krönung der neue großdeutsche Staat sei, zu operieren begonnen. Alle Zeitungen strotzten zum Beispiel von illustrierten Artikeln über die Reichsinsignien, die Hitler von Wien nach Nürnberg hatte überführen lassen. Auf diese Weise war auch den Wiener Gestapo-Beamten eine Reihe von Vokabeln und Vorstellungen geläufig geworden, denen sie nun in meiner Dichtung wieder begegneten. Dies war für mich ein Zusammentreffen zweier Glücksumstände. Aber es kam noch ein dritter hinzu.

Der Fall hätte, wie gesagt, nach Berlin ans Propagandaministerium weitergereicht werden müssen. Aber nun war ja die auf dem Unterbau der SS errichtete Gestapo ein Staatswesen innerhalb, wo nicht gar oberhalb des Staates, eifersüchtig auf die Erweiterung ihrer Hausmacht erpicht und voll einer souveränen Verachtung für alle anderen Behörden einschließlich der Ministerien. Wie sie es gewohnt war, in politischen Prozessen freigesprochene Angeklagte beim Verlassen des Gerichtsgebäudes zu verhaften und ins Konzentrationslager abzuschleppen und von keinem Einspruch des Justizministeriums Notiz zu nehmen, so kam es auch sonst vor, daß sie große oder kleine Fälle an sich riß oder bei sich behielt, sie bearbeitete und nach ihrem Gutdünken entschied, ohne mit den zuständigen Instanzen in Verbindung zu treten; und das, obwohl doch alle diese Instanzen mit verlässlichen Parteigenossen und meist sogar mit Angehörigen der SS besetzt waren.

Ganz offensichtlich hat nun ein Vorgang dieser Art auch in meinem Falle stattgefunden.

Dafür erhob sich nun eine andere Gefahr. Sie verständlich zu machen, dazu bedarf es des Hinweises auf eine bestimmte Eigentümlichkeit jener Jahre.

Es war damals die diskreteste und indiskreteste Zeit zugleich. Unendlich viele Geheimnisse waren zu bewahren und wurden bewahrt. Aber gleichzeitig hatte die Abdrosselung des Pressewesens, die Verlogenheit der amtlichen Mitteilungen und die Behinderung der Korrespondenz den Drang der Menschen, irgendetwas, es sei auch was es sei, zu erfahren, ins Außerordentliche gestei-

gert. Und dem wiederum entsprach ein erhöhtes Mitteilungsbedürfnis, das, wo es sich äußern konnte oder sich doch äußern zu können glaubte, umso heftiger war, als ja ein jeder sich außerhalb seiner vertrauten Kreise zur Stummheit verurteilt sah. Es wird späteren Generationen kaum möglich sein, sich eine Vorstellung davon zu bilden, bis zu welchem Grade jene Zeit sich von mündlichen Mitteilungen, und das hieß oft: von Gerüchten, nährte. Ja, man muß sogar sagen, daß auch das simple Klatschbedürfnis eine merkwürdige Steigerung erfahren hatte. Persönliche Schicksale interessierten; denn durch irgendwelche Fäden hing auch das individuellste Schicksal mit dem Allgemeinen, das sich zur Totalität entfaltet hatte, zusammen. Viele liebten es, mit ihrer Wohlinformiertheit zu prunken, und tatsächlich empfahl damals einen Menschen nichts so sehr, als wenn er irgendetwas Neues und zwar nach Möglichkeit mit einer Note von Sensation und Pikanterie zu berichten wußte. Unglaublich war die Geschwindigkeit, mit der sich alle Neuigkeiten, selbst über große Entfernungen, ausbreiteten.

Oft ging es folgendermaßen zu: Man traf einen Bekannten und erfuhr von ihm ein Dutzend Neuigkeiten. Was zwei oder drei von ihnen anging, so bat der Mitteiler um unverbrüchliche Verschwiegenheit, oft vernünftigerweise mit Rücksicht auf die Quelle seiner Informationen, oft aber auch aus übertriebener Ängstlichkeit oder aus sonstigen wenig einleuchtenden und vom Gebetenen nicht immer ernstgenommenen Gründen. Eine halbe Stunde darauf begegnete man einem andern, später einem dritten und vierten, und es spielte sich der nämliche Vorgang ab. Am Abend eines solchen Tages wußte man beim besten Willen nicht mehr, wer einem die einzelnen Mitteilungen gemacht hatte, welche von ihnen man geheimhalten sollte und was man den Menschen seines Umganges, die doch nun ihrerseits wieder gierig auf Nachrichten warteten, anvertrauen durfte. Und so kam vieles in Umlauf, das nicht für den Umlauf bestimmt war. Ganz besonders groß aber war die Porosität der literarischen Region: hier waren schon in normalen Zeiten Kaffeehausgeplauder, Indiskretion und Zuträgerei mehr als anderswo heimisch gewesen.

Von vorneherein hatte ich einen kleinen Kreis mir nahestehender Menschen eingeweiht. Gelegentlich strahlte wohl auf die eine oder andere Weise das Geheimnis ein wenig über die Peripherie dieses Kreises hinaus. Aber das blieb kontrollierbar und konnte von Fall zu Fall ohne große Schwierigkeiten in Ordnung gebracht werden.

Jetzt indessen stand ich plötzlich vor einer neuen Situation. Der Kreis der Mitwisser hatte sich vergrößert. Sowohl Schmidt-Dengler als auch einige Münchner waren, nachdem ich an die Wiener Gestapo geschrieben hatte, der Meinung, jetzt sei ohnehin alles an den Tag gekommen und eine weitere Geheimhaltung erübrige sich. Da ich nicht wußte, ob der Adressat der einzige Leser meines Briefes sein würde, ja, ob er sich überhaupt auf freiem Fuße befand, so hatte ich Schmidt-Dengler nicht gut bitten können, die Sache auch jetzt noch, soweit zugänglich, vertraulich zu behandeln; ja, diese Möglichkeit hatte

ich umso weniger gehabt, als doch mein nicht nur für ihn, sondern zugleich auch in usum Delphini geschriebener Brief gerade betonen mußte, der Anonymität komme jetzt nicht mehr die geringste Bedeutung zu. Also hatte er, der begreiflicherweise vom ersten Tage an auf die Person seines Verlagsautors höchst neugierig gewesen und von vielen Menschen nach ihr gefragt worden war, jetzt kein Bedenken gehabt, seinen Bekannten meinen Namen zu nennen. Noch 1944 bin ich in Graz in einer größeren Gesellschaft mehrfach auf den „Ewigen Kaiser“ angesprochen worden. Da ich die meisten der Anwesenden nur ganz oberflächlich kannte, von einigen aber durch wohlmeinende Warner wußte, daß sie in Beziehungen zur Partei standen, so stellte ich mich begriffsstutzig und vermied es, auf das Thema einzugehen.

Übrigens war Schmidt-Dengler damals schon lange nicht mehr in Graz. Ich lernte ihn kurz vor Kriegsausbruch in München kennen und fand einen angenehmen jüngeren Menschen von Geschmack und voller Liebe für die Aufgaben seines Berufs. Sein Verlag, der eine betont österreichische Note gehabt hatte, war polizeilich geschlossen worden. Aber selbst wenn er die Genehmigung zur Wiedereröffnung erhalten hätte, so wäre diese nicht möglich gewesen, da er von seinen beschlagnahmten Akten, Geschäftsbüchern und Korrespondenzen, allen Zusicherungen zum Trotz, kaum ein Stück zurückbekommen hatte.

Wie auf allen Gebieten verhielt es sich auch auf dem der Literatur so, daß beispielsweise irgendein entschiedener Gegner des Nationalsozialismus Beziehungen zu einem schon etwas weniger entschiedenen Gegner des Dritten Reiches hatte, dieser zu einem Halbopportunisten, der zu einem Konjunkturisten, der wiederum zu einem überzeugten und aktiven Nationalsozialisten, und so reichte die Kette Glied für Glied bis mitten in die Höhle des Löwen hinein. Das heißt also: bis in die Kreise der Parteiliteraten und der staatlichen Literaturbehörden, nämlich der Schrifttumskammer und der mit ihrer Beaufsichtigung betrauten Abteilung des Propagandaministeriums, aber ebenso der berühmten „Reichsstelle zur Förderung des deutschen Schrifttums“. Diese unterstand Alfred Rosenberg und war gewissermaßen ein Konkurrenzunternehmen zur Abteilung Schrifttum im Propagandaministerium. Hier wurden Gutachten angefertigt, hier wurden die Listen der uneingeschränkt zu fördernden, der bedingt zu fördernden, der bedingt unerwünschten und der uneingeschränkt unerwünschten Bücher aufgestellt und an den Buchhandel wie an die Bibliotheken versandt. Von hier gingen regelmäßige Veröffentlichungen aus, deren einzelne Beiträge nur mit Kennziffern unterzeichnet waren. Hier wurden mit Vorliebe Fälle aufgegriffen, in denen das Propagandaministerium oder die Kammer sich nicht radikal genug gezeigt hatte. Hier saßen meine durch Anonymität gedeckten Feinde, und von hier aus wurde mancher Giftpfeil gegen meine Bücher und mich abgeschossen.

In eine dieser Stellen also oder gar in sie alle pflegte jeder Literaturklatsch zu münden.

Meine Angelegenheit wurde jetzt sehr lebhaft besprochen, und dies umso mehr, als schon mein Ausschluß aus der Kammer Aufsehen erregt hatte und viel beredet worden war. Durchaus wohlmeinende Leute erzählten den Fall eilig weiter, und im Fortgang nahmen sich Mißverständnisse, Gedächtnisfehler, Gedankenlosigkeiten seiner an sowie alle die Veränderungen und Vergrößerungen, die jedem Vorfall bei gerüchtweise geschehender Verbreitung zu widerfahren pflegen. In München, aber auch bei gelegentlichen Aufhalten in Berlin wurde ich fortwährend auf die Sache angedet, und oft von Menschen, von denen ich es am allerwenigsten erwartet hätte. Im Anfang versuchte ich noch, jedem einzelnen Gerede, von dem ich Kenntnis erhielt, in aufsteigender Linie nachzugehen. Bald aber erwies sich das als unmöglich, und es war ja auch ganz zufällig, was nun gerade mir zu Ohren kam. Später richtete sich mein Verhalten nach dem jeweiligen Fall und bewegte sich zwischen völliger Ablehnung und offener Darlegung des Sachverhalts. Manchmal konnte ich um Diskretion bitten und sie wurde mir auch zugesichert. Vielleicht sind solche Zusicherungen mitunter sogar gehalten worden. Aber wie viele von den Wissenden und Weitererzählenden waren es denn, die ich erreichen konnte?

Es gab Menschen, die sich das Buch zu verschaffen suchten. Manche zum Beispiel brachten es fertig, es aus der Preußischen Staatsbibliothek zu bekommen und schrieben es ab. Noch im Jahre 1945 begegnete ich einem Gedicht aus dem „Ewigen Kaiser“ in einer der für jene Zeit so charakteristischen, unter der Hand verbreiteten hektographierten Publikationen. Da es sich um ein Sonett handelte, hatte der Herausgeber oder Abschreiber den Namen Reinhold Schneider darunter gesetzt.<sup>33</sup> Übrigens hatte Reinhold Schneider vom Frühjahr 1936 an zu den Eingeweihten gehört.

Aber andere Gedichte aus dem „Ewigen Kaiser“ kursierten, was ich erst später erfuhr, auch unter meinem Namen, den die Abschreiber groß und deutlich darunter gesetzt hatten, und es waren gerade die im Nazistaat kompromettantesten dabei. Daß dies ohne staatspolizeiliche Konsequenzen abging, will mir noch heute wunderbar scheinen.

Im Ganzen darf ich sagen: die Wahrscheinlichkeit, mit heiler Haut aus der Affäre herauszukommen, war für mich nicht übermäßig groß. Aber nun geschah das Allererstaunlichste: nämlich es geschah nichts. Es ist, als habe mein Schutzengel vor den Schwellen der amtlichen Literaturkanzleien einen Feuerstrich gezogen, den das Gerede und Geraune nicht zu überschreiten vermochte. Dann kam der Krieg. Nun schoben sich ganz andere Dinge in den Vordergrund. Und so habe ich denn auch hier wieder die Wirkungen jener behütenden Kraft erfahren dürfen, die sich meiner so oft angenommen hat.

---

<sup>33</sup> Reinhold Schneider veröffentlichte seit den 1920er Jahren u. a. eine Vielzahl von Sonetten, die 1954 gesammelt erschienen sind; vgl. Reinhold *Schneider*: Die Sonette von Leben und Zeit, dem Glauben und der Geschichte, Köln/Olten 1954.

805

Wir zweifeln nicht daran, daß sich alte und junge Völker unterscheiden lassen,<sup>34</sup> doch fehlt es hier an eindeutigen Kriterien, und man wird sich oft nur in extremen Fällen einig sein. Was sind alte, was sind junge Völker? Wie schnell altert ein Volk? Die Griechen brauchten nur wenige Jahrhunderte zur Vergreisung. Die Russen und die Amerikaner sind gewiß junge Völker, die Chinesen sind ein altes, ja, ein uraltes Volk; doch läßt sich von ihnen behaupten, sie hätten auf einer frischen Stufe vorgerückten Alters stehen zu bleiben gewußt. Bei manchen Völkern, wie den Schweden, wird niemand auf den Gedanken kommen, die Frage, ob sie nun alt oder jung seien, überhaupt aufzuwerfen. Meist verwendet man die Prädikate „jung“ und „alt“ für das eigene Volk oder für andere Nationen nach Willkür und nach den Wirkungsbedürfnissen des Augenblicks. Die Deutschen zumal pflegten sich bald als altes Kulturvolk zu bezeichnen, bald ihre Jugend und die Rechte, welche die Zukunft für sie in Bereitschaft halte, zu betonen. Auch die Italiener beanspruchten in einem Augenblick den Titel eines uralten Kulturvolks, um bereits im nächsten auf ihre schäumende giovinezza zu pochen. Vielleicht ist ein Volk nie im Stande, hierin Sicheres über sich selber auszusagen, und vielleicht kann erst der spätere Historiker feststellen, welche Phasen seiner Geschichte sich mit seinen einzelnen Altersstufen decken.

Verjüngungen sind möglich, und zwar offenbar nicht nur durch frische Blutzufuhr und durch Überflutungen mit invadierenden Elementen, sondern auch auf Grund von Kräften, die aus den Tiefen der eigenen Natur aufsteigen, eventuell unter der Einwirkung bedeutender und mitreißender Männer. Ähnliches erlebt man ja auch bei Einzelmenschen, die schon aufgegeben waren und wieder völlig zu Kräften gekommen sind. Man kann hier vielleicht an Portugiesen und Türken denken, um im Umkreis der neueren Begebenheiten zu bleiben.

[...]

808

Den Zertrümmerungen dieser Zeit sind in Deutschland noch nicht abzuschätzende Bildungsgüter zum Opfer gefallen. Freilich sind wir auch von unendlich vielem Alexandrinertum befreit worden. Archive, Bibliotheken, gelehrte An-

<sup>34</sup> Die Entgegensetzung von „alten“ und „jungen“ Völkern ging zurück auf eine geschichtsphilosophische Gedankenfigur, die ihre Prägung im Umkreis organologischer Staats- und Geschichtskonzeptionen der „Konservativen Revolution“ erhalten hatte. Vor allem Oswald Spengler (vgl. Anm. 6) und Arthur Moeller van den Bruck (*Das Recht der jungen Völker*. München 1919, bes. S. 18 ff., 47 ff.) hatten in diesem Sinne die europäischen Völker und Nationen gemäß ihres „Alters“ und ihrer „Jugend“ zu gewichten beliebt. Von den führenden nationalsozialistischen Ideologen bediente sich vor allem Reichspropagandaminister Joseph Goebbels dieser Unterscheidung; vgl. ausführlich Frank-Lothar Kroll: *Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich*. Paderborn/München/Wien/Zürich, 2. Aufl. 1999, S. 297 ff.

stalten sind vernichtet. Der historischen Forschung etwa sind auf zahllosen Gebieten Werkzeuge und Hilfsmittel zerschlagen worden. Vielleicht aber wird sich eben darum eine mythenbildende Kraft offenbaren. Vielleicht wird die Welt legendarisch angeschaut werden. Vielleicht werden wir vor Schöpfungen der Volksphantasie stehen, wie sie einer späten Zeit niemand zugetraut hätte. Die Möglichkeiten der Zukunft sind ungeheuer; freilich steht auch die Möglichkeit der absoluten Dürre unter ihnen.

810

Es ist jeder Berechnung entzogen, welches die wirklichen Verluste Deutschlands im Ersten Weltkriege gewesen sind, und noch weniger kann jemand sich von den Verlusten des Zweiten eine auch nur annähernde Vorstellung machen. Das Ziffernmäßige besagt gar nichts, denn alle Millionenzahlen drücken nur öde Quantitäten aus, und auch hier wird mehr zu wägen als zu zählen sein. Was an Kräften zugrunde gegangen ist, an Begabungen, an Genies, an Jünglingen, die das Zeug hatten, große Männer oder Väter, Großväter, Ahnherren großer Männer zu werden, das vermag niemand zu ermessen.

Unmöglich kann ein solcher Aderlaß überwunden werden, wenn auch mit der Zeit für den oberflächlichen Blick ein Ausgleich sich herstellen wird. Die deutsche Substanz erfährt eine gewaltige Veränderung. Es wird unmöglich sein, im Vergleich zur Nation vor 1914 in der nach 1945 oder gar nach 1970 das nämliche, nur um einige Jahrzehnte gealterte Volksindividuum zu erblicken. Hierzu kommt der soziale, der wirtschaftliche, der kulturelle Trümmerhaufen, den das Dritte Reich hinterlassen hat, die Zerstörung aller Bildungsgüter, der gottlob auch mancher Bildungsschutt zum Opfer gefallen ist, das Abreißen aller Traditionsketten, die mit der Ein- und Unterpflügung der höheren Schichten geschehene Nivellierung.

Die Angehörigen der ehemaligen Oberschicht haben heute in Deutschland fast nichts mehr vor allen anderen voraus. Mit dieser Entblößtheit ist ihnen eine ungeheuerer Chance der Erprobung gegeben. Sie genießen keinerlei Vorrecht, und es steht keine materielle Sicherheit mehr hinter ihnen. Sie haben nichts als sich selbst, das heißt: jene Summe an Persönlichkeitsqualitäten, die ihnen von ihren Vorfahren überkommen sind, und das, was sie selber aus ihnen zu machen gewußt haben. Viele von ihnen werden in einer amorphen Helotenmasse verschwinden, so daß man nach hundert Jahren im Proletariat vielfach Menschen mit berühmten Familiennamen begegnen wird. (Verwandte von mir hatten ein russisches Dienstmädchen, das sich in nichts von seinesgleichen unterschied, aber als Prinzessin Trubezkaja bald nach dem Sturz des Zarismus zur Welt gekommen war; hier hatte es nicht einmal einer zweiten Generation bedurft.) Andere aber werden es zuwege bringen, Keimzellen und Kristallisationspunkte einer neuen Oberschichtenbildung zu werden, und es mögen wohl auch neue, von unten her aufsteigende Kräfte zu ihnen stoßen.

Unter gänzlich veränderten Umständen, von nichts getragen und gestützt als von dem eigenen Vollbringen, aller äußeren, aller rechtlich gesicherten Merkmale ermangelnd, wird diese Standesgemeinschaft dennoch im Grundsatz nicht von dem verschieden sein, was in früheren Zeiten die aristokratischen Oberschichten des Adels und des Patriziats gewesen sind. Vielleicht aber wird sie kräftiger und schöpferischer sein als jene, denn es wird ja für eine geraume Zeit keine bloßen Nutznießer des Überkommenen, keine bequem gewordenen Erben unter ihr geben.

811

Der Nationalsozialismus ist nicht wie ein Blutregen vom Himmel gefallen und nicht wie eine wunderhafte Elementarkatastrophe gekommen, sondern er steht inmitten des Geflechts von Ursachen und Wirkungen, er hatte Gründe, Anstöße, Vorgeschichten. Gegenwärtig sieht man vor allem die Scheußlichkeit des von ihm Begangenen, das Elend, das er über die Erde gebracht hat. Mit der Zeit aber wird man ihn affektloser untersuchen und wird gewahr werden, daß zu diesem verwüstenden Strom sich die verschiedenartigsten Bäche vereinigt hatten; und keineswegs sind es nur trübe Sumpfgewässer gewesen.

Der Nationalsozialismus war ein Gemisch von mala und bona fides. Und es läßt sich durchaus nicht sagen, daß die mala fides nun eindeutig auf der Seite der Führenden, die bona eindeutig auf der der Geführten sich befunden hätte. Dies verknäulte, verfilzte sich vielmehr bis zur Unauflöslichkeit; ja, es verfilzte sich auch im Inneren des Einzelnen.

Der Nationalsozialismus hätte nie zur Herrschaft kommen können, wenn er von vorneherein ausschließlich die niedrigsten Instinkte der Menschen angerufen hätte. Er gab den Hunderttausenden, die bisher nur ihrem Nahrungstrieb und ihrem persönlichen Luststreben gedient hatten, etwas, das über ihr winziges privates Dasein hinausging, etwas, das sie für einen höheren Lebensinhalt meinten halten zu dürfen. Triviale Schlagworte wie „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“ sind von zahllosen kleinen Leuten aller Gesellschafts- und Bildungsschichten tatsächlich wie ein Evangelium aufgenommen worden.

Der Nationalsozialismus appellierte an den uralten Kinderwunsch der Menschen, die komplexe Vieldeutigkeit des Daseins, der sie sich nicht gewachsen fühlen, gelöst und alle Erscheinungen reinlich in Gut und Böse aufgehäuft zu sehen. Er gab einem jeden mit Ausnahme der schon durch ihre Geburt verdamnten Andersrassigen die Möglichkeit, sich bei dieser Aufhäufung auf die Seite des Guten zu stellen. Das heißt: er speiste ihn mit moralischen Genugtuungen, an denen gemessen die verheißenen materiellen Vorteile vielleicht gering waren. Er stellte dem Guten ein Böses leibhaft, sichtbar, angreifbar und vernichtbar gegenüber, nicht als ein abstraktes Prinzip, sondern verkörpert in lebendigen Menschen. Nun konnte ein jeder sich selber aus dem Gegensatz bestätigt fühlen. Ja, er durfte jetzt niedrig handeln und sich dabei sagen: Ich handle im Namen des Ideals. Und vielleicht liegt hier das tiefste Geheimnis des

Nationalsozialismus: er stellte den gemeinsten Trieben der menschlichen Natur die sittliche Rechtfertigung zur Verfügung und beseitigte so den qualvollen Zwiespalt, den Gott in die Brust des Menschen gelegt hat.

Unter den ursprünglichen Komponenten des Nationalsozialismus ist auch die konservative nicht zu übersehen. Er verhieß einen Wiederanschluß des Lebens an die abgerissene geschichtliche Kontinuität – deren gänzliche Zerstörung doch ihm vorbehalten war! –, und so wurde er von vielen Leuten allen Ernstes für eine rechtsstehende Partei genommen. Daher fielen auch Monarchisten, ja, depossedierte Fürstenhäuser ihm zu. Im Frühjahr 1933 zwang er seine konfessionslosen Anhänger, die versäumte Taufe ihrer Kinder, die versäumte kirchliche Einsegnung ihrer Eheschließung nachzuholen. Bald darauf wurde das Konkordat geschlossen.<sup>35</sup> Der Tag von Potsdam<sup>36</sup> war gottesdienstlich gefeiert worden. Man betete an, was man später verbrannte. Das Parteiprogramm verkündete den Schutz des positiven Christentums.<sup>37</sup> Diese Ankündigung mag nur in der allerobersten Führungsschicht ein hundertprozentiger Zynismus gewesen sein, in der zweiten ein fünfundsiebzig-, in der dritten ein fünfzigprozentiger.

Der Nationalsozialismus war nicht nur eine Reaktion auf Fehler, Schwächen, Torheiten des vorhergegangenen politischen Systems. Er war auch ein Protest gegen den banalen Fortschrittsoptimismus und begründete dann die Herrschaft der absoluten Banalität. Er war ein Protest gegen die Kollektivisierung, die er selber zur Glorie führen sollte. Er war ein Protest gegen Korruptionerscheinungen des öffentlichen Lebens, an deren Stelle er hernach eine verhunderttausendfache Korruption setzte. Er war ein Protest des Elementaren gegen die schematische Norm, gegen die Normierung und Polizierung des

<sup>35</sup> Am 12. Juli 1933 schloß das nationalsozialistische Deutschland eine Übereinkunft mit dem Vatikan. Dieses „Reichskonkordat“ enthielt Vereinbarungen über die Bestellung eines Apostolischen Nuntius in Deutschland und eines deutschen Botschafters beim Vatikan, Regelungen über die Besetzung von Kirchenämtern seitens der Kirche sowie die Berechtigung zur Gründung von katholischen Schulen. 1957 entschied das Bundesverfassungsgericht, daß das Reichskonkordat 1933 rechtsgültig zustande gekommen und trotz vielfacher Verletzungen durch nationalsozialistische Regierungs- und Parteistellen in Kraft geblieben sei.

<sup>36</sup> Aus Anlaß der Eröffnung des Reichstages veranstaltete die nationalsozialistische Führung am 21. März 1933 den „Tag von Potsdam“. Dabei handelte es sich um eine geschickte Inszenierung vor und in der Potsdamer Garnisonkirche, welche die Versöhnung des „alten“ mit dem „jungen“ Deutschland symbolisieren sollte. Sinnbildlich verkörpert wurde dies durch die berühmte Verneigung Hitlers, der in Zivil erschien, vor dem Reichspräsidenten Hindenburg, welcher die Uniform eines kaiserlichen Generalfeldmarschalls trug.

<sup>37</sup> Punkt 24 des 25-Punkte-Programms der NSDAP vom 24. Februar 1920 forderte „die Freiheit aller religiösen Bekenntnisse im Staat, soweit sie nicht dessen Bestand gefährden oder gegen das Sittlichkeits- und Moralgefühl der germanischen Rasse verstoßen. Die Partei als solche vertritt den Standpunkt eines positiven Christentums, ohne sich konfessionell an ein bestimmtes Bekenntnis zu binden“.

Daseins, und es war eine grausige Ironie, daß er selber es sein mußte, der alle geschichtlich bekannten Beispiele der Normierung und Polizierung überboten hat.

812

In den neapolitanischen Lebensformen wirkt heute noch die spanische Zeit nach, wie es im russischen Volkscharakter die Jahrhunderte der Tatarenherrschaft tun. Das Cromwellsche Dezennium hat im englischen Leben, dem öffentlichen wie dem privaten, seine Spuren hinterlassen.

So wird auch die nationalsozialistische Aera nicht ohne Einwirkungen auf den deutschen Volkscharakter bleiben. Vielleicht hat sie ihm etwas eingeprägt, das in Jahrhunderten noch spürbar sein wird. Und vielleicht wird das etwas grundsätzlich Neues sein, so wie sich in diesen nationalsozialistischen Jahren etwas grundsätzlich Neues zu offenbaren schien.

Aber ist hier denn an etwas grundsätzlich Neues zu denken? Alles, was im Dritten Reiche ans Licht trat, und selbst die äußerste Bestialität, muß wohl immer vorhanden gewesen sein, auch wenn es vorher nicht die Gelegenheit fand, sichtbar und wirksam zu werden. Auch der mit dem Dritten Reiche anscheinend so plötzlich entstandene und zur Herrschaft gelangte Menschentypus ist wohl immer dagewesen, und mit bestimmten Abwandlungen mag es ihn bei allen Völkern und zu allen Zeiten gegeben haben. Nur daß man unter vernünftigen Umständen ihn niederhielt, und sei es mit Strenge und Gewalt, während er nun mit einem Male, von jeder Fessel befreit und ins Scheinwerferlicht der Apotheose erhoben, alle seine Instinkte austoben durfte.

Es fragt sich, was stärker auf den deutschen Volkscharakter einwirken wird, die Episode des Dritten Reiches oder die Zeit der ihr folgenden Demütigung und Dienstbarkeit. Wie dem auch sei, zwischen der Generation unserer Väter und der unserer Enkel werden gewaltigere Unterschiede sein als zwischen unseren Urgroßeltern und uns selbst. Das übernächste Geschlecht und das ihm folgende ist uns in einem noch ganz anderen Sinne unvorstellbar, als es jede Nachwelt zu sein pflegt.

813

Niemand darf sagen, er habe von den Greueln nichts gewußt. Diese Ausrede soll keinem hingehen. Was in den Konzentrationslagern geschah, das wußte jeder, wenn er nicht Gehör und Gesicht gewaltsam verschloß, um sich eine behagliche Unzerrissenheit der Seelenverfassung zu erhalten, wie sie in solchen Zeiten niemandem gestattet ist.

Aber selbst wer nichts von dem wußte, was der Nationalsozialismus zu verheimlichen suchte, hat keine Entschuldigung. Denn was er in seinen Zeitungen schrieb, was er an Nichtwürdigkeit und Vertiertheit durch den Mund seiner Sprecher in aller Öffentlichkeit verkündete, das allein mußte ja genügen, um einem Menschen mit unverbildetem Gewissen die Augen aufzutun.

Diese harmlosen Seelen haben also nicht gewußt, was in den Konzentrationslagern vor sich ging. Aber daß es Konzentrationslager gab, – das gewußt zu haben, werden auch sie nicht abstreiten können. Selbst wenn in Dachau, Mauthausen, Sachsenhausen und Buchenwald niemand gehungert hätte, niemand gefoltert, niemand ums Leben gebracht worden wäre: es gab Anstalten, in denen Hunderttausende von Menschen ohne jedes richterliche Urteil nach Willkür auf unbestimmte Zeit ihrer Freiheit beraubt wurden. War das nicht genug?

Und wie will denn jemand glaubhaft machen können, er habe von den Geschehnissen in den Konzentrationslagern keine Kenntnis gehabt? Machten denn die Nationalsozialisten ein Geheimnis aus ihnen? Zwar wünschten sie nicht, daß allzuvielen Einzelheiten bekannt würden, vor allem, was die Anzahl und die Persönlichkeiten der Häftlinge anging. Aber ihre geschäftige Propaganda, namentlich die vortrefflich organisierte sogenannte Mundpropaganda, sorgte ja mit Eifer dafür, daß unausgesetzt Nachrichten aus diesen Zonen durchsickerten. Daß fortwährend die furchtbarsten Greuelthaten geschahen, und zwar nicht auf Grund von Übergriffen untergeordneter Rohlinge, sondern in Kraft einer sorgfältig ausgearbeiteten Methode, – dies, so wünschten die Nazis, sollte einem jeden zur Kenntnis kommen und ihm unablässig im Bewußtsein bleiben. Denn wie hätte die gewünschte terrorisierende Wirkung erzielt werden können, wenn die terroristischen Maßnahmen unbekannt geblieben wären?

Eine Mischung von Publizität und Heimlichkeit liegt im Wesen jedes Terrorsystems. Der durchsichtige, der halbdurchsichtige Schleier des Mysteriums ist eins der brauchbarsten Werkzeuge zur Anregung und Beeinflussung der schreckerfüllten Phantasie der Menschen. Diese halbe Geheimhaltung verschweigt Details, aber alle Grundzüge des Geschehenden läßt sie geflissentlich bekannt werden. So hat jeder in Deutschland gewußt, was geschah. Jeder konnte es, jeder mußte es wissen.

814

Ein Prophet verheißt in einem Atemzuge den Arbeitern einen Butterpreis von zwanzig Pfennigen und den Bauern einen von zwanzig Mark. Er verspricht dem Proletariat das Paradies und stellt gleichzeitig den Monarchisten die Rückführung ihrer Souveräne in Aussicht. Man versteht nicht, wie es Leute gab, die angesichts solcher Botschaften nicht merken wollten, daß irgendetwas hier unstimmig war.

Die Widersprüche waren so mit Händen zu greifen, daß man meinen sollte, jeder hätte sie gewahren müssen. Aber die sie nicht wahrnahmen und wenn sie sie wahrnahmen, sie nicht wahr haben wollten, das waren zuallererst die Leute, die denken gelernt hatten, ja, die angeblich gerade aus der Fähigkeit klaren Denkens lebten, nämlich Universitätsprofessoren und Wirtschaftsführer.

Verzeihlich ist am Ende jeder Mangel an Ein- und Voraussicht, verzeihlich zuletzt selbst die unverzeihliche Dummheit, aber ist auch zu verzeihen die gewaltsame Abwürgung des eigenen Gewissens? Mußte nicht auch der einfältig-

ste Universitätsgelehrte, der kindlichste Industriekapitän sich sagen: eine Sache, die sich der und der Dinge schuldig macht, kann keine gute sein?

Es ist schwer zu sagen, welches Gewissen sich im heraufziehenden Dritten Reiche leichter hat ersticken lassen, das sittliche oder das logische. Vielleicht kann keins ohne das andere bestehen, und jede Unredlichkeit der gedanklichen Welt muß die Unredlichkeit der ethischen Entscheidungen nach sich ziehen.

815

Frage man mich in den letzten Jahren, wann ich gemerkt hätte, daß der Krieg verloren sei, so pflegte ich zu antworten: „In dem Augenblick, da er begonnen wurde, nämlich im März 1933.“

818

Sicher haben auch termitenhaft lebende Wesen irgendein meinetswegen noch so verdünntes Individualbewußtsein oder Individualgefühl, und so kann es sich hier nur um approximative Feststellungen handeln.

Es gibt fraglos Völker, die in termitischen Seelenzuständen leben,<sup>38</sup> und zwar steht dergleichen mit der Frage nach der Höhe ihrer äußeren Zivilisation in gar keinem Zusammenhang, so daß der Begriff termitisch keinesfalls mit primitiv gleichgesetzt werden darf. Als ein termitenhaftes Volk erblicken wir etwa die Japaner mit ihrer kollektiven Emsigkeit, ihrer zumindest scheinbaren und unserem Auge sich darstellenden Ähnlichkeit und Verwechselbarkeit, ihrem Harakiri, ihrer ungezieferhaft wimmelnden Todesverachtung. Diese empfinden wir nicht so sehr als Todesverachtung etwa im Sinne der antiken Heroen denn als Stumpfheit gegenüber dem Phänomen des Todes. Termitische, das heißt: überwiegend von Gattungs wegen existierende Geschöpfe können im Tode nicht so intensiv wie andere eine biologische Auslöschung erblicken, so lange sie des Weiterlebens der Gattung versichert sein dürfen. Man hat den Eindruck, als sei auch dort sogar das Termitenhafte vorherrschend, wo der Einzelne äußerlich aus dem Termitenverbände herausgenommen und als kämpfende Individualität angesetzt werden soll. Dies ist der Fall beim Einmanntorpedo, jener widerwärtigen japanischen Waffe, in deren Bauch ein sie bedienender Mensch sitzt, der dabei mit Sicherheit seinen Untergang findet.

<sup>38</sup> Vgl. die Prägung des Begriffs der „Termitenexistenz“ mit Blick auf den Nationalsozialismus durch Friedrich Percyval *Reck-Malleczewen*: Das Ende der Termiten. Ein Versuch über die Biologie des Massenmenschen. Fragment. Lorch/Stuttgart 1946, S. 53–69; *ders.*: Tagebuch eines Verzweifelten. Lorch/Stuttgart 1947, S. 185: „totale Termitisierung der Menschheit“; für den Zusammenhang jetzt instruktiv Cordula *Koepcke*: Konservative Schriftsteller im Nationalsozialismus. Eine (preußische) Alternative. In: F.-L. Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung (wie Anm. 32), S. 37–53.

In diesem Zusammenhang gedenkt man belustigt der bombastischen Reklame, mit der in Italien kurz vor dem Kriege eine neue militärische Formation, die der Einmanntorpedokämpfer, ins Leben gerufen wurde. Man stellt sich gern vor, mit welchem herrlichem Pathos Gründung und Existenz dieser Truppe vor sich gingen und welches Maß an Bevorzungen materieller und ideeller Natur ihre Angehörigen sich gefallen lassen durften. Es heißt, die jungen Leute hätten sich in Scharen zu ihr gedrängt. Dies, wohlgemerkt, war noch im Frieden. Nie aber hat man davon gehört, daß die neue Waffe nun auch im Kriege in Aktion getreten sei.

Was in Japan möglich war, das war eben in Italien nicht möglich. Und doch haben wir es erlebt, daß der Termitisierungsprozeß auch solche Völker ergriffen hat, in denen bisher ein höheres Individualbewußtsein heimisch gewesen ist. Dies gilt auch von unserer Nation, und insbesondere von ihren letzten zwölf Jahren, die sich ja unter dem Begriff einer einzigen Kriegszeit zusammenfassen lassen. Die Menschen, und vornehmlich die jüngeren, drängten sich dazu, endlich die lästige Bürde der Individualität abwerfen zu dürfen, endlich von Einzelbewußtsein und Einzelgewissen erlöst zu werden.

Vielleicht ist diese Termitisierung das Schwerwiegendste, das sich gegen die modernen Massenheere und Massenkriege einwenden läßt; in alten Zeiten war es möglich, daß sich gerade im Krieger ein erhöhtes Individualbewußtsein entwickelte.

Die bewunderungswürdigen soldatischen Leistungen, die von den Deutschen in diesem Kriege vollbracht worden sind, müssen, so fürchte ich, zu einem großen Teil ihrer Termitisierung zugeschrieben werden. Der Einzelne empfand: „Wir sind Termiten. Sind wir aber Termiten, so kann ja auch an unserem Einzelleben nicht viel gelegen sein, weder der Allgemeinheit noch letztlich uns selber.“ Und es ist das Arge, daß man sagen muß: diese Argumentation war einwandfrei.

823

Unter den Ausläufererscheinungen des Preußentums war eins der charakteristischsten Gebilde der preußische Konservatismus der Wilhelminischen Ära und seine Nachfolgerin, die Deutschnationale Partei.<sup>39</sup>

<sup>39</sup> Die Deutschnationale Volkspartei (DNVP), gegründet Ende 1918, zeitweilig stärkste Rechtspartei der Weimarer Republik, war die Nachfolgeorganisation der konservativen Partei Preußens, die sich im Gefolge der Revolution von 1848/49 konstituiert, 1866 dann freilich gespalten hatte. Einer die Politik Bismarcks und den neugegründeten kleindeutschen Nationalstaat kritisch bewertenden Minderheit stand seinerzeit eine Mehrheit von Befürwortern der Reichsgründung gegenüber. In der Folgezeit, endgültig nach der Revision des Parteiprogramms 1892, entwickelten sich die Konservativen dann zu einer der Hauptstützen der neuen wilhelminischen Weltpolitik.

Wie alle konservativen Bewegungen stützte sich auch diese auf die Geschichte. Aber hierin sah sie sich gehemmt durch den Umstand, daß sie ja als eine preußisch protestantische den eigentlich konservativen Ideen, nämlich denen des alten Reiches und der Kirche, feindlich sein mußte. Ferner waren die preußischen Konservativen in einen Zustand hineingeraten, dem sie zunächst aufs heftigste widerstrebt hatten, nämlich in den des Bismarckreiches. Sie waren genährt von engen, agrarisch kontinentalen Gedanken und nun doch gezwungen, mit heimlichem Mißtrauen und desto entschiedenerem äußerem Applomb sich in den Gedankenbahnen der Weltpolitik, der Kolonien, der Flotte, der überseeischen Beziehungen und der Industrialisierung zurechtzufinden. So gab es einen Bruch bereits in der alten Konservativen Partei; und es gab einen weiteren und tiefergehenden in der Deutschnationalen Partei. Diese entstand auf einem revolutionären Boden und inmitten eines Einsturzes. Sie hat diese Entstehung nie verleugnen können. In der äußeren und inneren Politik mußte man sich jetzt in Bahnen bewegen, die man gedanklich nicht zu bewältigen vermochte. Man wollte ins Weite wirken. Aber die heimische Enge des Blickes nötigte einen, den Globus als Annex des Landratsamtes und des Kasernenhofes zu sehen und alle anderen Völker nicht an ihren eigenen, sondern an den preußischen Maßstäben zu messen. Man wollte ins Breite wirken und man erkannte auch, daß die soziale Wirklichkeit nicht mehr die alte war; aber man war zu hilflos, zu schwerfällig, zu ideenarm, um konkrete Folgerungen aus dieser Erkenntnis abzuleiten. Die Kluft blieb bestehen und wurde mit Phrasendemagogie zugedeckt.

Bei den alten Konservativen à la Heydebrand waren noch manche unverbildeten Instinkte zuhause, die freilich mit einer für Tatsachensinn gehaltenen und ausgegebenen politischen Phantasielosigkeit ein unauflösbares Konglomerat gebildet hatten. Aber es gab doch noch ein Gefühl für die Notwendigkeit, das Gesundgeartete zu erhalten. Wie sehr jedoch hatte sich bei den Deutschnationalen dies Gefühl verdünnt und wie sehr war die Gabe verloren gegangen, zu unterscheiden zwischen diesem Gesundgearteten und demjenigen, das einem politischen Augenblickszweck oder einer demagogischen Wirkung zuliebe als dies Gesundgeartete hingestellt werden konnte!

Die alten Konservativen hatten keine Demagogie gekannt. Dies war ihre Stärke und ihre Schwäche zugleich. Die Deutschnationalen, ihre Geburtsstunde und ihre Geburtsumstände auch hierin nicht verleugnend, waren von vorneherein der Demagogie, der politischen Phrase, dem korrumpierenden Geflecht geschäftlicher Interessen ausgeliefert; sie waren gezwungen, an der von ihnen gehaßten Parlamentswirtschaft teilzunehmen, sie auszunutzen und sich in sie zu verlieren.

Mit wenigen Ausnahmen, die noch als Nachwirkungen oder Ausläufer der romantischen Zeit gelten dürfen, hatten die Konservativen dem Geist mißtraut. Er rächte sich an ihren Nachfolgern, indem er sie gänzlich verließ.

An der Spitze der Konservativen hatte Heydebrand gestanden, an der Spitze

der Deutschnationalen stand Hugenberg.<sup>40</sup> Dem altpreußischen Landedelmann folgte der neupreußische Generaldirektor, und an die Stelle der Kreuzzeitung<sup>41</sup> trat die Scherl-Presse,<sup>42</sup> eins der widerwärtigsten Instrumente der Demagogie: doppelt widerwärtig, doppelt gefährlich, weil sie im Gegensatz zum dezidierten Ungeist der Naziblätter den gleichen Halbgeist vertrat, den nach links hin zu bekämpfen sie vorgab.

Hier war denn Hugenberg der Inbegriff. In seinen jungen Jahren dichtend, und durch eine Jugendfreundschaft mit Otto Erich Hartleben verbunden, kam er mit der Zeit in jenes Getriebe, dem er eigentlich angehörte und das er repräsentieren sollte. Er war kurzsichtig genug, die letzten Reste des Konservatismus an die *societas leonina* der nationalsozialistischen Revolution preiszugeben. Er war nicht imstande, zu sehen, wem er den Steigbügel hielt; nicht imstande, zu begreifen, daß er den ersten und gründlichsten Fußtritt erhalten würde, sobald erst der Reiter im Sattel saß. Er glaubte allen Ernstes, und seine Leute glaubten es mit ihm, der Steigbügelhalter werde Tempo, Weg und Ziel des Rittes zu bestimmen vermögen. Das heißt: weder er noch seine Anhänger vermochten eine absolute Selbstverständlichkeit zu erkennen. Wer sie ihnen eröffnen wollte, der wurde belächelt oder beschimpft.

Hier und da tauchten innerhalb oder am Rande der Deutschnationalen Partei jungkonservative, volksskonservative Richtungen auf.<sup>43</sup> Sie waren verdächtig, weil sie der offiziellen Parteischablone zu mißtrauen schienen. Man braucht sie nicht zu überschätzen. Aber es bleibt bestehen, daß der öde Parteischematismus Hugenbergs alle lebendigen, alle jungen, alle aktiven Kräfte ins Lager der nationalsozialistischen Revolution fortgetrieben hat. Man sah sie ohne Bedauern abwandern. Ja, unbegreiflicherweise bildete man sich ein, sie würden am neuen Orte die Geschäfte des alten Konzerns besorgen.

Welche Chancen hätten sich geboten, wenn man verstanden hätte, die Deutschnationale Partei zu einem weitgeöffneten Sammelbecken wirklich er-

<sup>40</sup> Alfred Hugenberg war seit 1920 Reichstagsmitglied für die DNVP und übernahm 1928 deren Vorsitz.

<sup>41</sup> Unter dem Namen „Kreuzzeitung“ war die „Neue Preußische Zeitung“ bekannt, die auf ihrem Titelbild ein Eisernes Kreuz trug. Seit 1932 erschien sie bis 1939 auch offiziell unter dem Namen „Kreuz-Zeitung“. 1848 gegründet, war die Zeitung das führende Organ des preußischen Konservatismus.

<sup>42</sup> August Scherl gründete 1883 in Berlin den Scherl-Verlag, der 1916 von Alfred Hugenberg übernommen und von diesem in seinen Konzern eingegliedert wurde, welchem neben dem Verlag u. a. Anzeigenunternehmen, die Telegraphen-Union und die Ufa angehörten.

<sup>43</sup> Gemeint ist die „Volksskonservative Vereinigung“, eine Abspaltung des die Regierung Brüning stützenden Anti-Hugenberg-Flügels der DNVP unter Gottfried Reinhold Treviranus und Kuno Graf von Westarp, die bei den Reichstagswahlen vom September 1930 allerdings nur 314.000 Stimmen bzw. vier Abgeordnetenmandate zu erringen vermochte und mit ihrer wertkonservativen Orientierung im parteipolitisch extrem polarisierten Spektrum der Weimarer Spätzeit keine Bedeutung mehr erlangte.

haltenden, wirklich abendländischen Geistes zu machen! Aber was wußten diese Leute vom Geist und was wußten sie vom Abendlande? War das nicht ein Wort aus Tausendundeiner Nacht? Und hatte nicht jemand ein schwerverständliches Buch über seinen Untergang geschrieben?<sup>44</sup> Und nun fürchtete man ja nichts so sehr wie die Möglichkeit, eines Tages einen anderen Geruch als den der eigenen Verstaubtheit einatmen zu müssen. Nein, hier war nichts zu erwarten, und so hat sich denn ein natürlicher, ein geschichtslogischer Ablauf vollzogen.

825

Die Erniedrigung, die über Deutschland gekommen ist, ist verdient. Und verdient ist auch ihre Verschärfung. Verschärft nämlich wird sie dadurch, daß sie nicht von Engeln auferlegt wird, sondern von der Mittelmäßigkeit, vom schulmeisterlichen Dünkel, von der Überheblichkeit und vom Ressentiment, – kurz, von all dem, was die Menschen und die Nationen so schwererträglich macht.

Aber läßt die Vorsehung ihre Urteilssprüche denn nicht immer durch fehlbare Menschen vollstrecken? Wie leicht würden wir sie hinnehmen, wenn wir Engel mit Flammenschwertern und mit der Richterwaage leibhaft unter uns treten sähen!

826

Beim Nationalsozialismus ist es schwer, Schuldige und Mitschuldige zu unterscheiden. Macht es uns schon Mühe, – wie können wir das von den anderen Völkern verlangen, deren Blick ohnehin generalisierender gerichtet sein muß als der unsere? Schuld und Mitschuld aber reichten bis tief in die Kreise nicht nur der Halbgegnerschaft, sondern auch der Gegnerschaft hinein.

Ein hohes Maß von Schuld lag bei denen, deren einziges Bestreben dahinging, nur ja niemanden, und selbst niemanden unter den ihnen Nahestehenden, merken zu lassen, daß sie in der Tiefe ihres Herzens den Nationalsozialismus verabscheuten; bei denen, die nicht erkennen wollten, daß das, was sie für die Schönheitsfehler, für die Ausschreitungen des Nationalsozialismus hielten, sein ureigentlichstes Wesen war; bei denen, die zu gedankenfeige waren für die Erkenntnis, daß die einmal unabwendbare Katastrophe besser heute als morgen kommt, wenn jede Stunde der Hinauszögerung den Körper, der sich nachher wieder aufzurichten haben wird, weiter und weiter schwächt.

Es waren viele, die Ärgernis nahmen. Aber wie wenige konnten es bis zu der Erkenntnis bringen, daß wir das Auge, das uns ärgert, ausreißen, die Hand, die uns ärgert, abhauen müssen? Sie alle wollten keine Entscheidungen treffen und fanden zahlreiche Entschuldigungen zu ihrer Verfügung. Es war schon viel, wenn sie mit deutlichen Worten zugaben, daß etwas nicht stimmte. Dann aber

---

<sup>44</sup> Gemeint ist Oswald Spengler: vgl. Anm. 6 und Anm. 34.

pfl egten sie zu sagen: „Laßt uns nur erst den Krieg gewinnen. Nach dem Siege wird sich für alles Rat schaffen lassen, heute geht es um Wichtigeres.“ Als ob es für ein Volk etwas Wichtigeres und Unaufschieblicheres geben könnte als die Frage, ob man ihm erlaubt, im Einklang mit seinem besseren Gewissen zu leben und zu handeln oder nicht!

827

Wie wohl die meisten Menschen von Einbildungskraft bin ich Rachephantasieen überaus zugänglich. Ich kann mich lange damit beschäftigen, mir die Einzelheiten eines Rachevollzuges auszumalen.

Dies geschieht aber nur, solange die Einwirkungen andauern, die eben diesen Rachewunsch erzeugten. In Wirklichkeit habe ich mich noch niemals an jemandem gerächt. Sobald die den Vergeltungstrieb hervorruhende Situation vorüber und eine neue eingetreten ist, sind mir die Verursacher des überwundenen Zustandes vollkommen gleichgültig: hier heißt es: „Aus den Augen, aus dem Sinn.“ Und vielleicht ist dies ebenfalls eine Eigentümlichkeit der mit Phantasie ausgestatteten Menschen.

So sind auch jetzt nach der Niederwerfung des Dritten Reiches alle meine Rachege lüste erloschen. Ich kann mich nicht zwingen, einem von meinen Peinigern etwas Arges zu wünschen, so wenig wie ich mich später noch der Unteroffiziere erinnerte, die mir in meiner Rekrutenzeit Übles angetan und mich zu den wildesten Vergeltungsträumen angeregt hatten. Und es fällt mir schwer, selbst die notwendigen und rechtmäßigen Vergeltungen, die jetzt ihren Lauf nehmen, willkommen- oder auch nur gutzuheißen.

828

Nichts ist wohltuender als nüchterne, saubere Sachlichkeit. Es ist schön, einem Säer, Gärtner, Steinklopfer, Zimmermann bei seiner Arbeit und der Zweckmäßigkeit seiner Bewegungen zuzusehen, einen fliegenden Vogel, einen schwimmenden Fisch, eine grasende Kuh zu beobachten. Da ist nichts Verschwommenes, Erkünsteltes, Logikwidriges, Umnebelndes. Selbst der Anblick einer exakt arbeitenden Maschine kann ein Vergnügen sein. Man fühlt, daß alles seine Richtigkeit hat, und ein solches „seine Richtigkeit haben“ besagt ja nichts anderes, als daß, zumindest an diesem kleinen Teile, die Welt in Ordnung ist.

Die Trostkraft derartiger Anblicke haben wir besonders empfunden in diesem letzten Jahrzehnt, wo sich in allen Lebensvorgängen die gänzliche Unnatur und Zweckentfremdung eingenistet hatte und selbst die grausigsten Geschehnisse mit Theaterrequisiten drapiert waren: wo von Magermilch nur als von entrahmter deutscher Frischmilch, von Ersatzmitteln nur als von Ausweichstoffen und von der Ermordung alter Menschen nur als von einer Vorverlegung des Todesfalles gesprochen werden durfte; wo die Schaufenster vollkommen warenloser Geschäfte mit Attrappen gefällig dekoriert werden mußten, und ein Mensch, um auf der Straße Zeitungen austragen zu dürfen, einen

bis zum Jahre 1800 reichenden Abstammungsnachweis zu erbringen hatte; wo die Angestellten einer Versicherungsgesellschaft „Gefolgschaftsglieder“ hießen und „Volksgenossen“ auf „Thingplätzen“ zusammengetrieben wurden; wo Österreich Ostmark hieß, Eydtkuhnen Eydtkau, Gdingen Gotenhafen, der Nürnberger Hauptmarkt Adolf Hitler-Platz und kein Monat bei seinem allgemein verständlichen Namen genannt wurde; wo die Chauffeur- oder Stenographieprüfung mit einem weltanschaulichen Examen begann, wo Trauungen par distance vor dem Bilde des männlichen Partners oder gar nach dessen Tode vorgenommen werden konnten und eine aus einem Grünkramkeller stammende minderwertige Schauspielerin mit „Hohe Frau“ angeredet werden mußte.<sup>45</sup>

Eine phrasen- und poseselose Richtigkeit, wie sie sich in den erwähnten Anblicken offenbart, wünscht man sich auch in den öffentlichen und staatlichen Dingen. Vielleicht wird hier die Not manches erreichen, was wir vom überschätzten Klarheitsbedürfnis der Menschen vergeblich erwarteten. Not drängt zur Betrüglichkeit, aber sie kann auch zur Ehrlichkeit drängen, und es gibt einen Grad des Elends, vor dem alle Theatergarderobe schlüssig wird und nur für die nackte Sachlichkeit Raum gelassen bleibt.

829

Inmitten der Phrasen- und Lügenwelt des Dritten Reiches gab es mitunter nichts Erfrischenderes als den Gedanken an die zynisch-brutale Offenherzigkeit und Geradlinigkeit jener Propaganda, mit der das bolschewistische Rußland seine Staatwerdung eingeleitet und fortgeführt hatte.

Hier wurde nicht geheuchelt, sondern ausgesprochen, was beabsichtigt war. Hier wurde nicht gleichzeitig Proletariern und Großkapitalisten der Himmel zugesichert. Ja, das „*écoutez l'infâme*“ klang klarer und wohltuender in die Ohren als der nationalsozialistische Programmpunkt vom Schutz des positiven Christentums.<sup>46</sup> Hier wurde nicht behauptet, man habe, wie Goebbels es nannte, die „freieste Presse der Welt“. Das Wort „Diktatur“ war nicht verpönt und brauchte nicht durch den Ausdruck „autoritäre Staatsführung“ umschrieben zu werden. Nie wurde gesagt, man selber verwirkliche im Gegensatz zu anderen Staaten die wahre Demokratie, – womit ja stillschweigend zugegeben worden wäre, daß hier etwas des Verwirklichens Würdiges vorlag. Es gab Macchiavellismus und es fehlte auch nicht an Potemkinschen Dörfern; aber selbst über diesen lag noch ein Hauch von eisiger Offenheit. Man bekannte sich zu dem, was man tat und zu tun vorhatte. Hier wurde nicht der Kollektivierung des Daseins der Kampf angesagt und zugleich alles individuelle Leben kollektivistisch erstickt, nicht immer wieder nach der freien Persönlichkeit ge-

<sup>45</sup> Gemeint ist die zweite Ehefrau des nationalsozialistischen Politikers Hermann Göring, Emmy Göring, geb. Sonnemann.

<sup>46</sup> Vgl. Anm. 37.

rufen, deren Lebensäußerungen dann doch bis in die privatesten und intimsten hinein der Reglementierung unterworfen wurden. Und nie wurde die Ehrfurcht gepredigt vor einer Vergangenheit, der man stündlich ins Gesicht schlug.

Jeder wußte, woran er war. Hier war eine erbarmungslose, aber in ihrer Art saubere Klarheit und Sachlichkeit am Werke. Und vielleicht kann es einen wundern, daß sie nicht noch attraktiver gewirkt hat, als sie es tat.

830

Das gegenseitige Verhältnis zwischen dem deutschen Süden und dem deutschen Norden ist nicht auf die einfache Formel einer gegenseitigen Abneigung zu bringen. Das war viel verzwickter.

Nur bei der größten Spezies der Norddeutschen oder, um dies schwierige und mißverständliche Wort zu gebrauchen, der Preußen, ließ sich von einer parvenühaften Animosität gegen den älteren Kulturboden des Südens sprechen. Die meisten aber liebten den Süden, den sie immer wieder aufsuchten. Er war ihnen eine romantische Ferienkulisse, und die Sehnsucht, die ihm galt, war die Sehnsucht nach den Ferien, die Sehnsucht nach Dschinnistan. So liebten sie auch die Bayern und Österreicher, diese Leute, die Trachten trugen, Rosenkränze beteten und Mundarten sprachen, aber ihnen in die Realität des Lebens nicht eigentlich hineinzugehören schienen. Sie liebten sie wie pittoreske Eingeborene glücklicher Inseln: aber sie ernst zu nehmen, waren sie außer Stande. Wo sich der Süden in die politischen Realitäten einschaltete, da traten ihm augenblicks Verdrossenheit, Mißtrauen, Überheblichkeit und Abweisung entgegen. Sofort regte sich auch der freilich nicht grundlose Verdacht antipreußischer Gefühle, und das hieß in der Zeit nach 1870: der Reichsfeindschaft. Denn es war ja nun dahin gekommen, daß jeder der Reichsfeindschaft bezichtigt wurde, der den Überlieferungen des alten und echten Reiches die Treue hielt.

Der Süden dagegen nahm den Norden ernst: ja, er nahm ihn bitterlich ernst. Die Haltung der Nordmänner ihm gegenüber empörte ihn, aber zugleich schmeichelte sie ihm auch. Sie erfüllte ihn mit Stolz, denn sie bestätigte ihm das Gefühl, etwas Besseres zu sein. Aber der Ingrimm darüber, daß er dieses Bessere nur außerhalb der eigentlichen Realität sein sollte, war eine der Wurzeln seines Hasses.

Denn der Haß ging von Süden nach Norden, nicht umgekehrt. Ja, hier war etwas von dem Verhältnis, das zwischen einer siegreichen, einer herrschenden Schicht und den von ihr Unterworfenen besteht. Die Unterworfenen hassen den Gebieter: wie aber käme er dazu, diese von ihm Abhängenden oder doch vermeintlich Abhängenden zu hassen? Der Haß war so bitter, weil er sich selber als der Haß des innerlich Überlegenen, aber einer brutalen äußeren Machtentfaltung Unterlegenen erschien. So haben die geistigen Schichten gegen die siegreichen Nazis empfunden, wie viele Bayern und Österreicher gegen die Preußen empfanden. Und wo nicht Haß war, da war Fremdheit. Der Norden

kannte den Süden oberflächlich, der Süden den Norden überhaupt nicht. Der Norden verstand den Süden wenigstens falsch; der Süden verstand den Norden überhaupt nicht.

832

Natürlich wird es auch in Zukunft Völkerverwicklungen, Konflikte und Kriege geben. Man darf sich nicht irre machen lassen von der den leidenden Zeitgenossen freilich so suggestiv erscheinenden und so regelmäßig wiederkehrenden Vorstellung, der jeweilige Krieg sei der letzte; ja, er werde doch gerade geführt, um künftige Kriege auszuschließen, und jenseits des dunklen Horizontes müsse nun endlich ein goldenes Land liegen.

Ein wenig allerdings, so wollen wir zugeben, haben auch wir uns, wenn auch ohne Übertreibungen, der Meinung schuldig gemacht, manches auf der Welt werde in Zukunft vernünftiger gemacht werden; ein wenig ließen auch wir uns von dem Gedanken zwar nicht blenden, wohl aber anziehen, vielleicht durfte von nun an in einem höheren Grade als bisher die Welt für einrichtbar, die Zukunft für festlegbar und die mutmaßliche Entwicklung für geradlinig gehalten werden.

Der Krieg 1939/45 mußte, um den Aufwand zu lohnen, zwei Resultate erbringen: ein negatives, die Zerschlagung des Dritten Reiches, – damit war eine Vergangenheit zu liquidieren; und ein positives, die zwar nur partielle, immerhin über bloße Grenzveränderungen hinausgehende Neufassung der Welt, – damit war eine Brücke in die Zukunft zu schlagen.

Das erste Ziel ist erreicht. Was das zweite angeht, so wird man allerlei Flickwerk versuchen. Doch scheint die eigentliche Gelegenheit bereits heute, kurze Zeit nach Eintritt der Waffenruhe in Europa, verpaßt zu sein.

Der Anruf des Schicksals pflegt den Menschen die Sinne zu öffnen. In ungewöhnlichen Umständen bequemt man sich leicht, auch ungewöhnlichen Gedanken den Zutritt zu erlauben. So fühlte man, daß dieser Krieg den Anstoß geben mußte und daß es an der Zeit war, die Beseitigung gewisser überalterter Weltunzukömmlichkeiten in Angriff zu nehmen: Sachdienlichkeiten an die Stelle von Ideologien zu setzen; zweckmäßigere Räume auf Grund wirtschaftlicher, geographischer, ja, selbst kultureller Erwägungen zu schaffen; die geltende, obzwar nur noch mühsam geltende Auffassung der Grenzen, die aus den Zeiten Ansbach-Bayreuths<sup>47</sup> (und Thann-Ballensteins)<sup>48</sup> stammt, zu revidie-

<sup>47</sup> Die ehemalige Markgrafschaft Ansbach-Bayreuth entstand um die Plassenburg bei Kulmbach in Franken. Im 13. und 14. Jahrhundert wurde die Gegend von den hohenzollernschen Burggrafen von Nürnberg erworben; danach ist Ansbach-Bayreuth mehrfach geteilt und wieder vereinigt worden, bis es dann 1791 an Preußen und 1806/07 an Bayern kam.

<sup>48</sup> Thann-Ballenstein, die Grafschaft der Linie Ballenstein in Thann/Elsaß, wird als Beispiel für die deutsche Kleinstaaterei gebraucht.

ren; längst obsolet gewordene Souveränitätsbegriffe gleicher Herkunft zu korrigieren und sich zu fragen, ob das politische Leben denn wirklich unbedingt und für immer in der Nation zu gipfeln habe. So traten im Anfangsstadium des Krieges beispielsweise Tendenzen auf, Frankreich und England durch eine Post-, vielleicht sogar durch eine Münzunion zu verbinden und einige kleinere Festlandstaaten in dieser oder jener Form dem Empire wo nicht einzuverleiben, so doch anzugliedern, was bei einigem Geschick unter Schonung aller Volksempfindungen, aller Traditionen, auch der dynastischen, möglich sein müßte.

Aber schließlich wurde der Krieg doch im Namen der alten Staaten, ihrer Gesetze und ihrer Grenzen geführt und gewonnen. Je länger er dauerte und je gewisser und näher der Sieg sich zeigte, umso mehr festigten sich unvermeidlicherweise die überkommenen Begriffe, deren Lockerung doch noch vor kurzem so weit vorgeschritten zu sein schien. Aus der exzeptionellen, der heroischen Situation war eine gewohnte geworden, und die Schablone gewann zäh und unaufsehentlich die verlorenen Positionen zurück. Einige Völker hatten furchtbar gelitten. Da schien es unbillig und unmöglich, ihnen gerade jetzt die Lieblingsspielzeuge fortzunehmen. So meinte man den Nationalismen noch unreifer Nationen und Nationalitäten ein Entgegenkommen zu schulden. Nirgends hatte es den Anschein, als hätten die Leiden der Völker politische Reifungsprozesse hervorgerufen oder schon im Gange befindliche beschleunigt, ja, auch nur ihre Fortentwicklung begünstigt. Auch schob sich das eine Weile zurückgedrängte, in jeder Großmacht heimische Mißtrauen gegen den Imperialismus der andern wieder im alten Stile in den Vordergrund.

Man befaßt sich mit Weltsicherheitsplänen. Das heißt, man versucht Bollwerke aufzurichten gegen gefährliche Überflutungen. Aber man hat den Elan verloren, an die Ursachen der Überflutungsmöglichkeiten heranzugehen. Allenfalls sagt man, die heiklen Fragen der nationalen Minoritäten, die früher so viel Explosivstoff anhäuften, würden in Zukunft nicht mehr ihre alte Gefährlichkeit haben; denn dank den fürchterlichen, von den Deutschen eingeführten, von den andern vergeltungsweise nachgeahmten Methoden der Verschleppung und Austreibung werde es ja in Zukunft klare Volkstumsgrenzen geben. Übrigens hat es sich auch in diesem Punkte wieder gezeigt, daß jeder Rächer Gefahr läuft, auf die Stufe dessen, der zu der Rache den Anlaß gab, hinabzusinken; und was man anderwärts bekämpfte, das schießt nun daheim ins Kraut. Doch wird man wohl mit der kindlichen Einteilung der Völker in böse, halb-böse und gute noch eine Weile fortfahren.

In Zeiten verderblicher Kriege richten sich die Gedanken darauf, wie man deren Wiederholung vermeiden könnte. So denkt der Kranke und von Schmerzen Gequälte ausschließlich daran, wie sich einem künftigen Anfall seines Leidens vorbeugen ließe. Ja, er ist allen Ernstes überzeugt, von nun an werde sein ganzes Leben dieser Sorge gewidmet sein. Ist er aber genesen, so hat dieser Gedanke an Wichtigkeit verloren und er gewahrt, daß es Dringenderes gibt. Er

muß wieder daran denken, schadhafte Hausrat reparieren zu lassen, sich um das Wohlwollen eines höheren Beamten zu mühen, die Schularbeiten seiner Kinder und das Gedeihen seiner Kakteen zu beaufsichtigen und sich um das Verhalten seiner Börsenpapiere zu kümmern; kurz, sein Leben möglichst so fortzusetzen, wie es vor der Erkrankung gewesen ist.

Alles, was jetzt geplant, eingeleitet, unternommen wird, geht vom Festhalten an den alten Souveränitäts-, Grenz- und Nationalbegriffen aus. Inmitten des Krieges war man schon unvergleichlich viel weiter, als man jetzt ist, und so wird möglicherweise zuletzt das meist in einer anderen Meinung gebrauchte Wort anzuwenden sein, daß die Diplomatenfeder verdarb, was das Schwert erreicht hatte.

833

Zu den Geschichtslügen des Dritten Reiches gehört die Darstellung der sogenannten Machtergreifung am 18. Januar 1933. Nicht Hitler hat an diesem Tage die Macht übernommen; die Macht übernahm ihn.

Der Zeitpunkt schien nicht günstig, das Spätjahr 1932 hatte der nationalsozialistischen Partei eine Wahlniederlage gebracht.<sup>49</sup> Hitler war unsicher und zögerte.

Die Kreise um Hugenberg und Papen hielten das Kommen des Nationalsozialismus für unvermeidlich; kam er jetzt, so meinten sie ihn noch einwickeln, unschädlich machen und für sich einspannen zu können. Man drängte Hitler. Er konnte sich nicht entschließen. Zuletzt erzählte man ihm Märchen von einer ultimativen Haltung der Reichswehr, von Putschabsichten der Potsdamer Garnison.

Widerstrebend gab er nach. Schwankend wie ein Betrunkener betrat er die Arena, an einem Arm von Hugenberg, am andern von Papen geschleppt. Die Regierung, die er bildete, war noch keineswegs rein nationalsozialistisch.<sup>50</sup> Man konnte nicht, wie man wollte. Die SA freilich wurde zur Hilfspolizei gemacht und durfte sich austoben, jedoch in Grenzen. Die widerwärtigen

<sup>49</sup> Bei den Wahlen im November 1932 waren die Stimmen der NSDAP von 37,3% der Wahlen im Juli desselben Jahres auf 33,1% zurückgegangen. Zeitgleich hatte die nationalsozialistische Partei interne Probleme, so daß sie Ende des Jahres tatsächlich als geschwächt gelten konnte.

<sup>50</sup> Der am 30. Januar 1933 als Koalitionskabinett gebildeten Regierung Hitler gehörten zunächst, außer Hitler, nur zwei weitere Nationalsozialisten an: Wilhelm Frick als Reichsinnenminister und Hermann Göring als Reichsminister ohne Geschäftsbereich. Ihnen gegenüber standen acht konservative Minister: Franz von Papen (Vizekanzler); Konstantin Freiherr von Neurath (Reichsaußenminister); Lutz Graf Schwerin von Krosigk (Reichsfinanzminister); Franz Gürtner (Reichsjustizminister); Alfred Hugenberg (Reichsminister für Wirtschaft, Ernährung und Landwirtschaft); Franz Seldte (Reichsarbeitsminister); General Werner von Blomberg (Reichswehrminister); Paul Freiherr von Eltz-Rübenach (Reichsminister für Verkehr und Postwesen).

Exzesse, die man sich leisten konnte, waren harmlos im Vergleich zu dem, was man erträumt und den Anhängern versprochen hatte. Von der Totalität war man sehr weit entfernt.

Überall hatte man Bleigewichte hängen. Die Situation schien festgefahren. Die Aussichten der nächstfälligen Wahl schienen nicht übermäßig glücklich. Da entschloß man sich zum Reichstagsbrande und zur Märzrevolution.<sup>51</sup>

834

Von vielem Überkommenen hatte ich mich zu lösen. Mit am schwersten ist mir das beim preußischen Offizierkorps und Adel gefallen, mit dem mich, allen sehr gewichtigen Einwänden zum Trotz, doch noch ein Gefühl kameradschaftlicher Sympathie verbunden hatte. Wie ich mich gegen Ende des Ersten Weltkrieges lange gegen die Anerkennung der Tatsache sträubte, daß es Offiziere gab, die sich mit Schiebergeschäften befaßten, so habe ich während des Dritten Reiches und des von ihm angezettelten Krieges mich nur mühsam zu der Einsicht verstanden, daß von diesen Schichten nichts zu erwarten war.

Offizierkorps und Adel waren zwei Körperschaften, die sich freilich schon seit sehr langer Zeit personaliter nicht mehr deckten – vollkommen identisch sind sie übrigens nicht einmal in den barocken und friderizianischen Epochen gewesen –, aber doch eines Ursprungs waren und dies nie verleugneten. Die Tugenden und Fehler des einen waren auch die des anderen.

Es hat in Preußen nie einen reichsritterschaftlichen und ursprünglich auch keinen hohen Adel gegeben, und von den alten märkischen Geschlechtern haben eigentlich nur die Gänse zu Putlitz etwas zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach an reichsunmittelbare Herrlichkeit Gemahnendes verkörpert. Fast alle preußischen Grafentitel stammen aus dem Ende des achtzehnten und dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Die durch die Annexionen neuer Provinzen und durch die Mediatisierungen hinzugekommenen, ganz anders gearteten schlesischen, west- und mitteldeutschen Geschlechter haben allenfalls der Diplomatie und Verwaltung, nicht aber dem Offizierkorps eine neue Note gegeben.

Die zu Beginn der brandenburgischen Geschichte einwandernden Ritter aber gehörten zu den abhängigen Ministerialen. In den ersten wirren und wenig be-

<sup>51</sup> In der Nacht vom 27. auf den 28. Februar 1933 brannte der Berliner Reichstag. Den Nationalsozialisten diente dies als Vorwand für Verhaftung und Verfolgung politischer Gegner sowie für die Verhängung des Ausnahmezustandes mit Außerkraftsetzung aller verfassungsmäßigen Grundrechte und sukzessiver Entmachtung der Länder. Die damals erlassene Notverordnung diente bis zum Ende des Dritten Reiches als scheinlegale Grundlage für die Herrschaft Hitlers. Im März 1933 folgte nach den Reichstagswahlen (5. März) und dem „Tag von Potsdam“ (21. März) am 23. März die Entmachtung des Reichstags („Ermächtigungsgesetz“) und am 31. März die Auflösung der Länder („Gesetz zur Gleichschaltung der Länder mit dem Reich“).

aufsichtigten Jahrhunderten entwickelten sie in sich ein rauhes und kraftvolles Selbstbewußtsein. Dann aber ist in mehreren hohenzollernschen Aktionen, unter dem Markgrafen Friedrich,<sup>52</sup> dem Kurfürsten Joachim Nestor, dem Großen Kurfürsten<sup>53</sup> und dem König Friedrich Wilhelm I.,<sup>54</sup> der brandenburgische und preußische Adel gebändigt, erst seiner faktischen Freiheiten, dann auch des Gefühls für Freiheit und Unabhängigkeit beraubt und zuletzt endgültig zu einem gefügigen Instrument der Monarchie gemacht worden. Das Ergebnis dieses Prozesses war ein Adel, der zum Militärstand prädestinierter war als der irgend eines anderen Landes. Er war verhältnismäßig arm, subaltern, niemals in grandseigneurhafter Weise unabhängig, amüsiert und ohne viel kulturelle Bedürfnisse, auf das Königshaus und dessen Heer angewiesen und daher immer dienstbar und dienstwillig bis zum letzten Blutstropfen. Es gab nicht wie in katholischen Ländern die geistliche Laufbahn als Auskunftsmedium für jüngere Söhne. Der Staatsdienst, die Armee war das einzige, was ihnen offen stand. Dieser Adel prägte den Stil des Offizierkorps; ja, darüber hinweg hat er stilbildend auf das gesamte Preußentum gewirkt, auch auf jene Ausläufer des Preußentums, die sich bis tief in alle anderen deutschen Stämme und sogar bis nach Oesterreich hinein vorschoben. Es haftete ihm etwas Unteroffiziersmäßiges, etwas Feldwebelartiges an, und speziell unter dem pommerschen Adel ist mir der plebejische Typ häufig begegnet: Leute, denen man ein Trinkgeld gereicht hätte, wenn man nicht noch rechtzeitig bemerkt hätte, daß sie Offiziersuniform anhatten.

Dieser Adel war vortrefflich zu gebrauchen, solange eben jener Zustand herrschte, in welchem er herangewachsen war und die Bildung seiner Lebensformen erfahren hatte. Die Grenzen seiner Fähigkeiten offenbarten sich, als Preußen aus der Verfassung eines östlichen Agrarlandes herausgeriet und sich in größeren Zusammenhängen zu bewähren hatte. Mit der Zeit kam es dahin, daß er nur noch einen Zipfel der Wirklichkeit in Händen hielt; aber er sah bloß diesen und hielt ihn für das Ganze.

Daß er den Verlockungen des Nationalsozialismus nicht würde standhalten können, zeigte sich schon vor dem Jahre 1933. Er war nüchtern, egoistisch, ungeistig und allen neuen Erscheinungen gegenüber hilflos. Er war schon zu ausgehöhlt, um seine Verpflichtungen, aber auch zu gedankenschwach, um seinen Vorteil zu erkennen; zu instinktverlassen, um zu begreifen, in welche Rolle ihn seine Überlieferungen hätten rufen müssen. Aber was war ihm denn von diesen

---

<sup>52</sup> Der Nürnberger Burggraf Friedrich VI. wurde 1411 zum erblichen Statthalter in der Mark Brandenburg ernannt und erhielt daraufhin auf dem Konstanzer Konzil 1415 die Kurfürstenwürde.

<sup>53</sup> Der Große Kurfürst erwarb bzw. erkämpfte zahlreiche Besitzstände für Brandenburg-Preußen. Innenpolitisch bezwang er die Landstände und setzte den Absolutismus durch.

<sup>54</sup> Friedrich Wilhelm I. schuf die inneren Grundlagen für den Aufstieg Preußens im 18. Jahrhundert.

Überlieferungen geblieben als der Begriff der militärischen Subordination und daneben ein paar Requisiten, Floskeln und Ressentiments?

Der preußische Adel hatte nicht einmal die Entschuldigung, die man dem Baltikum schließlich wird zubilligen können (und die dennoch die baltische Verschuldung nicht aufhebt!), die nämlich, daß es am Rande der deutschen Welt und außerhalb der reichsdeutschen Wirklichkeit zu leben hatte und in seiner gedrückten, vielfach aussichtslos gewordenen Minoritätenexistenz alle Voraussetzungen fand, um sich von einer messianisch auftretenden neuen Heilslehre berauschen zu lassen. Lebte der preußische Adel aber außerhalb der eigentlichen deutschen Realität, so bedeutet das keine Entschuldigung, sondern eine Zunahme des Gewichts auf seiner Schuldwage.

Man mußte nur einen Blick in die Familienanzeigen des „Schwarzen Korps“, der Zeitschrift der SS, werfen,<sup>55</sup> um gewahr zu werden, bis zu welchem Grade der preußische, ja, der gesamtdeutsche Adel den Herrlichkeiten der Konjunktur erlegen war.

Ich weiß, daß es auch andere Männer gegeben hat. Und wer macht mir einen Vorwurf daraus, daß ich deren Zahl überschätzt habe?

Der preußische Adel folgte ja nur dem Beispiel anderer Schichten. Denn daß er selber ein Beispiel hätte aufrichten müssen, das hatte er längst vergessen. Er überließ sich also den Massensuggestionen und machte sich zu einem Bestandteil der Masse. Ein Adel, der das tut, schreibt sich das Todesurteil, und daß der preußische es unwissentlich tat, daß er nicht einmal ahnte, was vor sich ging, das nimmt dem Todesurteil die Appellationsmöglichkeit: die Verurteilung vor der Geschichte, aber auch vor der nationalen und der sozialen Biologie ist endgültig.

Das alles lag nun auf der Hand. Aber ich suchte an dem Glauben festzuhalten, die Selbsterniedrigung und Selbstpreisgabe des Adels brauche noch nicht unbedingt mit der der Armee identisch zu sein.

Die Aufteilung der Nation in Gruppen von Spezialisten war vielleicht der wichtigste Prozeß unserer neueren Geschichte. Er begann noch im vergangenen Jahrhundert und vollendete sich in dem jetzigen. Bei diesem Prozeß geschah eine gewaltige Einbuße an Persönlichkeitssubstanz. Vom Standpunkt der Gesamtheit aus gesehen, fand jedoch eine Art Ausgleich statt, indem die Entwicklung die einzelnen Schichten näher aneinander drängte und viele der ehemals schroffen Unterscheidungen beseitigte. Alle diese Spezialistengruppen also waren, ihrer menschlich beklagenswerten Einseitigkeit zum Trotz, doch durch eine Gemeinsamkeit der Interessen verbunden, die weit über das ihnen Bewußte hinausging.

<sup>55</sup> „Das Schwarze Korps. Zeitung der Schutzstaffel der NSDAP. Organ der Reichsführung SS“ erschien vom 6. März 1935 bis zum 12. April 1945 im Eher-Verlag, dem Zentralverlag der NSDAP. Das ideologisch ausgerichtete Blatt polemisierte vor allem gegen die katholische Kirche und das Judentum.

Zu einer Gruppe von Spezialisten hatte sich nun auch das Offizierkorps entwickelt, und vornehmlich seine Spitze, die Generalität.

Und diese Generalität ist es gewesen, in deren Händen eine Zeit lang das Schicksal ganz Deutschlands lag. Ja, sie ist Deutschlands Schicksal gewesen, und sie hat Deutschlands Schicksal besiegelt.

Auch der einzelne Offizier, auch der einzelne General war nicht mehr im alten Sinne der Angehörige einer Kaste. Vielmehr war er der Angehörige einer Gruppe von Spezialisten. Aber der Umstand, daß er aus einer kastenartigen Absonderung stammte, gab seinem Spezialistentum eine besondere Note. Man war ja nicht ein Mann, der den Offiziersberuf ausübte, und in seiner Freizeit anderen Dingen nachging; man war Offizier in einem integrierenden Sinne, man war es, hierin dem Priester vergleichbar, mit seiner ganzen Existenz; ja, das Offizierkorps hatte noch etwas Ordensähnliches bewahrt.

Was den Ägyptologen, was den Tiefbauingenieuren, was den Handschuhfabrikanten nie eingefallen wäre, das tat das Offizierkorps: es identifizierte besten Glaubens das Interesse der Gesamtnation mit seinem eigenen. Und hiermit hatte das Offizierkorps, hiermit hatte die Generalität sich von allen Verantwortungen für die Nation, für die zu arbeiten und zu kämpfen sie doch vorgaben oder sich einredeten, entlastet. An die Stelle der Verantwortung für eine übergeordnete Gesamtheit war die Verantwortung für die eigene Sache, ja, zuletzt für den eigenen Vorteil getreten.

Dies offenbarte sich schon in den letzten Zeiten der Reichswehr, in welcher ja der nicht mehr kastenhafte, wohl aber spezialistentümliche Geist kulminierte, sowohl vor der sogenannten Machtergreifung<sup>56</sup> als nach ihr. Man stellte nur eine einzige Frage, nämlich die: was hat die Armee zu erwarten und zu gewinnen? Und da es sich sehr bald zeigte, daß nun kein kleiner Oberleutnant abends zu Bett gehen konnte, ohne sicher zu sein, ob er kommenden Morgens nicht als Major erwachen werde, so war die Marschrouten gegeben. Die Armee erhielt alles, was sie verlangte, ja, noch unendlich mehr. Die ganze Nationalwirtschaft war ihretwegen da. Jeder Mann, jede Frau, jedes Kind erschien als ein Anhängsel der Armee. Militarismus und Militarisation waren total geworden.

Nun konnte geschehen, was wollte. Alle Überlieferungen, auch die altpreußisch verwurzeltsten, konnten mit Füßen getreten werden. Jede Schimpfpflicht konnte stattfinden und sich sogar gegen Menschen und Menschenkreise richten, die der Armee nahestanden. Die Armee selber konnte in Abhängigkeiten hineingezwungen werden, die das Ehrgefühl des alten Offizierkorps nie hingenommen hätte. Das alles wurde mit beschämender Leichtigkeit verwunden, denn die Armee wuchs; sie wuchs hypertrophisch, und man war nicht intelligent genug,

<sup>56</sup> Die Bezeichnung „Machtergreifung“ wird vielfach als semantisch irreführend empfunden, weil die Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 nicht durch einen Putsch, sondern auf legalem Weg zur Regierung gelangten.

zu bemerken, daß dieses Wachstum von einigen anderen Instrumenten des Dritten Reiches an Hypertrophie verhältnismäßig noch übertroffen wurde.

Die Armee nahm nicht wahr, daß ihr hypertrophisches Wachstum mit einer Einbuße an Macht parallel ging. Ja, vielleicht hat sie nicht einmal gewußt, was Macht ist. Sie bildete sich ein, es bedeute Macht. Divisionen zu kommandieren. Macht aber bedeutet erst die Entschlossenheit, von diesen Divisionen notfalls auch Gebrauch zu machen.

Ihre höchste Macht hat die Armee in der Zeit der Regierungsbildungen besessen, die dem Entstehen des Dritten Reiches vorangingen: damals hieß sie noch Reichswehr und hatte offiziell eine Verpflegungsstärke von hunderttausend Mann. Mit der Wiedereinführung der Allgemeinen Wehrpflicht im Frühjahr 1935 war ihre Rolle als die eines Machtfaktors ein für alle Mal beendet: von da an war sie nichts mehr als ein Werkzeug.

In den Jahren 1932 bis 1935 hätte die Armee die Möglichkeit gehabt, das Aufkommen des Dritten Reiches zu verhindern, das heraufgekommene Dritte Reich zu stürzen oder doch seiner Gefährlichkeit zu berauben. Damit hätte sie Deutschland den Anschluß an Europa und vermutlich an eine glückliche Zukunft gegeben, und sie selber wäre dabei am besten gefahren. Während des Krieges hatte sie noch einige Male die Möglichkeit, Regimewechsel und Frieden zu erzwingen und damit Deutschland und sich selber vor der Vernichtung zu bewahren. Sie hat alle Möglichkeiten versäumt.

Wo ein paar höhere Offiziere die Situation und ihre eigene Verpflichtung und Verantwortung erkannten, wo sie aufbehrten und zu konspirieren begannen, da geschah es mit der kindlichen Ungewandtheit und Hülfslosigkeit, die diesen Männern eigentümlich war, sobald es sich um Dinge handelte, die in keinem Reglement standen und über ihr allerengstes Fachgebiet, jenes von ihnen erlernte und bis zur Vollkommenheit beherrschte Fachgebiet, hinausgingen. Wie es in den Tagen des Kapp-Putsches war,<sup>57</sup> so ist es geblieben.

Diese Armee, die alles verabsäumte, was das Schicksal Deutschlands hätte wenden können, war die bewundernswürdigste, die soldatischste Armee, welche die Welt je gesehen hat. Neben ihr mußte die amerikanische als eine Anhäufung von bewaffneten Fußballklubs erscheinen, die ceteris paribus nicht das Bescheidendste ausgerichtet hätte und nur ihrer numerischen Überlegenheit, vor allem ihrer Überlegenheit an jungen Jahrgängen, und ihrem Überreichtum an allen der Bewaffnung, der Ausrüstung, der Ernährung und Heilung dienenden Gütern ihre so langsam, ihre so matt gewonnenen Erfolge dankte. (Wobei freilich im Auge zu behalten ist, daß sie, im Besitz aller dieser Vorteile,

---

<sup>57</sup> Der nach dem ostpreußischen Generallandschaftsdirektor Wolfgang Kapp benannte Putsch vom 13. bis 16. März 1920 war ein Umsturzversuch gegen die neu gegründete Weimarer Republik, in dessen Verlauf die Reichsregierung nach Stuttgart floh, während sich Kapp zum Reichskanzler proklamierte. Ein durch die Gewerkschaften ausgerufenen Generalstreik ließ den Putsch zusammenbrechen.

auf eben das, was die Superiorität der deutschen Armee ausmachte und sämtlichen amerikanischen Überlieferungen und Gepflogenheiten schnurstracks zuwiderlief, leichten Sinnes verzichten konnte.)

Die deutsche Armee war nicht von Hitler aus dem Boden gestampft worden, nicht wie Minerva dem Haupte des Jupiter entsprungen. Sie ging auf das alte preußische Heer zurück und nährte sich von dessen Tugenden.

Diese Tugenden waren die Tugenden des Offizierkorps. Diese Tugenden waren nicht liebenswürdig, wie ja auch das alte Preußen niemals liebenswürdig gewesen ist, aber es waren Tugenden, die aufs genaueste der Zwecksetzung der Armee entsprachen. Man war kantig, ungeistig, schroff, pedantisch und von engem Blick. Aber der Opfermut war selbstverständlich, die Hingabe phrasenlos, der Ehrbegriff streng, die Härte kameradschaftlich, die Kameradschaftlichkeit hart, die Subordination vollendet. Der Kantische Pflichtgedanke, der Lutherische Obrigkeitgedanke wirkte auch bei denen, die nie etwas von Kant gehört hatten und für die Luther nur eine Erinnerung aus dem Konfirmandenunterricht war. Es ist gleich hier zu sagen, daß die Gewissenhaftigkeit das Gewissen zu überleben bestimmt war.

Aber diese Tugenden hatten ihre ursprüngliche Entfaltung doch nur inmitten der Verhältnisse, auf die sie abgestimmt waren. Sie waren die Tugenden des preußischen Königreichs und sie setzten voraus, daß der Staat in Ordnung war und die Gewalt in legitimen Händen ruhte. Ein wenig wurden sie bereits angekränkt, als nach dem Siebziger Kriege<sup>58</sup> der altpreußische Staat seine Umformung in eine innerlich nicht bewältigte Dimension erfuhr. Immerhin hatten sie die Kraft, diese Krise zu überdauern, diese und die ihr folgenden, ungleich schwereren Krisen. Dann jedoch kam eine Zeit, in der sie nicht mehr ausreichten und einer Ergänzung durch ganz andere seelische Kräfte bedurft hätten. Diese Ergänzung blieb aus. Die Tugenden mechanisierten sich. Sie lösten sich aus den sittlichen und staatlichen Zusammenhängen, von denen sie früher ihre Richtung und, wo sie deren bedurften, auch ihre Rechtfertigung empfangen hatten; (denn daß einige dieser Tugenden wenig ansprechend waren und daher ausdrücklich gerechtfertigt werden mußten, ist nicht in Abrede zu stellen.) Und nun waren es, aufs Große gesehen, doch nur die leergewordenen Hüllen der alten Tugenden. Was jetzt blieb, das war ein Apparat als Selbstzweck, eine Maschinerie, die sich mit gleicher Präzision und Bravour für die beste wie für die schlechteste Sache einsetzen ließ. Die Männer, welche diesen Apparat bedienten, sahen im Grunde auch den Krieg als einen Selbstzweck an; oder sie hätten ihn doch als einen, von den Interessen der Nation oder des Landes, für die er angeblich geführt wurde, längst losgelösten Selbstzweck erkennen müssen, wenn sie nachzudenken vermocht hätten. Indessen verpflichtete ihr Fahneneid sie, zu gehorchen. Eine Verpflichtung zum Nachdenken enthielt er nicht.

<sup>58</sup> Gemeint ist der deutsch-französische Krieg von 1870/71.

Immerhin waren sie Fachleute, und in ihren engen Grenzen waren sie ausgezeichnete Fachleute. Sie wußten zu bestimmten Zeitpunkten, daß bestimmte Sachen verloren waren: die und die Stellung, die und die Linie, die und die Stadt, schließlich der ganze Krieg. Aber sie waren nicht imstande, daraus Schlußfolgerungen zu ziehen; und zogen sie sie doch, so waren sie nicht imstande, diese Schlußfolgerungen in Entschlüsse oder gar in Handlungen umzusetzen. Denn das schlug ja nicht in ihr Fach, das fiel nicht in ihr Ressort. Die Aufgabe ihres Ressorts war es, Befehle auszuführen, so strikt und exakt, wie es irgend möglich war. Und selbst wenn sie erkannten, daß der Befehl ein irrsinniger war, so entsprach es doch den alten preußischen Subordinationsbegriffen, ihn trotzdem auszuführen, – mochte darüber auch alles, in dessen Namen und zu dessen angeblichem oder vermeintlichem Nutzen der Befehl erlassen worden war, zum Teufel fahren! Das ging sie nichts an, dafür waren diese Spezialisten nicht mehr verantwortlich. Denn ihre Verantwortungen hatten sie ja ein für alle Mal auf ihren Fahneid abgewälzt.

Im Abschnitt des Generalfeldmarschalls von Bock<sup>59</sup> auf dem russischen Kriegsschauplatz hatte es schwere Übergriffe der SS gegeben. Die Offiziere seines Stabes nahmen an, Bock werde sich ins Flugzeug setzen, vor Hitler hinstreten und kategorisch werden. Bock antwortete: „Ich kann den Kerl zwar nicht leiden, aber ihr alle habt ihn ja gewählt, ich habe ihm geschworen, für mich ist er so gut wie der König von Preußen.“

Ob dieser Ausspruch so oder etwas anders gefallen ist, bleibt sich gleich; er trifft die Situation.

Der Hinweis auf den Fahneid kehrt immer und allerorten wieder. Und auch der Fahneid erscheint nun als ein aus allen sittlichen Zusammenhängen herausgelöstes Mechanikum in der Hand von Spezialisten.

Es hat keinen Sinn, die Frage zu ventilieren, wie weit dies mit auffälliger, fast automatischer Regelmäßigkeit wiederkehrende Betonungen des Fahneides ehrlich gemeint war; denn was heißt bei der Verwickeltheit der menschlichen Natur „ehrlich gemeint“? Aber es bleibt merkwürdig, daß das Offizierkorps, das sich so leichten Herzens von allen seinen Überlieferungen loszusagen wußte, den Fahneid als Einziges nicht relativierte, sondern als ein Absolutum anerkannt wissen wollte.

Die Berufung auf den Fahneid gestattete es diesen Spezialisten, abseits des allgemeinen Daseins und seiner furchtbaren Nöte auf einer Insel verhältnismäßiger Unangefochtenheit zu verharren. Sie sahen, was in Deutschland und in den von ihm besetzten Ländern vor sich ging. Sie sahen, was Tausenden geschah, und sie sahen auch, was Menschenschichten und Einzelmenschen, die

---

<sup>59</sup> Als Generalfeldmarschall führte Fedor von Bock im Zweiten Weltkrieg Heeresgruppen gegen Polen, Frankreich und die Sowjetunion. Im Juli 1942 wurde er von Hitler verabschiedet.

ihnen selber nahestanden, zugefügt wurde. Aber sie wandten den Blick ab. Sie sagten: „Da ist manches, was ich persönlich nicht billigen kann. Aber das Politische geht mich nun einmal nichts an. Ich bin Soldat und habe meinen Fahneneid geschworen.“

Bequemer und jämmerlicher konnte man das eigene Gewissen nicht salvia- ren als mit diesem Rekurs auf Pflicht, Befehl, Fahneneid, – auch dort, wo diese Dinge längst ihren Sinn verloren hatten. Indessen selbst wer den Rekurs auf den Fahneneid – auf den Fahneneid gegenüber einem Manne, der jedes Versprechen brach und der persönlich drei Male auf die Verfassung von Weimar vereidigt worden war! – lediglich formaliter und von allen Wirklichkeitsbeziehungen gelöst betrachten und damit der Armee ein Recht zu solchem ständigen Rekurs zubilligen wollte, – selbst der könnte doch nicht gänzlich der Frage aus dem Wege gehen, wann denn die Armee diesen Fahneneid geschworen und wie sie sich verhalten hat, bevor sie ihn leistete.

Die Vereidigung auf die Person Hitlers geschah 1934 nach Hindenburgs Tode, das heißt also: nachdem das Terror-Regime mit all seinen Greueln bereits seit anderthalb Jahren am Ruder war und der Einfältigste sehen konnte, wohin der Kurs ging. Bis dahin war die Armee frei. Hitler war der Kanzler, wie es viele vor ihm gewesen waren, nicht der Führer. Der Führer war er lediglich für die Partei, und mit der Partei hatte ja die Reichswehr nichts zu schaffen. Hitler verlangte die Vereidigung auf seine Person, nachdem er, gestützt auf ein angebliches politisches Testament Hindenburgs, das niemand zu Gesicht bekommen hatte, mit seinem Kanzleramt die Funktionen des Reichspräsidenten vereinigte.<sup>60</sup> Das war eine revolutionäre Neuerung. Die Armee hatte die Möglichkeit, die Vereinigung der beiden Ämter zu verhindern. Die Armee hatte, als die Frage der so neuartigen Vereidigung an sie herantrat, die Möglichkeit, Nein zu sagen. Sie sagte Ja, im Gefühle ihrer vermeintlichen Überlegenheit, und betrat damit die Straße, die sie und die ganze Nation in den Untergang führen sollte. Das heißt also: sie hat diesen Fahneneid nicht ahnungslos, nicht überrumpelt geschworen. Sie wußte genau, welchem Manne und welchem System sie sich verpflichtete. Sie hatte anderthalb Jahre lang Zeit gehabt, den Mann und sein System zu studieren. Ja, sie hatte das Heraufkommen dieses Mannes und seines Systems erst möglich gemacht. Man könnte, freilich mit Übertreibung, sogar sagen: es war ihr Mann und ihr System; und eine solche Behauptung wäre kaum mit dem Hinweis auf den unbestrittenen Umstand zu entkräften, daß es innerhalb der Armee und ihrer Spitzen manche Leute gab, die den Mann und das System verabscheuten.

Mit diesem Fahneneid und mit der mechanischen Anwendung der alten soldatischen Ehrbegriffe auch auf diesen Fahneneid, auch auf den diesem Manne

<sup>60</sup> Nach dem Tod Paul von Hindenburgs am 2. August 1934 trat Hitler dessen Nachfolge an, löste das Amt des Reichspräsidenten auf und firmierte hinfort als „Führer und Reichskanzler“. Unmittelbar danach wurde die Wehrmacht, bisher auf die Verfassung vereidigt, der Person Adolf Hitlers gegenüber zu „unbedingtem Gehorsam“ verpflichtet.

geleisteten Fahneneid und mit dem unmännlichen Sichverkriechen hinter diesem Fahneneid hat die Armee eine Verantwortung von nicht abzuwägender Schwere auf sich geladen. Und doch hatte sie im Fahneneid ja gerade das Instrument gesehen, mit dessen Hilfe sie sich allen Verantwortungen zu entziehen gedachte.

Das höhere Offizierkorps, die Generalität des Dritten Reiches war nicht mehr imstande, Verantwortungen auf sich zu nehmen, Verantwortungen auch nur zu empfinden. Für wen hatten diese Führer noch ein Verantwortungsgefühl? Sie hatten es für ihre Soldaten, für die zu ihrer Verfügung stehenden Munitions- und Treibstoffvorräte, für die ihnen anvertrauten Abschnitte; mit einem Wort: für das militärische Material, und zu diesem Material zählten ja auch die Menschen. Das heißt also: sie hatten das Verantwortungsgefühl des Spezialisten für seine Apparatur und sonst keins. Von anderen Verantwortungen wußten sie nichts, und sie wären vielleicht aufs tiefste und ehrlichste verwundert gewesen, wenn man ihnen das vorgehalten hätte. So brachten sie es fertig, die Fortsetzung eines Krieges zu dulden, von dem sie längst haargenau wußten, daß er verloren war, rund herum verloren: zu keinem anderen Zweck, als um den verdienten Untergang einer Clique um ein paar Wochen oder Monate hinauszuschieben, mußte unter ihrer Duldung ein ganzes Volk weiter bluten, weiter hungern, weiter verelenden. Allein solche Dinge lagen außerhalb ihrer Verantwortung, außerhalb ihres Fahneneides, der für nichts anderes Raum ließ als für Spezialistensorgfalt und Kadavergehorsam. Yorck aber, ein altpreußischer General, dessen Königs- und Fahneneidstreue noch von niemandem angezweifelt worden ist, hatte dreizehn Jahrzehnte zuvor, alle Reglements- und Vorschriftengrenzen überspringend, eine weltgeschichtliche Verantwortung an sich gerissen und war bereit gewesen, mit seinem Kopf dafür einzustehen.<sup>61</sup> Was aber war den Generälen, den Marschällen des Dritten Reiches von diesem souveränen Yorckschen Verantwortungsstolz geblieben, der im Großen oder Kleinen neben allen mehr passiven Soldatentugenden doch auch in den sittlichen Ehrenkodex des preußischen Offiziers gehört hatte?

Indessen, gab es denn für diese Generäle und Marschälle noch etwas wie einen sittlichen Ehrenkodex? Vielleicht gab es nur noch einen Ehrenkodex des äußerlich offiziersmäßigen Anstandes. Aber es scheint, es gab auch den nicht mehr. Sie hatten sich an das Hinnehmen von Fußtritten gewöhnt, wie sie sich an das Hinnehmen von neuen Titeln, neuen Orden, Gehaltszulagen und Dotationen gewöhnt hatten. Wie die Hunde ließen sie sich wegjagen. Und wenn der

<sup>61</sup> Johann David Ludwig Yorck von Wartenburg, Kommandant des preußischen Hilfskorps in Napoleons Rußlandfeldzug, verpflichtete sich nach der Niederlage der Großen Armee im Dezember 1812 in der Konvention von Taugoggen eigenmächtig zur Neutralität der preußischen Truppen gegenüber dem russischen General Diebitsch. Diese Aktion gilt gemeinhin als Eröffnungssignal für die Erhebung und Befreiung Preußens von der französischen Fremdherrschaft.

Pascha sie wieder zu brauchen meinte, dann mußte er nur pfeifen oder mit dem Scheckbuch winken und mit einem neuen blechernen Phantasieorden, und schon kamen sie dienstfertig angestürzt. Sie litten es, daß man mit ihren Kameraden, die aus irgendeinem, vielleicht noch so ehrenwerten Grunde in Ungnade gefallen waren, wie mit überführten Verbrechern umging. Ja, nach dem 20. Juli 1944 litten sie nicht nur die Degradierungen und Hinschlachtungen der Kompromittierten, sondern auch der unbeteiligten Mißliebigen und litten die Ausrottung ganzer Familien, selbst ihnen verwandter, bis hinunter zum dreijährigen Kinde. Sie litten es, daß sie von Gestapo-Beamten körperlich auf verheimlichte Waffen untersucht wurden, bevor sie bei ihrem „Obersten Kriegsherrn“ vorgelassen wurden, – während doch ehemals jeder kleine Fahnenjunker gelehrt worden war, augenblicks die Waffe zu gebrauchen, sobald jemand auch nur Miene machte, ihn körperlich anzurühren. Aber ihr Ehrgefühl ertrug es ja auch, (was das ihrer Väter nie ertragen hätte), einer Armee anzugehören, deren Uniform als „Reichsmarschall“ ein Brandstifter, Dieb, Mörder und gerichtsnorischer Meineidiger wie Hermann Goering trug.

Ihrem Mangel an Ehrgefühl entsprach ihr Mangel an Intelligenz, abgesehen von jener hochgezüchteten Spezialistenintelligenz, der sich freilich allenfalls ein Spezialistenehrgefühl, das heißt: ein auf Sachen und nicht auf einen Charakter und ein Gewissen bezogenes Ehrgefühl an die Seite stellen konnte. So sahen sie nicht, daß alle hündischen Loyalitätsbekundungen sie nicht davor geschützt hätten, im Falle einer siegreichen Beendigung des Krieges von der Partei, der SS, der Gestapo nicht nur an die Wand gedrückt, sondern buchstäblich an die Wand gestellt zu werden. In Kreisen der Partei sprach man ganz offen von dieser Absicht. Denn alsdann hätte man der Generäle ja nicht mehr bedurft, und sie wären nichts gewesen als störende Relikte eines überwundenen gesellschaftlichen Zustandes. Es war noch vieles andere, was sie nicht sahen, Dinge, die jenseits des Kasernenhofes, Manövergeländes und Schlachtfeldes lagen, aber das soll weder aufgezählt noch besprochen werden.

Der Einzelne kann einen jammern, die Schicht aber hat ihr Schicksal verdient und soll es erleiden. Die Schicht muß verschwinden, und wenn auch manches Kostbare, manches Unschätzbare mit ihr in den Abgrund stürzen wird, den sie selber aufgerissen hat.

## Zürich/Schweiz: 1946

844

Zu den ursprünglichsten Impulsen der menschlichen Natur gehört offensichtlich der Drang, die Menschen immer wieder antithetisch in zwei Klassen zu teilen, eine der Billigung und eine der radikalen Verdammung würdige, wobei freilich der wertende Akzent sich je nach den Umständen und dem Standort des

Urteilers verschiebt: Reaktionäre und Fortschrittler, Republikaner und Monarchisten, Juden und Arier, Proletarier und Bürger, Erhalter und Umstoßer, Autochthone und Zugereiste, Angehörige eines Majoritäts- und Angehörige eines Minoritätsvolkes, Erweckte und Unbußfertige. Der an sich schon schwierige Aufenthalt auf der Erde könnte einem durch diese Gepflogenheit vollends verleidet werden, fühlte man nicht, daß sich hinter solcher Zweiteilung ein allerdings fast bis zur Unerkennbarkeit verunstalteter Akt des Gewissens verbirgt, nämlich der stets wiederholte Versuch einer Unterscheidung von Gut und Böse. Dem aber wohnt etwas Ehrwürdiges inne, selbst noch in seiner scheußlichsten Verzerrung.

872

Es ist nicht wahr, daß das Dritte Reich unschöpferisch gewesen wäre. Es hat einen großen Musiker hervorgebracht: Richard Wagner; einen großen Maler: Anton von Werner; einen großen Geschichtsschreiber: Heinrich von Treitschke; und einen großen religiösen Reformator: Thomas Münzer.

874

Einer der beklagenswertesten Fälle der zeitgenössischen deutschen Literaturgeschichte ist der des Schweizer Jakob Schaffner.

Schaffner war eine außergewöhnliche Begabung. Die Sprache seiner Romane, deren einige autobiographischen Charakters waren, hatte die wunderbare Klarheit, Transparenz und Kraft der großen schweizerischen Erzähler.

Armer Leute Kind, in einem Waisenhaus erzogen, dann Schuhmacher und wandernder Handwerksgehilfe, wurde er den querköpfigen, argwöhnischen Hochmut des von unten Gekommenen niemals los; immer wurde er von einem geheimen Mangel an Sicherheitsgefühl und Selbstverständlichkeit gequält.

Schon in jungen Jahren gab er seinem Namen Klang und Ansehen. Er kam vor dem Ersten Weltkriege nach Deutschland und wurde mit Wärme empfangen.

In Gemeinschaft mit einem Gefährten, dessen Name mir entfallen ist, erließ er im August 1914 ein Manifest, das die Schweiz aufforderte, an der Seite Deutschlands und Oesterreichs in den Krieg einzutreten. Es hieß darin, dieser Krieg wäre sinnlos, wenn nicht aus ihm eine größere Schweiz hervorginge. Ich weiß nicht, welchen Motiven dieser Aufruf zu einer kriegerischen Annexionspolitik auf Kosten Frankreichs zuzuschreiben ist, und am Ende wußte auch Schaffner das nicht recht; ob dem Wunsche, sich deutschen Gönnern und Freunden dankbar zu zeigen und zu den bisherigen neue hinzuzugewinnen, ob einer jugendlichen Neigung zum Aufsehenerregenden oder vielleicht einer Weltfremdheit, die eigentlich nicht Schaffners Sache war; möglicherweise wirkte auch die Suggestion der um ihn her wogenden allgemeinen Kriegsbe-

geisterung, die sein klarer, wohl auch kühler und doch häufig bedrohter Verstand ihn bald danach wieder überwinden ließ.

In der Schweiz gab es einen Eklat. Denn da die schweizerische Neutralität nicht wie die anderer Staaten eine politische Haltung ist, über die von Fall zu Fall im positiven oder negativen Sinne entschieden werden kann, sondern ihre Festlegung in der eidgenössischen Verfassung hat, so konnte bereits in der Aufforderung zum Kriegseintritt ein Hochverratsdelikt erblickt werden.

Erst mit den Jahren wuchs einiges Gras darüber. Schaffner lebte dann lange in Weimar, wo er sich ein Haus erworben hatte. Später siedelte er nach Berlin über.

Schaffner war, jener kriegerischen Fanfare zum Trotz, ein Demokrat schweizerischer Färbung. Ende der zwanziger Jahre begegnete ich ihm einmal in Berlin auf einer Veranstaltung der Gesellschaft für Deutsches Schrifttum. Als in der Diskussion eine antisemitische Äußerung laut wurde, stand Schaffner auf, protestierte und verließ den Raum, die Tür geräuschvoll hinter sich zuwerfend. Dann aber, es mag im Jahre 1931 oder 1932 gewesen sein, überraschte er mich durch eine Bemerkung, die erkennen ließ, daß er sich auf das Kommende und schon Schattenwerfende einzurichten begann. Dennoch hätte ich damals noch nicht geglaubt, daß er es über sich gewinnen würde, sich der braunen Diktatur rückhaltlos zur Verfügung zu stellen.

Er tat dies und wurde so etwas wie ein literarischer Vertrauensmann des Dritten Reiches für die Schweiz. Es war die Zeit der Frontisten-Bewegung,<sup>62</sup> deren Tragweite und Chancen gewaltig überschätzt wurden. Schaffners Auftreten in der Schweiz erregte Anstoß. Die Polizei verhinderte seine Vorträge; er wurde genötigt, wieder nach Deutschland abzureisen.

Zuletzt lebte er in Straßburg. Ich nehme an, es waren ihm irgendwelche Aufgaben zugewiesen worden, die den Aufenthalt in der Nähe der Schweizer Grenze wünschenswert machten. In Straßburg ist er, zusammen mit seiner Frau, im letzten Kriegsjahr bei einem Luftangriff ums Leben gekommen. Wer will, mag in der Art seines Todes eine Beziehung zu jenem dreißig Jahre zuvor erlassenen Aufruf erblicken.

Dieser Tod, der vermutlich nicht nur die logischste, sondern auch die barmherzigste Lösung war, fand nicht mehr viel zu zerstören. Denn mit Schaffners Übergang ins nationalsozialistische Lager war der dichterische Impuls in ihm erloschen. Von nun an schrieb er Propagandaliteratur auf Bestellung.

<sup>62</sup> In der Schweiz bestanden seit den 1920er Jahren faschistische Organisationen, sogenannte „Fronten“, die zwar angelehnt an die faschistischen bzw. nationalsozialistischen Bewegungen der Nachbarländer, aber auch von eigener helvetischer Prägung waren. Ihren Höhepunkt erreichten sie von 1933 bis 1935, zu einem ersten Machtfaktor in der Schweizer Politik wurden sie jedoch nie. Seit 1940 versanken sie mehr und mehr in die Bedeutungslosigkeit, 1943 wurden sie durch die Schweizer Regierung verboten.

Man fragt sich, welches die Ursache und welches die Wirkung gewesen sein mag. Galt auch hier jenes so oft wahrzunehmende unheimliche Gesetz, wonach alle Menschen geistigen Ranges, die sich mit dem braunen Ungeist einließen, diesen Rang fast augenblicklich einbüßten, oder warf Schaffner sich dem Nationalsozialismus in die Arme, weil er spürte, daß der schöpferische Geist ihn zu verlassen begonnen hatte? Gewiß wird auch das Manifest von 1914 eine Rolle gespielt haben, – sei es, daß Schaffner sich der nun herrschenden Kaste gegenüber mit Erfolg auf diesen Jugendstreich als auf einen Beweis von jeher gepflegter völkisch-militaristischer Gesinnung zu berufen wußte, sei es daß der eine oder andere Funktionär und Würdenträger sich zufällig an die halbvergesene Geschichte erinnerte und nun die Arme offen hielt, sei es endlich daß Schaffner das Gefühl hatte, sich hiermit selber den weiteren Weg bis zur Unentrinnbarkeit vorgezeichnet zu haben.

Nach seinem Verrat zogen sich die Besseren unter seinen bisherigen Freunden von ihm zurück, jene nämlich, die im eigenen Lande wie in der Emigration lebten und zu Kompromissen nicht bereit waren. Wie alle seinesgleichen wird er schließlich nur noch solche Menschen zu seinem Umgang gehabt haben, von denen er fühlen mußte, daß sie unter ihm standen und seine Geringschätzung verdienten. Ich stelle mir vor, daß er das Tödliche dieser Einsamkeit empfunden haben muß, er, der Mißtrauische, Reizbare, Verletzliche, der Anerkennung so Bedürftige, der schon vor seiner eigentlichen Selbstzerstörung nach Goethes Wort „seinen eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht aufzehrte.“<sup>63</sup>

Man möchte hoffen, eine künftige Zeit werde wieder Unbefangenheit genug haben, um die vor der großen Felonie geschriebenen Schaffnerschen Romane aus dem nationalsozialistischen Schutthaufen hervorzuziehen.

875

Die Jahre 1918 und 1919 haben unser altes Baltikum mit seinen drei historischen Provinzen Livland, Estland und Kurland zu Trümmern geschlagen. Der Landbesitz, der Wohlstand, die Privilegien, die uralte Vormachtstellung – das alles wurde uns genommen. Aber ärger als dies war doch, daß wir, die bisher ein Gebilde sui generis gewesen waren, zu Auslandsdeutschen, Volksdeutschen, Grenzdeutschen degradiert wurden.

Dieser Begriff war uns bis dahin fremd gewesen: wir hatten nur die undeutliche Vorstellung gehabt, daß ein paar hurrapatriotische Vereine in Deutschland und Oesterreich, deren guter Gesinnung man nicht einmal ganz sicher sein konnte, – und unter guter Gesinnung verstanden wir Altmodischen das Festhalten an den überlieferten Ordnungen mit ihren monarchischen Spitzen, – etwa die Siebenbürger Sachsen mit solchen Namen bezeichneten.

<sup>63</sup> Das Zitat stammt aus Goethes „Harzreise im Winter“ und lautet dort: „Erst verachtet, nun ein Verächter, / Zehrt er heimlich auf, / Seinen eignen Wert, / In ungenügender Selbstsucht“.

Von jener Wende an gehörten auch wir in die Kategorie. Wir waren arm und unterstützungsbedürftig geworden. Ohne Berliner Subsidien-gelder hätten nicht einmal die Bettelgehälter für die Lehrkräfte an unseren deutschsprachigen Schulen aufgebracht werden können.

Das Dritte Reich verbot uns die Bezeichnungen „Balten“ und „baltisch“; wir durften nur noch „Baltendeutsche“ heißen, nach der Analogie des künstlich geschaffenen, abscheulichen Wortes „Sudetendeutsche“, so wie die Österreicher „Ostmärker“ zu heißen hatten. (Als Ostmark hatte bisher ohne genauere geographische Festlegung das an Polen grenzende deutsche Gebiet schlechthin gegolten; die an den Böhmerwald stoßenden bayerischen Landstriche waren sogar „bayerische Ostmark“ genannt worden, freilich nur im pathetischen Papierdeutsch, denn die Umgangssprache hat sich hartnäckig geweigert, das Wort „Ostmark“ aufzunehmen.) Das Wort „Baltendeutsche“ war überdies ein törichter Pleonasmus, denn unter Balten hatte man bis nun ausschließlich die deutschen Einwohner unserer drei Provinzen verstanden.

Wo es außerhalb Deutschlands Volksgruppen oder Volkssplitter deutscher Nationalität gab, da riß der stürzende Hitler sie in seine Katastrophe mit hinein. Nur die Südtiroler und uns hatte er schon bei Lebzeiten auf Abbruch verkauft. Bei den Südtirolern freilich wurden die Vergewaltigung und Verschleppung nur angebahnt; bei uns wurden sie bis zum Ende durchgeführt.<sup>64</sup> Als das Dritte Reich und mit ihm das ganze sogenannte Auslandsdeutschtum zusammenbrach, da hatten wir schon seit einem halben Jahrzehnt die achthundertjährige Heimat endgültig verloren. Aber die Verblendung ging so weit, daß mehr als

---

<sup>64</sup> Südtirol war infolge des Vertrages von Saint Germain 1919 an Italien gefallen. Um der italienischen Freundschaft willen verzichtete Hitler auf das Gebiet und schloß am 23. Juni 1939 das „Berliner Umsiedlungsabkommen“, wonach sich die deutschstämmigen Bewohner für die deutsche Staatsangehörigkeit und die Umsiedlung nach Deutschland entscheiden konnten. Von 247 000 Stimmberechtigten votierten 86% für die deutsche Staatsangehörigkeit, von welchen bis 1942 75 000 umgesiedelt wurden. Pläne, die Südtiroler auf die Krim umzusiedeln, gelangten nicht mehr zur Durchführung. – Die Deutschbalten wurden ohne vorherige Absprache im Oktober 1939 vom Deutschen Reich aufgefordert, ihre angestammte Heimat zu verlassen, um in den eroberten polnischen Gebieten – insbesondere im Warthegau – ansässig zu werden, die nach dem deutschen Überfall auf Polen und gemäß den Vereinbarungen des deutsch-sowjetischen Nichtangriffspaktes vom 23. August 1939 an Deutschland gefallen waren. Grundlage für die Übersiedlung der Deutschbalten waren das „Vertrauliche Protokoll über die Übersiedlung“ im deutsch-sowjetischen Grenz- und Freundschaftsvertrag vom 28. September 1939 sowie die Verträge zwischen Deutschland und Estland bzw. Lettland vom 15. und 30. Oktober 1939 bezüglich der Emigration und Liquidierung der deutschen Einrichtungen. Zwischen Ende 1939 und Anfang 1940 verließen mehr als 60 000 Deutsche überstürzt ihre Heimat, nach der gewaltsamen Eingliederung Estlands und Lettlands in die UdSSR folgten weitere 17 000, darunter wahrscheinlich ca. 3500 Esten und Letten, die vor den sowjetischen Machthabern fliehen wollten. Nur ca. 1500 Deutschbalten blieben zurück.

die Hälfte von uns bis zuletzt die Hand segnete und küßte, die sie aus dem eigenen Boden gereutet hatte.

Auch in diesen auslandsdeutschen Bewandnissen wurde die Ironie deutlich, die alle nationalsozialistischen Machenschaften insgeheim durchwaltete. Der Schirmherr des bodenständigen Auslandsdeutschtums mußte es von seinen uralten Sitzen vertreiben, wie der Vorkämpfer der nordischen Rasse sich mit gelben Völkern verbünden mußte.

Diese unbewußte, ahnungslose Selbstironie – denn von jeder bewußten war die humorloseste aller Despotien weit entfernt! – klang immer wieder im Doppelsinn so vieler nationalsozialistischer Äußerungen auf. Hier fühlt man sich an ein Motiv des Volksmärchens gemahnt. Die böse Stiefmutter wird gefragt, was mit der Frau geschehen solle, die das und das getan habe. Sie antwortet, noch ohne Kenntnis davon zu haben, daß ihre Bosheit inzwischen ans Tageslicht gekommen ist: „Man soll sie in ein inwendig mit Nägeln beschlagenes Faß stecken und einen hohen Berg hinunterrollen.“ Und nun sagt der König: „Du hast dein eigenes Urteil gesprochen.“

Ich finde diese Ironie in dem so bekannt gewordenen Ausspruch, von dem ich nur im Augenblick nicht weiß, ob er sich in einer der Hitler- oder in einer der Goebbelsreden findet: „In zehn Jahren wird Deutschland nicht mehr wiederzuerkennen sein.“

Ich finde sie in den Worten, mit denen Goebbels die feierliche Eröffnungssitzung der frischgegründeten Reichskulturkammer schloß.<sup>65</sup> Diese Veranstaltung war mit einer glanzvollen Festaufführung der „Meistersinger“ verbunden. Hieran anknüpfend, rief Goebbels die deutschen Künstler, Dichter, Kulturschaffenden auf, jetzt alle Kräfte zur Verherrlichung des neuen Zustandes einzusetzen, und er tat es mit dem Satze: „Und nun – auf zum Meistersingen!“

Nur geleitet von dem suggestiven Klang der Worte „Meister“ und „Gesang“ wußte er nicht, daß die Meistersingerzeit<sup>66</sup> die ödste, unschöpferischste, beckmesserischste aller deutschen Kunstepochen gewesen ist.

Ich finde diese Ironie in den dankbar-triumphierenden Riesenaufschriften, die über den Arbeitsstätten fronender Sklaven prangten: „Daß wir hier arbeiten dürfen, verdanken wir dem Führer!“

Ich finde sie in der oft wiederholten Versicherung, es werde dem Nationalsozialismus gelingen, die deutsche Volkswirtschaft von der Last der Goldwährung und Golddeckung zu befreien.

<sup>65</sup> Die Reichskulturkammer wurde per Reichsgesetz vom 22. September 1933 als nationalsozialistische Pflichtorganisation aller im Kulturbereich Tätigen zur Überwachung und Lenkung des deutschen Kulturlebens gegründet. Sie ressortierte im Reichspropagandaministerium. Präsident war Joseph Goebbels.

<sup>66</sup> Als „Meistersingerzeit“ wird die Epoche des 14. bis 16. Jahrhunderts bezeichnet, in welcher der Meistersang, eine schulmäßig betriebene bürgerliche Lieddichtung, gepflegt wurde.

Ich finde sie in Hitlers lange vor dem deutsch-russischen Pakt<sup>67</sup> getaner Äußerung, wonach jedes Staatswesen, das sich jemals auf ein Paktieren mit dem Bolschewismus einließ, zum früheren oder späteren Untergang verurteilt sei.

Ich finde sie in dem ständigen Hinweis darauf, daß die gerechte Sache werde siegen müssen.

Ich finde sie darin, daß Goebbels sich 1936 bei einem Schriftstellerempfang in seinem Ministerium der Wendung bediente, das Instrument, auf dem er als Künstler spiele, sei die „Masse Mensch“, – ohne zu ahnen, daß er damit den verhaßten jüdisch-kommunistischen Dichter Ernst Toller zitierte.<sup>68</sup>

Ich finde sie darin, daß ein arbeitsscheuer Bummler, der Habitué des Wiener Obdachlosenasyls, sich vermaß, Deutschland für alle Zeiten vom Fluch der Arbeitslosigkeit zu erlösen, und allen „asozialen Elementen“ den Untergang ankündigte.

Ich finde sie darin, daß Korruptionäre den Kampf gegen die Korruption, Päderasten die Ausrottung der Homosexualität proklamierten.

Ich finde sie darin, daß die Bewegung, die fortwährend zu insektenhafter Volksvermehrung aufrief, ihre Bilanz mit einem Minus von zehn oder fünfzehn Millionen Menschenleben abschloß.<sup>69</sup>

Ich finde sie darin, daß die Verkünder der Rassenreinheit einen Zustand heraufführten, in welchem deutsche Frauen und Mädchen vielen Tausenden von Negern, Marokkanern, Tschuwaschen, Kirgisen, Kalmücken, Tataren und Zentralasiaten Kinder gebären mußten.

Ich finde sie darin, daß der Nationalsozialismus das Ende jenes widernatürlichen Zustandes verkündete, bei dem die Frauen, statt Gatten, Kinder und Haushalte zu versorgen, zur Fabriksarbeit gezwungen seien, und daß derselbe Nationalsozialismus ein Halbdutzend Jahre später die Frauen von ihren Häuslichkeiten und Kindern hinweg erbarmungslos in die Rüstungsbetriebe jagte.

Ich finde sie in einem Aufruf, den Goering in seiner Eigenschaft als Reichsforstmeister<sup>70</sup> während eines heißen Sommers an die Bevölkerung richtete, man möge, um Waldbrände zu vermeiden, bei Waldspaziergängen keine noch glimmenden Zigarren- und Zigarettenreste wegwerfen; und in der Wiedergabe

<sup>67</sup> Gemeint ist der am 23. August 1939 zwischen Hitler und Stalin abgeschlossene Pakt („Hitler-Stalin-Pakt“), welcher Hitlers Angriff auf Polen und die sowjetische Okkupation von Ostpolen, Estland, Lettland sowie von Bessarabien und von Teilen Finnlands vertraglich vorwegnahm.

<sup>68</sup> Ernst Tollers Versdrama in sieben Bildern „Masse-Mensch. Ein Stück aus der sozialen Revolution des zwanzigsten Jahrhunderts“, uraufgeführt in Nürnberg 1920, erschien in Potsdam 1921.

<sup>69</sup> Die Menschenverluste des Zweiten Weltkrieges beliefen sich insgesamt auf ca. 55 Millionen Tote, davon allein 20 bis 30 Millionen Zivilisten.

<sup>70</sup> Hermann Göring wurde 1934 Reichsforst- und Reichsjägermeister.

dieses Aufrufs durch eine Berliner Zeitung, – es war die Scherl'sche „Nacht-  
ausgabe“<sup>71</sup>, – unter der Schlagzeile: „Goering warnt *leichtfertige* Brandstifter“.

Und ebenso grimmig belustigend klang mir diese unbewußte Selbstironie entgegen, als ich während der Vorweihnachtszeit in den Münchner Neuesten Nachrichten<sup>72</sup> ein Gedicht von Ina Seidel las, in welchem sich die Zeile fand:  
„In braunen Zimmern brennt der Sonnwendbaum.“

Sie hatte mit dieser Farbbezeichnung nichts anderes wiedergeben wollen als die Stimmung winterlich früh einfallender, rauchiger Dämmerung, und es war der evangelischen Pfarrersgattin nicht in den Sinn gekommen, daß eben nur in braunen Zimmern der Sonnwendbaum, in allen anderen aber noch immer der Weihnachts-, der Christbaum zu brennen pfligte.

Ich möchte meinen, diese allenthalben aufzuckende unheimliche Ironie müsse zu den Grundgesetzen der nationalsozialistischen Schicksalsstruktur gehört haben. Ja, vielleicht war sie die einzige Form der Aufrichtigkeit, deren dieses Lügensystem fähig war.

876

Rudolf G. Binding, dessen Persönlichkeit mir vertrauter ist als sein Oeuvre, war das, was er scheinen wollte, nämlich der ritterliche, reiterliche Kavalier, – nur zur Hälfte oder, wenn derartige Arithmetiken erlaubt sind, nur zu einem Drittel. Das Übrige war Pose, freilich wirkungsvolle und dekorative. Binding war ein Charmeur von einnehmenden Allüren, eine noble Erscheinung, zu gesellschaftlicher Brillanz geschaffen.

Er war eitel und gehörte zu denen, die es nicht ertragen, abseits zu stehen. Darum stieß er zur Hakenkreuzfahne und schrieb zu Beginn des Dritten Reiches eine Cantate, aus der mir zwei Verse im Gedächtnis geblieben sind:

„Heller Ruf! Große Zeit!

Führer, ruf uns! Wir sind bereit!“

Doch hatte er Geschmack genug, in den weiteren Jahren der nationalsozialistischen Herrschaft diese Tonart aufzugeben und wenigstens Zurückhaltung zu bewahren.

Um ihn herum war viel Gerede. Frauen- und Geldangelegenheiten erschienen in nicht ganz angenehmer Verbindung. Man wurde gewarnt, mit ihm Karten zu spielen.

Er war korrupt, aber er war es in einer glänzenden, kavaliersmäßigen, ja, manchmal grandseigneurhaften Art, und man mochte sich nicht übermäßig daran stoßen. Es war die elegante Korruption eines Kavallerieoffiziers, nicht

<sup>71</sup> Im Scherl-Verlag (vgl. Anm. 42) erschienen u. a. die Blätter „Berliner Lokalanzeiger“ und „Der Tag“.

<sup>72</sup> Die „Münchner Neuesten Nachrichten“, Vorgänger der seit 1945 bestehenden „Süddeutschen Zeitung“, erschienen seit 1848.

die auftrumpfende eines Parvenüs oder die schäbige eines kleinen Parteifunktionärs.

Von seinen Schöpfungen kenne ich wenig. Mit seinen Gedichten weiß ich nichts zu beginnen, dagegen scheint mir seine Novelle „Der Opfergang“<sup>73</sup> den Ruhm zu verdienen, den sie sich und ihm erworben hat.

An Binding zeigte es sich, daß jede Pose, die mit Intensität getrieben wird, die Tendenz hat, sich zur Wirklichkeit zu machen. Auf dem Umweg über die Pose wurde er tatsächlich das, was er zu sein vorgegeben hatte. Er lebte zuletzt, in Starnberg, mit einer Jüdin zusammen, die früher Gerhart Hauptmanns Sekretärin gewesen war und nun, der Welt gegenüber, die gleiche Stellung bei Binding einnahm. Es war, um in der nationalsozialistischen Terminologie zu reden, ein eindeutiger Fall von Rassenschande, die ja von den Nürnberger Gesetzen<sup>74</sup> mit Zuchthausstrafe bedroht wurde. Nun ließ das Dritte Reich einem Manne wie Binding freilich mancherlei hingehen; dennoch gehörte zu einem solchen Verhalten auch in seinem Falle ein nicht gewöhnliches Maß an Courage. Ritterlich, männlich und tapfer hielt er an dieser Frau fest.

Angesichts der progressiven Verschärfung des Terrors hätte er allerdings über kurz oder lang wohl in irgendeiner Form dem Verhältnis ein Ende machen müssen, um der Frau ebenso wie um seiner selbst willen; vielleicht hätte er ihr über die Grenze zu helfen gewußt. Aber da starb er nach einer unbedeutenden Operation, deren Folgen er in einigen Wochen zu überstehen gehofft hatte. Vom Schicksal der Frau weiß ich nichts.

877

Es ist begreiflich, daß nach dem Sturz des Hitlerreiches die Militär- und Zivilbehörden nationalsozialistische Literatur aller Art, Bücher, Flugschriften, Zeitungen und Journale zu konfiszieren begannen. Aber es ist zu hoffen, daß eine möglichst große Menge von Gedrucktem von diesen Maßnahmen nicht erreicht werde. Es ist notwendig, daß diese Literatur nicht verschwinde, nicht in der Schwerzugänglichkeit der Archive verstaube. Die Welt vergißt zu schnell. Binnen kurzem würde es niemand mehr glauben wollen, was damals hat geschrieben werden können, geschrieben werden müssen.

Das gilt nicht nur von den unmittelbaren Bekundungen des politischen Willens, von amtlichen Verlautbarungen, Reden und Erlassen, deren Extrakt ja am

<sup>73</sup> Rudolf G. *Binding*: Der Opfergang. Eine Novelle. Leipzig 1912; vgl. explizit Bernhard *Martin*: Dichtung und Ideologie. Völkisch-nationales Denken im Werk Rudolf Georg Bindings. Frankfurt am Main/Bern/New York 1986.

<sup>74</sup> Während des Nürnberger Reichsparteitages 1935 wurden am 15. September die als „Nürnberger Gesetze“ bekannten Rassegesetze erlassen, welche die jüdischen Bürger Deutschlands durch massive Diskriminierung entrechteten. Das „Reichsbürgergesetz“ sprach allen „Nichtariern“ die Bürgerrechte ab; das „Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre“ verbot Eheschließungen und außereheliche Beziehungen zwischen Juden und „Ariern“.

leichtesten in die Geschichte und damit in die Kenntnis der Nachwelt überführt werden kann. Mindestens in gleichem, wo nicht in höherem Maße gilt das von der sogenannten schönen Literatur, in der doch die geistige Verfassung einer Epoche ihre unverfälschbarste Widerspiegelung findet.

Die kommende Zeit muß und soll die Möglichkeit haben, auch ohne das Medium rückschauender und so leicht das Urteil vorwegbestimmender Literaturbetrachtung sich mit den preisgekrönten Romanen Bluncks,<sup>75</sup> Kolbenheyers, Steguweits, Josef Magnus Wehners, mit den Gedichten Hermann Burtes, Baldur von Schirachs, Hermann Claudius', Herbert Böhmes, Will Vespers<sup>76</sup> und Heinrich Anackers, aber auch mit den Literaturgeschichten Josef Nadlers, Kochs, Paul Fechters<sup>77</sup> und Adolf Bartels' und mit den auf den Weimarer Dichtertagungen gehaltenen Festreden und Vorträgen bekannt zu machen. Ängstliche Seelen, die eine neue Beeinflussung fürchten, mögen sich beruhigen: die Sandseite, die Papiersocken, der Brennesselspinat oder die aus Kehrichttonnen herausgeklauten Kartoffelschalen der Notzeit werden niemanden, der ihr entronnen ist, zur Sehnsucht nach einer Wiederkehr dieser Notzeit und ihrer Attribute stimmen können.

Nichts ist unterrichtender als zu sehen, was in einem auf die Spitze getriebenen Zustand zur Selbstverständlichkeit werden und alle Merkmale des Auffälligen einbüßen kann.

878

Zu den nationalsozialistischen Literaten, deren Rolle ich bis zum Frühjahr 1945 zu beobachten Gelegenheit hatte, gehörte auch Hans Friedrich Blunck. An sich war der Mann eine gleichgültige Null. Aber sein Lebensgang enthält soviel des Typischen und Signifikanten, daß er wohl eine Erinnerung wert ist.

In gewöhnlichen Zeiten wäre Blunck geblieben, was er von Hause aus war, ein geschäftstüchtiger Streber und Karrierist: er wäre bis an einen genau bestimmten, nicht sehr hochgelegenen Punkt aufgestiegen, aber nicht weiter. Im Dritten Reiche wurde er zum Inbegriff der literarischen Korruption und gelangte an die Spitze des braunen Literaturbetriebes.

<sup>75</sup> Hans Friedrich Blunck amtierte bis 1935 als erster Präsident der Reichsschrifttumskammer.

<sup>76</sup> Vesper war Herausgeber der Zeitschrift „Die Neue Literatur“ und führte in dieser Funktion zahlreiche Angriffe auf regimiekritische Autoren. Bergengruen indes war davon als „volksdeutscher Dichter“ nicht betroffen. Im Gegenteil: Vesper zollte ihm mehrfach Lob als Lyriker und sorgte für den Vorabdruck Bergengruenscher Gedichte und Erzählungen in seiner Zeitschrift; vgl. Gisela *Berglund*: Der Kampf um den Leser im Dritten Reich. Die Literaturpolitik der „Neuen Literatur“ (Will Vesper) und der „Nationalsozialistischen Monatshefte“. Worms 1980, bes. S. 156 ff.

<sup>77</sup> Paul Fechter war seit 1933 Mitherausgeber der von Rudolf Pechel herausgegebenen „Deutschen Rundschau“, in der auch Bergengruen publizierte; vgl. Anm. 248.

Er stammte aus der Nähe von Hamburg und war ein Volksschullehrerssohn mit allen Merkmalen des Halbgebildeten, ein winziges Talentchen, aber emsig, zäh und von einem unbeirrbaren Ehrgeiz und Aufstiegswillen erfüllt. Während des Ersten Weltkrieges redigierte er eine Armeezeitung im besetzten Flandern und knüpfte hier allerlei Verbindungen an, auf die er später zurückgreifen konnte. In der Nachkriegszeit gelang es ihm, der ja Doktor juris war, mit Hilfe der Sozialdemokratie, auf die er sich anfangs stützte, Syndikus der unlängst gegründeten Hamburger Universität zu werden, – wenn ich recht unterrichtet bin, sogar die Schaffung dieses Syndikuspostens erst ad hoc durchzusetzen.

Nun hatte er, was er brauchte, nämlich ein Büro mit seinem Apparat und seinen Schreibkräften. Diesen Apparat machte er ungesäumt der Propagierung seines literarischen Namens dienstbar. Systematisch verpflichtete er sich jüngere Autoren, oft zukunftsreich erscheinende Anfänger, indem er über deren Bücher schrieb; dann verlangte er von ihnen die entsprechende Gegenleistung. Es gab von links bis rechts bald keine Zeitung, die er nicht mit Märchen, kleinen Geschichten, Gedichten überschüttet hätte. Und zwar ging das methodisch vor sich, mit Hilfe eines sorgfältig erdachten Kartothek-Systems. Es ist schwer zu begreifen, woher er die Zeit nahm, neben solcher Kleinarbeit noch seine voluminösen Bücher zu schreiben.

Seine Spezialität waren niederdeutsche Märchen und Sagen, meist willkürlich erfunden und in Hamburg lokalisiert. Damit hatte er Erfolg. Die Hamburger waren zwar etwas erstaunt, zu erfahren, daß es unter ihren Wohnhäusern und Kontoren, am Hafen und in den Schächten der Untergrundbahn Zwerge, Kobolde und Elfen geben sollte; auch wird sich mancher darüber gewundert haben, daß Doktor Blunck all dies Volk so genau bei seinen schwer zu merkenden Namen kennen wollte. Aber da das übrige Deutschland das gelten ließ, so fanden sie sich damit ab, halb kopfschüttelnd, halb geschmeichelt. Unter vielen Hunderten von derartigen Geschichten, die nach einer Schablone eilfertig hergestellt wurden, gibt es drei oder vier wirklich phantasievolle und von einem dichterischen Hauch bewegte Stücke.

Auf der Suche nach einer Folie, die seine Persönlichkeit ihm nicht geben konnte, geriet Blunck auf die Idee, eine eigene niederdeutsche Nation zu proklamieren, die auch holländische und flämische Bestandteile mit zu umschließen hatte. Es gelang seiner Beharrlichkeit, die von seiner geschickten Reklametechnik unterstützt wurde, mit dieser abenteuerlichen Fiktion bis zu einem gewissen Grade durchzudringen und sogar im Internationalen Pen-Club als Führer einer eigenen niederdeutschen Gruppe anerkannt zu werden, – was doch nur ein Recht gehabt hätte, wenn diese Niederdeutschen nun auch niederdeutsch geschrieben hätten. Wohlweislich aber blieb Blunck in seinen Hauptwerken beim Hochdeutschen und bediente sich des Hamburger Platt nur in gelegentlichen Gedichten; ein anderes Verfahren hätte ja seinen Leserkreis einengen und den Absatz seiner Bücher behindern müssen.

In richtiger Witterung des Kommenden rückte er von der Sozialdemokratie allmählich ab, immer entschiedener das sogenannte nationale Moment betonend. So fand der Anbruch des Dritten Reiches ihn wohl vorbereitet. Er stieg ein und stand bald an der Spitze der Reichsschrifttumskammer.

War Blunck ein Nationalsozialist? Die Frage ist falsch gestellt. Er war bereit, alles zu werden, mit dessen Hilfe er in die Höhe kommen und sich auf der Höhe behaupten konnte. Ich mag nicht annehmen, daß er an den Greueln des Dritten Reiches Freude gehabt habe. Aber empören konnten sie ihn auch nicht, denn sie richteten sich ja nicht gegen ihn. So zog er es vor, nicht hinzusehen. Gewiß hätte es seinetwegen keine Konzentrationslager zu geben brauchen. Es war ihm auch gleichgültig, ob die Textilbranche arisiert wurde oder nicht. Er wollte Ruhm, Leser, Auflagen, Geld: alles andere kümmerte ihn nicht. Er hatte sogar eine gewisse Gutmütigkeit und gönnte jedem Mitmenschen, was dieser sich wünschte, solange es nicht etwas war, auf das auch seine, Hans Friedrich Bluncks Wünsche sich richteten.

Über eins war er sich im Klaren, nämlich über die Richtigkeit des Grundsatzes: man muß Heu machen, solange die Sonne scheint. Vielleicht hat er im Anfang noch nicht an die tausendjährige Dauer des Sonnenscheins geglaubt: umso fleißiger aber hieß es gerade dann, die Sense zu schwingen.

Er war unermüdlich. Man konnte kaum eine Anthologie, kaum eine Nummer einer Zeitschrift, oft nicht einmal einer Zeitung in die Hand nehmen, ohne dem Namen Blunck zu begegnen. Alles, was er schrieb, war von der gleichen Flüchtigkeit und Nichtigkeit, der gleichen Unlesbarkeit und doch der gleichen ungewollten Erheiterungskraft: ein dreibändiges Epos, das die deutsche Geschichte von Wotan bis zu Hitler behandelte;<sup>78</sup> zahlreiche Romane; Märchen und Tierfabeln, nach dem einmal gefundenen Rezept serienweise angefertigt; Erzählungen, Novellen, Dramen; Reden und Aufsätze; Gedichte, deren Abdruck in normalen Zeiten das letzte Winkelblättchen abgelehnt hätte, in einer Menge, die nur erklärbar wird, wenn man annimmt, er habe sie fortlaufend ins Stenogramm diktiert.

Blunck war nicht lange Präsident der Reichsschrifttumskammer. Er trat seinen Posten an den Staatsrat und SS-Gruppenführer Hanns Johst ab,<sup>79</sup> einen

<sup>78</sup> Hans Friedrich Blunck: *Sage vom Reich*. Hamburg 1941; *ders.*: *Sage vom Reich*. Bd 2: Drittes und Viertes Buch der Sage. Hamburg 1943. In den 1950er Jahren erschienen weitere Werke verwandter Thematik, z. B. Hans Friedrich Blunck: *Sagen vom Reich*. Bd. 1: Von der Schöpfung bis zum Ende des Mittelalters. Flensburg 1952; *ders.*: *Sagen vom Reich*. Bd. 2: Von der neuen Zeit bis zur Gegenwart. Flensburg 1953; vgl. explizit Jens-Peter Wagner: *Die Kontinuität des Trivialen*. Hans Friedrich Blunck (1888–1961). In: Christiane Caemmerer/Walter Delabar (Hrsg.): *Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945*. Opladen 1996. S. 245–264, sowie neuerdings W. Scott Hoerle: *Hans Friedrich Blunck. Poet and Nazi Collaborator, 1888–1961*. Oxford/Bern/Berlin/Brüssel/Frankfurt am Main/New York/Wien 2003.

<sup>79</sup> Johst amtierte von 1935 bis 1945 als Präsident der Reichsschrifttumskammer und galt als

unwichtigen sächsischen Literaten und Renegaten, der sich früher in linksradikalen Kreisen getummelt, die expressionistische Farbe getragen und mit hysterischen, aber Kraft vortäuschenden Bühnenstücken eine Weile zu düpieren gewußt hatte. Blunck schied mit dem Ehrentitel eines „Altpräsidenten der Reichsschrifttumskammer“ aus dem Amt. Damit war er die Bürde los, behielt aber die Würde und einen angemessenen Teil des Einflusses; vielleicht nicht des Einflusses auf die Vorgänge in der Reichsschrifttumskammer, wohl aber des Einflusses auf den Markt. Und von diesem Zeitpunkt an datierte für ihn das Hauptgeschäft.

Bereits während seiner Amtsführung hatte er den schon früher betriebenen Ansturm auf die Presse vervielfacht. Kleine Provinzblätter, deren Roman-Etat hundert Mark jährlich nicht überstieg, erhielten Gedichte von ihm mit der Bitte um Abdruck und mit dem Bemerkten: „Ein Honorar von M. 100.– würde mir angemessen erscheinen.“ Sie wagten keinen Widerstand, zitterten, druckten und zahlten. Und auch als Blunck nicht mehr im Amt war, hielt die Suggestion dieser Methode an.

Vielleicht noch lukrativer als die Verbindung mit der Presse war für Blunck das Vorlesegeschäft. Nicht nur zur Veranstaltung seiner Abende, sondern auch zum Füllen der Säle wußte er alle erdenklichen Organisationen einzuspannen. Die Kulturabteilung des Auswärtigen Amtes, die Auslandsorganisationen der Partei, der Verein für das Deutschtum im Auslande und zahllose andere Stellen offiziellen Charakters mußten ihm Vorlesungen in sämtlichen Ländern, mit denen man noch nicht im Kriege stand oder die man schon besetzt hatte, ermöglichen und für Honorare und Reisespesen aufkommen. In seiner durchaus naiven Eitelkeit telegraphierte er oft triumphierend an seinen Verlag<sup>80</sup> aus Belgrad, Rom, Prag, Riga oder Bukarest: „Gestern abend haben mir wieder neunhundert Menschen zugejubelt.“ Einmal, noch vor dem Kriege, schlug er den Deutschen im Banat, den sogenannten Banater Schwaben, eine Vorlesung aus seinen Werken vor und verlangte ein Honorar von tausend Mark. Die armen Schwaben erklärten erschrocken, derartiges nicht entfernt aufbringen zu können. Oh, das mache nichts, antwortete Blunck; sie brauchten von sich aus nur hundertundfünfzig Mark zu bezahlen und sollten den Rest von der Schrifttumskammer aus Berlin anfordern, für die Bewilligung werde er schon sorgen.

---

führender Funktionär des nationalsozialistischen Literaturbetriebs; vgl. jetzt sehr instruktiv Rolf *Düsterberg*: Völkermord und Saga-Dichtung im Zeichen des „Großgermanischen Reiches“. Hanns Johsts Freundschaft mit Heinrich Himmler. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 24 (1999), S. 88–133; zu Johsts Haltung nach 1945 *ders.*: „Gesegnete Vergänglichkeit“. Hanns Johsts literarische „Vergangenheitsbewältigung“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 120 (2001), S. 612–633.

<sup>80</sup> Blunck publizierte vor allem in der Hanseatischen Verlagsanstalt Hamburg; vgl. auch Anm. 26.

Gegen Ende der dreißiger Jahre begann eine großangelegte Gesamtausgabe seiner Werke zu erscheinen.<sup>81</sup> Seine Auflagenziffern waren ungewöhnlich hoch. Und doch war es eigentlich nicht möglich, seine Bücher zu lesen. Aber dessen bedurfte es auch nicht. Denn die Literaturmanager des Dritten Reiches machten ihre Erwerbung allen Bibliotheken zur Pflicht, bis hinunter zu den nationalsozialistischen Dorf- und Werkbüchereien. So war für den Absatz gesorgt. Vom Umsatz aber macht sich nur einen Begriff, wer die große Anzahl der alljährlichen Blunckschen Neuerscheinungen erwägt. Bluncks Produktivität, wofern man nicht Bedenken hat, dies Wort zu brauchen, ist von keinem andern nationalsozialistischen Autor erreicht worden.

Diese Betriebsamkeit, diese Geldmacherei wurde gelegentlich übrigens auch in nationalsozialistischen Kreisen belächelt und ironisiert. Es gab Neider, die es ihm gern gleichgetan hätten. Aber jene Mischung von Dreistigkeit, Fingerfertigkeit, Beharrlichkeit und Glück, die schließlich auch den Ochsen zum Kalben zu bringen weiß, ist nicht einem jeden gegeben.

Blunck hatte sich einen Erbhof gekauft und pflegte darum gern mit sonniger Treuherzigkeit zu sagen: „Die Leute meinen, ich sei ein berühmter Mann. Ach nein, ich bin kein berühmter Mann; ich bin ein holsteinischer Bauer.“

Ich weiß nicht warum – vielleicht, um sich für alle Fälle ein kleines Alibi zu schaffen –, jedenfalls gratulierte er mir zu meinem fünfzigsten Geburtstag: er tat dies auf eine besondere Weise. Nämlich er schickte mir als Drucksache ein neuerschienenes Buch von sich, ohne eine begleitende Zeile und nur mit einer Widmung versehen: „mit herzlichen Glückwünschen“. In dieser Widmung war klugerweise mein Name nicht genannt; Blunck fürchtete, sich zu kompromittieren, und behielt sich also die Möglichkeit vor, die Widmung an mich erforderlichenfalls jederzeit abzuleugnen.

Ich warf die Gabe ungelesen und unbedankt in den Papierkorb.

879

Mit Jubel nahmen wir eine Anekdote auf, die während des Krieges jemand aus Norwegen mitbrachte. Nachdem Knut Hamsun, so hieß es, jenen Aufruf erlassen hatte, Norwegen möge an der Seite seines mächtigen deutschen Verbündeten entschlossen gegen den Erbfeind England die Waffen erheben,<sup>82</sup> erschien einer seiner Nachbarn des Abends an seinem Gartenzaun und warf, was er an Hamsunschen Büchern besaß, ihm stillschweigend aufs Grundstück. Am nächsten Abend tat es ein anderer ihm nach. Es sprach sich herum, es wurde eine Sitte. Schließlich kamen die Leute mit gefüllten Rucksäcken von weit her. Die

<sup>81</sup> Vgl. Hans Friedrich *Blunck*: Gesammelte Werke, Bde 1–10, Hamburg 1937.

<sup>82</sup> Vgl. explizit Robert *Ferguson*: Knut Hamsun, Leben gegen den Strom, Biographie, München 1990.

Bücherhaufen türmten sich zu Bergen, bis Hamsuns Haus und Garten in den eigenen Auflagen ertrunken waren.

880

Im Jahre 1934 oder 1935 lernte ich den unlängst aus dem Kaukasus nach Deutschland emigrierten georgischen Dichter Grigol Robakidse kennen. Er trug eine Perücke und wirkte wie der Priester eines dämonischen nächtlichen Blutkults. Aus Haß gegen Stalin begann er Hitler anzubeten.<sup>83</sup>

Seine Romane, bei deren deutscher Fassung mein Freund Bruno Goetz<sup>84</sup> ihm behülflich war, wurden von vielen gerühmt. Sie erschienen bei Eugen Diederichs in Jena,<sup>85</sup> der zu den großen Namen des deutschen Verlagswesens gehört hatte; damals freilich war Diederichs schon tot, und der Verlag wurde von seinem Sohn geleitet, der den Lockungen des Nationalsozialismus erlag. Ich habe nur eine kleine Schrift von Robakidse gelesen, an deren Titel ich mich nicht mehr erinnere. Der Inhalt war ein Panegyrikus auf Adolf Hitler. Robakidse gab folgenden Vorfall wieder, ob er die Augenzeugenschaft für sich in Anspruch nahm, weiß ich nicht mehr.

Auf der Straße sind zwei Buben in Streit geraten. Der eine erhebt, besinnungslos vor Wut, einen Knüppel und holt aus. Der Schlag hätte dem andern den Schädel zerschmettern müssen. Aber plötzlich bleibt der erhobene Arm in der Luft stehen und sinkt dann langsam und kraftlos nieder. Der Vorgang scheint unerklärlich. Jemand forscht den Zusammenhängen nach und stellt fest, daß auf dem Haupte des bedrohten Knaben einmal segnend die Hand des Führers geruht hat.

881

Jedermann kennt Hitlers Prophezeiung, für die nächsten tausend Jahre werde es in Deutschland keine Revolution mehr geben.<sup>86</sup> Weniger bekannt sind die Äußerungen zweier seiner Paladine, von denen der eine die Lebensdauer des

<sup>83</sup> Grigol *Robakidse*: Adolf Hitler, von einem fremden Dichter gesehen. Jena 1940.

<sup>84</sup> Bruno Goetz war ein enger Freund Werner Bergengruens; vgl. Werner *Bergengruen*: Grabrede auf Bruno Goetz (1954). In: Ders.: Mündlich gesprochen. Ansprachen, Vorträge und Reden. Zürich 1963, S. 110–116.

<sup>85</sup> Diederichs gründete 1896 den nach ihm benannten Verlag mit Sitz in Leipzig und Florenz. 1904 ging der Verlag nach Jena. 1948 nach Düsseldorf. Das Verlagsprofil vor 1945 war wesentlich geprägt von Werken aus der nordisch-germanischen Mythologie und zivilisationskritisch orientierter Gegenwartsautoren.

<sup>86</sup> Bergengruen bezieht sich auf das Zitat Hitlers in seiner Rede auf dem Nürnberger Reichsparteitag im September 1934: „In den nächsten 1000 Jahren findet in Deutschland keine Revolution mehr statt.“; Adolf *Hitler*: Reden und Proklamationen 1932–1945. Hrsg. und kommentiert von Max Domarus. Bd. 1: Triumph (1932–1938). Würzburg 1962, S. 448.

Dritten Reiches auf zwanzigtausend, der andere auf dreißigtausend Jahre festsetzte.

Leider erinnere ich mich nicht mehr, wer diese Propheten waren. Es kann sein, daß es sich um Ley, Lutze oder Wilhelm Kube, den brandenburgischen Gauleiter gehandelt hat. Aber ich versichere auf mein Ehrenwort, daß ich die wörtliche Wiedergabe der betreffenden Reden in der offiziellen Presse des Dritten Reiches gelesen habe.

Es war noch in den Anfängen des Hitlerregimes. Daß diese Prognosen nicht als unaustilgbar in das öffentliche Bewußtsein übergingen, lag einmal daran, daß bald danach das Führerwort von den tausend Jahren kanonisch-dogmatische Geltung erlangte und daß also ein Zurückgreifen auf diese weitergehenden Aussprüche als unziemliche Korrektur hätte vermerkt werden können; zum zweiten aber daran, daß sie für die Zeitgenossen von damals keineswegs eine so alarmierende Erstaunlichkeit bildeten wie für die Heutigen; dergleichen hatte in jenen Tagen nicht viel Auffälliges.

882

Richard Euringer war gewiß keine hochragende, aber dafür eine charakteristische und in ihrer Art auch charaktervolle Erscheinung innerhalb der nationalsozialistischen Literatur.<sup>87</sup>

Ein ehemaliger bayerischer Offizier, sah er sich durch das Jahr 1918 geistig, gesellschaftlich, wirtschaftlich disequilibriert. Nach allerlei vergeblichen Versuchen, wieder festen Fuß zu fassen, – unter anderem war er eine Zeitlang Holzfäller gewesen, – geriet er in die Literatur.

Euringer war nicht ganz ohne Talent. In jedem Falle hatte er das Zeug zu einem gewandten und erfolgreichen Journalisten, nur fehlte ihm die geistige Klarheit. Dieser Mangel prädestinierte ihn zum demagogischen Skribenten und sicherte ihm die Wirkung auf jene Schicht, für die er geschrieben hat. Es steckte manches Originelle, um nicht zu sagen: Originale, in ihm. Er konnte, namentlich beim Wein, amüsant sein. Überflüssig zu sagen, daß die Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus später auch ihm den Humor abgewürgt hat. Überhaupt gewann mit den Jahren das Abstruse, Verworrene, jeder Formung und Bändigung sich Widersetzende in ihm die Oberhand. Die plastische Kraft, zu größeren Schöpfungen hatte sie nie recht reichen wollen, zerflatterte gänzlich; Leser und Verleger wurden zurückhaltend.

Euringer war temperamentvoll, leidenschaftlich, wirrköpfig, ein überheizter, explosionsbereiter Dampfkessel. In allem mußte er übertreiben. Lange vor dem Dritten Reich und lange vor seiner eigenen Hinwendung zum Nationalsozialis-

<sup>87</sup> Euringer galt als Hauptrepräsentant des nationalsozialistischen „Thingspiels“, das in Nachahmung antiker Tragödien, mittelalterlicher Mysterienspiele mit Massenaufmärschen, Sprechchören, Liedern, Licht- und Töneffekten eine kultische Überhöhung dramatischer Ausdruckskunst anstrebte.

mus hatte ich über irgendeins seiner Bücher ein paar nicht unfreundliche, aber keineswegs enthusiastische Worte geschrieben. Daraufhin kam eine Postkarte von ihm, folgenden Inhalts: „Lieber Bergengruen! Wie danke ich Ihnen für Ihre Besprechung! Sie ist ein Gedicht und ein Gebet zugleich!“

Euringer, für den der Mensch in den beiden Möglichkeiten des Helden und des Heiligen gipfelte, versuchte noch Jahre hindurch, seinen katholischen Glauben mit seinen nationalsozialistischen Meinungen zu vereinigen. Schließlich mußte selbst er einsehen, daß das unmöglich war, und so ließ er den Glauben fallen.

Im Gegensatz zu vielen anderen blieb er, auch als sein Fanatismus sich schon der Tollhausreife anzunähern begann, ein Gentleman, absolut uneigennützig und mit sauberen Fingern. Er hatte sich für eine Sache einsetzen wollen und nicht für seine Karriere. Er wollte unabhängig bleiben. Nachdem er schon ein erfolgreicher publizistischer Vorkämpfer des Nationalsozialismus geworden war, weigerte er sich gleichwohl immer noch, in die Partei einzutreten oder eine Stelle anzunehmen. Er fürchtete, man könne von ihm denken, daß er Belohnungen für seine journalistischen Meriten erwartete.

Belohnungen entging er übrigens doch nicht ganz. Aber die ihm angebotene Stadtbibliothekarstelle irgendwo im westdeutschen Industriegebiet konnte er schließlich noch mit gutem Gewissen annehmen, und die Erkenntnis, daß es sich um eine Form der Belohnung für jene Verdienste handelte, als er für seine hymnisch-dramatische Dichtung „Deutsche Passion“<sup>88</sup> als erster den neugestifteten staatlichen Literaturpreis von zehntausend Mark erhielt, diese Erkenntnis vermochte er begrifflicherweise nicht zu haben.

Damals waren gerade die Thingstätten aufgekommen,<sup>89</sup> Plätze für Festspiele, Aufmärsche, Kundgebungen. Euringer machte nun im Ernst und in aller Öffentlichkeit den Vorschlag, diese Thingstätten auch noch zu anderen Zwecken zu verwenden. Auf ihnen, so erklärte er, hätten sich alle großen Vorgänge im Leben der Volksgemeinschaft abzuspielen, also auch Hinrichtungen, und insbesondere Hinrichtungen von Staatsfeinden. Feierlich und unter Begleitung von Musik und Sprechchören sollte ein Stab über dem Verurteilten gebrochen und seine solenne Ausstoßung aus der Volksgemeinschaft vollzogen werden. Dies und die anschließende Hinrichtung schwebte ihm als eine Art kultischen

<sup>88</sup> Richard Euringer: *Deutsche Passion* 1933. Hörwerk in sechs Sätzen. Oldenburg 1933.

<sup>89</sup> 1933 initiierte das Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda die „Thing-Bewegung“, die an eigens erbauten „Thingplätzen“ kultische Sprechordramen aufführen sollte. Unter „Thingstätten“ verstand man ursprünglich germanische Volks- oder Gerichtsversammlungen an einem bestimmten Ort; die nationalsozialistische „Thing-Bewegung“ vermengte diese Tradition mit denen des Laienspiels, der Naturtheaterbewegung und des Freilichttheaters. 1937 existierten 40 „Thingplätze“, an denen auf theatralische Art die Verschmelzung der Bevölkerung zur „Volksgemeinschaft“ zelebriert wurde; vgl. für den Zusammenhang Jürgen Hillesheim: „Heil dir Führer! Führ uns an ...“. Der Augsburger Dichter Richard Euringer. Würzburg 1995.

Aktes vor. Sicherlich wäre er gern bereit gewesen, die Sprechchortexte zu dichten. Ein echt Euringerscher Einfall!

Nicht mehr jung, aber unfähig zu altern, kehrte Euringer bei Kriegsausbruch als Flieger zum Soldatenhandwerk zurück. Seitdem habe ich nichts mehr von ihm gehört. Ich kann ihm nichts Besseres wünschen als dies, er möge jenen unproblematischen, unbeschwerten Tod gefunden haben, dessen die ewig Unreifegebliebenen bedürfen.

885

Der Nationalsozialismus erfüllte eine Unzahl infantiler Wünsche, die sonst unerfüllt zu bleiben pflegen und nach der unter Erwachsenen eingeführten Herkömmlichkeit auch unerfüllt bleiben sollen. Aber er tat noch mehr: er realisierte die fixen Ideen von Psychopathen, – ein Vorgang, der sich sonst auf unserer Erde nicht ereignet.

Selbst die Infantilen, selbst die Psychopathen, – es ist hier nicht nur von den selteneren Totalinfantilen und Totalpsychopathen, sondern den verbreiteteren Partiellinfantilen und Partiellpsychopathen die Rede, – selbst diese fühlten dunkel, daß damit etwas Einzigartiges geschah, etwas, das nicht mit rechten Dingen zugehen konnte. Daher nahmen sie diese Wunscherfüllungen, diese Realisierungen auch nicht wie etwas ihnen Geschuldetes und Gebührendes hin, sondern wie eine Kette von Wundern.

Das bedeutete zugleich, daß der ganze Nationalsozialismus für sie einer messianischen Wundersphäre angehörte und daher allen sonst auf Erden geltenden Gesetzlichkeiten enthoben war. Anders wäre es nicht zu erklären, daß man dem Nationalsozialismus alles das ohne weiteres zubilligte, was einen, hätte irgendein anderes Gebilde es sich herausgenommen, aufs Äußerste empört hätte.

Er durfte sich bis zur vollkommenen Grundsatzlosigkeit widersprechen. Sein Führer durfte alles verleugnen, was er geschrieben und gesagt hatte. Man sah hierin nicht einmal eine Inkonsequenz: für eine Wunderblume haben ja die Gesetze der Botanik keine Geltung, und der fleischgewordene Gott ist keiner Logik untertan, denn auch die Logik ist nichts anderes als ein Derivat seiner Göttlichkeit.

Darum war es sinnlos, mit überzeugten Nationalsozialisten diskutieren zu wollen. Diskutieren kann man mit Lawinen, Gewittern, Heuschreckenschwärmen, Epidemien und tollwütigen Hunden. Bei all diesen Erscheinungen ist ein, – zugegebenermaßen sehr winziger, – Wahrscheinlichkeitskoeffizient gegeben, sie würden sich durch Gründe überzeugen lassen. Bei Nationalsozialisten hat dieser Koeffizient gefehlt.

886

Es gab in Deutschland eine ziemliche Zahl obskurer Autoren, die sich für ihre Erfolglosigkeit die bequeme Erklärung zurechtgelegt hatten, die Intrigen der

jüdischen Presse verwehrten es ihnen, verdientermaßen in die Höhe zu kommen; sei die Macht dieser Presse, und die des Judentums überhaupt, erst einmal gebrochen, so müsse auch für sie das Goldene Zeitalter beginnen. Glücklicherweise diejenigen von ihnen, die wie Dietrich Eckart vor Anbruch des Dritten Reiches starben, unerschüttert in diesem Glauben, verschont geblieben vom experimentum crucis!

Die anderen standen jetzt plötzlich auf Rhodos und sollten springen. Da war nun die Verlegenheit groß. Einer beträchtlichen Anzahl von ihnen gewährte der zur Macht gekommene Nationalsozialismus die Sprunghilfe. Aber auch er konnte zwar vielen, indessen doch nicht allen Winkel talentlosigkeiten die Palme reichen, ebenso wenig wie es ihm möglich war, jeden Briefträger, der pünktlich seine Parteibeiträge und das Abonnement für den „Völkischen Beobachter“<sup>90</sup> bezahlt hatte, zum Postminister zu machen. Hier hatte selbst die Omnipotenz des nationalsozialistischen Staates ihre Grenzen.

Dazu kamen die rechtmäßigerweise vergessenen Eintagszelebritäten von vorgestern, die instinktiv gewittert hatten, daß sie nur noch von einem siegreichen Nationalsozialismus die Wiedereinsetzung in die ihnen gebührende Glanzstellung erwarten durften. Sie sahen ihm entgegen als der aufstrahlenden Sonne einer nachholenden und wiederherstellenden Gerechtigkeit. Auch von ihnen durften viele aus ihren Gräbern steigen, keineswegs aber alle. Denn der Nationalsozialismus wollte ja eine Revolution sein und konnte sich daher nicht mit sämtlichen Literaturleichen eines bürgerlichen Epigonentums bepacken; hier war sein Gepäck schon schwer genug, denn an nationalen Standardwerken wie Dahns „Kampf um Rom“<sup>91</sup> durfte ohnehin nicht gerüttelt werden.

So gab es Enttäuschte und Verbitterte. Die einen fanden, der Nationalsozialismus sei zu wenig radikal, die andern zeterten über seine Pietätlosigkeit. Beide Parteien wollten nicht begreifen, daß auch er die Gesetze, nach denen in Erfolg und Mißerfolg das Leben der Menschen auf der Erde abläuft, wohl entstellen und verzerren, aber nicht völlig außer Kraft setzen konnte.

889

„Ich möcht’ in meine Heimat gehn,  
mein Knabenstübchen wiederseh’n  
und manchen trauten Ort.  
O, wär ich, wär ich dort!“

Diese Strophe stammt aus einem Gedicht von Adolf Bartels und ist geeignet, den Rang ihres Verfassers zu bezeichnen. Vom Nationalsozialismus wurde er sowohl als Dichter wie auch als Literaturhistoriker hochgefeiert.<sup>92</sup>

<sup>90</sup> Der „Völkische Beobachter“ war von 1920 bis 1945 das publizistische Zentralorgan der NSDAP; als Hauptschriftleiter fungierte seit 1922 Alfred Rosenberg.

<sup>91</sup> Felix Dahn: Ein Kampf um Rom. Historischer Roman. 4 Bde. Leipzig 1876.

<sup>92</sup> Vgl. Adolf Bartels: Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen.

Bartels war gleich Friedrich Hebbel ein gebürtiger Wesselburener. Mein Freund Otto von Taube<sup>93</sup> bedachte ihn mit dem Epigramm:

„Die Tugend ist der Deutschen Teil,  
und dennoch gibts hier Huren.  
Nicht jeder ist ein Hebbel, weil  
er stammt aus Wesselburen.“

Adolf Bartels' literargeschichtliche Forschertätigkeit, als deren Dokumente er dickleibige Bücher hinterlassen hat, stand im Zeichen der einen Frage: könnte der und der Dichter nicht vielleicht jüdischen Ursprungs sein? Daß es auch innerhalb des Judentums Individualitäten geben könne, ja am Ende sogar müsse, das kam ihm nicht in den Kopf. Er hatte offenbar die Vorstellung, alle Juden müßten das Gleiche schreiben; daher genüge es für den Literarhistoriker, die jüdische Abkunft eines Autors festgestellt zu haben, und der Fall sei geklärt. So wurden für ihn die heterogensten Dichter und Bücher identisch. Wo war noch ein Unterschied zwischen Heine, Hofmannsthal, Werfel und Toller, wenn die nicht arische Abstammung das einzig zu Recht bestehende Kriterium war? Oft gibt Bartels von einem Autor nur Namen und Geburtsdatum an; dann folgt die Bemerkung: „bestritt mir gegenüber, Jude zu sein.“ Ein ungründlicher Leser mag kaum gemerkt haben, daß es sich um eine Geschichte der deutschen Literatur handelte; er sah nur, daß von zahllosen Männern gesprochen wurde, deren Abstammung jüdisch oder noch ungeklärt war; gerade so gut konnte er an ein Buch über die rassische Zusammensetzung der Breslauer Apothekerschaft geraten sein.

Bartels hat dem, worin er seine Aufgabe erblickte, einen bienenhaften Fleiß und die Arbeit von Jahrzehnten zugewandt. Er führte in Weimar das Leben eines monomanischen Privatgelehrten oder, um mehr in der Terminologie seiner Schicht zu reden: eines rastlosen Vorkämpfers. Entsprechen die Vorstellungen, die er und seinesgleichen von den teuflischen Methoden des Judentums hatten, der Wirklichkeit, so hätte jede Thüringer Rostbratwurst, die auf seinen Tisch kam, mit Arsenik gewürzt sein und hinter jedem Parkbaum hätte ein gedungener Mörder dem sinnenden Spaziergänger auflauern müssen. Aber nichts geschah. Gelegentlich lachte man, in jüdischen wie in nichtjüdischen Kreisen; das war alles.

---

Leipzig 1897; *ders.*: Geschichte der deutschen Literatur, 2 Bde. Leipzig 1901/02; *ders.*: Handbuch zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig 1906; grundlegend Steven Nyole Fuller: The Nazi's Literary Grandfather. Adolf Bartels and Cultural Extremism, 1871–1945. Bern/Frankfurt am Main/New York 1996.

<sup>93</sup> Taube war ein enger Freund Werner Bergengruens; vgl. W. Bergengruen: Mündlich gesprochen (wie Anm. 84), S. 91–109; Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Werner Bergengruen und Otto von Taube. Neustadt/Aisch 1999; ferner jetzt Regina Mosbach: Die Ohnmacht der Verzweigung. „Innere Emigration“ am Beispiel Otto von Taubes. In: F.-L. Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung (wie Anm. 32), S. 55–74.

Gleich nach der sogenannten Machtergreifung wurde ihm eine lebenslängliche staatliche Pension ausgesetzt. Zu seinem achtzigsten Geburtstag überschüttete ihn die Welt – denn für die Welt hielt er es! – mit Ehrungen. Er hatte das Glück, im letzten Kriegsjahr zu sterben, vermutlich ohne daß eine Ahnung des Kommenden durch den dicken Panzer seiner Verblendungen gedrungen ist.

Das alles ist vollständig wie im Märchen und am Ende jeglichen Neides würdig.

Adolf Bartels, so mußte es sich ihm darstellen, war ein Finder neuer Wahrheiten und seiner Zeit weit voraus. Man bekämpfte ihn, man verhöhnte ihn, man suchte ihn totzuschweigen. Er ließ sich nicht irre machen. Durch Jahrzehnte kämpfte er tapfer den einsamen Kampf des Genies, des Propheten. Dann kam der Tag, da die Götter Walhalls ihrem Volke die Augen öffneten. Es erkannte seinen getreuen Eckart, es bereitete ihm dankbar den späten Triumph. Er durfte sterben im Bewußtsein, seine große Sache für alle Zeiten zum Siege geführt zu haben.

Ein Landsmann und Altersgenosse von Adolf Bartels war Gustav Frenssen. Es ist nicht uninteressant, den Lebensablauf des einen neben den des andern zu stellen: Frenssen, ein holsteinischer Dorfpastor, hatte um die Jahrhundertwende zu den erfolgreichsten deutschen Romanautoren gehört. Ja, vielleicht hat es vor ihm Romanerfolge von solchen Dimensionen überhaupt nicht gegeben. Er hatte das seltene Glück, in die rechte Stunde nicht nur, sondern gleichsam in die rechte Minute zu geraten. Der Naturalismus, im Bunde mit der Präponderanz der Großstadt, war der Leserschaft zum Überdruß geworden, das Pendel mußte nach der Gegenseite ausschlagen: das neue modische Zauberwort hieß Heimatkunst. In diesem Zeichen arrivierte Frenssen.

Mit den Heimatklässen gewann er sich die Provinz, mit seinem platten, schöngestig aufgeputzten kirchlichen Liberalismus die Großstadt. In einen seiner Romane war ein Credo eingewoben, das dann auch als separate Broschüre herausgebracht wurde und viel Aufsehen machte. Es sentimentalisierte geschwätzig die Resultate der liberalen Bibelkritik. Dergleichen hielt man damals, – es war etwa um das Jahr 1908, – für Bekenntnismut, obwohl es doch keine Ketzergerichte mehr gab und der Bekenner kein anderes Risiko lief als dies, daß ein paar alte Konsistorialräte betrübt die Köpfe über ihn schüttelten. Frenssen wurde für eine Weile der Abgott des geistigen Mittelstandes. Gustav Meyrink hat ihn brillant parodiert.<sup>94</sup> Diese Parodien sind das einzige von Frenssen, was ihn überleben wird.

Mit dem Ersten Weltkrieg war seine Zeit vorbei. Die neue Generation las ihn nicht mehr, und die ältere begriff nicht, daß sie ihn hatte anbeten können.

<sup>94</sup> Vgl. Gustav Meyrink: Des deutschen Spießers Wunderhorn. Gesammelte Novellen. München 1913, Bd. 3, S. 122–127.

Er schrieb noch allerhand, darunter ein hexametrisches Bismarck-Epos,<sup>95</sup> das nur noch Heiterkeit erregte. Aber er blieb passé; niemand fragte nach ihm.

Dann kam der Nationalsozialismus. Von Frenssen hörte man in dieser Zeit wenig. Offenbar verhielt er sich abwartend. Das Dritte Reich zögerte, ihn wieder auf den Schild zu heben. Einige wollten es ihm hoch anrechnen, daß er das, was man damals „Blubo“ nannte, nämlich Dichtung aus „Blut und Boden“, bereits vor Jahrzehnten vorgeahnt und vorweggenommen habe; andere jedoch sahen in ihm den christlichen Theologen und Vertreter einer abgestorbenen Epoche.

Diesen Zwiespalt mußte Frenssen zu seinen Gunsten zu entscheiden. Einige Jahre nach dem Beginn der neuen Aera trat er aus der Kirche aus und schrieb das Buch „Der Glaube der Nordmark“,<sup>96</sup> in welchem er seine christlichen Irrtümer widerrief und sie als unzulängliche oder doch umwegige Versuche darstellte, dem nordgermanisch-heidnischen Gottheitsgefühl, das ihn von jeher erfüllt habe, einen Ausdruck zu geben. Damit war die Bahn frei, er wurde mit rückwirkender Kraft als Vorläufer, Vorahner, Wegbereiter anerkannt, und ein neuer Frenssenfrühling konnte beginnen.

Der „Glaube der Nordmark“ verbreitete sich rasch. Er trat an die Stelle, die dreißig Jahre zuvor jenes Bekenntnis aus dem Roman „Hilligenlei“<sup>97</sup> eingenommen hatte. Auch die Schicht seiner Anhänger mag die nämliche gewesen sein, aus der sich damals die Verehrer des Glaubensbekenntnisses rekrutiert hatten, nur trug man eben nicht mehr Rosa, sondern Braun; der Unterschied war nicht allzu bedeutend.

Frenssen feierte wie Bartels seinen achtzigsten Geburtstag und durfte wie Bartels die Ovationen der Machthaber und ihrer Presse entgegennehmen. Aber wenn Bartels rechtzeitig starb, so war Frenssen verurteilt, den Ausgang des Krieges und den Sturz der Herrlichkeit mitzuerleben. Er hatte es verstanden, im rechten Moment zu kommen; im rechten Moment zu gehen, war ihm nicht gegeben.

Man sollte meinen, der Zusammenbruch vom Frühjahr 1945 müsse auch für ihn persönlich einen Zusammenbruch bedeutet haben. Aber hier soll man sich nicht zu voreiligen Schlüssen verleiten lassen. Manche seinesgleichen sind mit einer erstaunlichen Unverletztheit und sogar Unberührtheit über die Katastrophe, die doch eine Katastrophe ihrer eigentlichsten Welt war, hinweggekom-

<sup>95</sup> Gustav Frenssen: Bismarck. Epische Erzählung. Berlin 1914.

<sup>96</sup> Gustav Frenssen: Der Glaube der Nordmark. Stuttgart 1936; dazu direkt Kay Dohnke und Dietrich Stein (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide 1997.

<sup>97</sup> Gustav Frenssen: Hilligenlei. Berlin 1905; ders.: Schlußwort zu Hilligenlei. Berlin 1906; vgl. explizit Rainer Lächele: „Germanisches“ Christentum und die Protestanten im deutschen Kaiserreich – die Kontroverse um Gustav Frenssens Roman „Hilligenlei“. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 93 (1995), S. 27–46.

men. Vielleicht war auch Frenssen in so viele und so dicke Schichten von Selbstgefälligkeit gehüllt, daß nicht einmal ein solcher Erdstoß die Kraft hatte, bis an den Kern seiner Persönlichkeit durchzudringen und sie in ihrem olympischen Gleichgewicht ernsthaft zu erschüttern.

894

Als ich 1936 mit den Meinen nach Solln bei München gezogen war, da erwies es sich, daß wir uns schräg gegenüber von Erwin Guido Kolbenheyer angekauft und niedergelassen hatten.

Kolbenheyer war gut bekannt mit meinem Freunde Walter Behrend, der, bis die siegreichen Nationalsozialisten ihn aus seiner Stellung jagten, lange Zeit Feuilletonredakteur der Münchner Neuesten Nachrichten gewesen war und zu den originellsten Figuren des damaligen München zählte. Kolbenheyer hörte, daß ich in seiner Nachbarschaft seßhaft geworden war und legte Behrend nahe, die Bekanntschaft zu vermitteln und mich zu einem Besuche bei ihm anzuregen. Ich erklärte Behrend sofort mit aller Bestimmtheit, daß ich nicht die Absicht hätte, zu Kolbenheyer in Beziehungen zu treten. Kolbenheyer kam dann Behrend gegenüber mehrfach auf die Angelegenheit zurück; Behrend antwortete ausweichend, bis ihm zuletzt nichts anderes übrig blieb, als Kolbenheyer reinen Wein einzuschenken und ihn von meiner Weigerung zu unterrichten. Ich nehme an, es wird Kolbenheyer gewurmt haben, daß seine Aufforderungen zu einer Annäherung ins Leere trafen. Vielleicht auch mußte es ihm unbegreiflich sein, wie jemand sich eine so auszeichnende Chance entgehen lassen konnte, und er hat über den Narren, der sein Glück von sich stieß, mitleidig den Kopf geschüttelt.

Nach allem, was ich von Kolbenheyer wußte, hatte die Vorstellung einer Bekanntschaft, – und die Bekanntschaft hätte ja in diesem Falle den Umgang unvermeidlichermaßen nach sich gezogen, – für mich etwas Qualvolles. In seiner großen Eitelkeit war er der Meinung, das geistige Leben Deutschlands kulminiere in seiner Person, und so vermutete ich, wohl nicht zu Unrecht, daß sich ihm jeder Verkehr als die Ausprägung eines Verhältnisses von Meister und Jünger darstellte und daß er von jedem seines Umganges Gewürdigten die regelmäßige Entrichtung eines ansehnlichen Weihrauchtributs erwartete. Den aber konnte ich ihm nicht gewähren. Über sein Werk dachte ich kritisch. Ein Anhören selbstgefälliger Monologe lockte mich nicht.

Der Hauptgrund meiner brüskten Zurückhaltung war indessen seine erst zwei-, dann gänzlich eindeutige Stellung zum Nationalsozialismus. Im Anfang des Dritten Reiches hatte er einen Zusammenstoß mit den herrschenden Gewalten, zu deren Wegbereitern er doch gehört hatte. Aber schließlich paßte sein ganzes Wesen so gut ins nationalsozialistische Konzept, daß diese Verstimmung nur von kurzer Dauer sein konnte. Das ursprüngliche Verhältnis stellte sich wieder her, es vertiefte sich, und zuletzt wurde er Parteigenosse. Als er in die Partei eintrat, erklärte Behrend diesen Vorgang für ein Hoffnungszeichen,

der Sturz des Regimes sei nahe. Er erinnere sich, daß Kolbenheyer nicht sehr lange vor Beginn des Dritten Reiches einer philosemitischen Vereinigung beigetreten sei. (Dies wird vermutlich in Anknüpfung an seinen Spinoza-Roman „Amor Dei“<sup>98</sup> geschehen sein.) Immerhin haben wir, nachdem Kolbenheyer das Parteiabzeichen, in München „Teufelsoblate“ genannt, angelegt hatte, doch noch eine beträchtliche Geduld aufbringen müssen. Beherrscht von dem Drange, um jeden Preis sichtbar zu sein, zu glänzen, eine Rolle zu spielen, hat er alle Ehrungen, Vorteile, Geldzuwendungen, die das Hitler-Regime in so reichem Maße zu vergeben hatte, unbedenklich hingenommen, ja herausgefordert.

Es ergab sich nun eine sonderbare Situation. Fast täglich begegneten wir uns auf der Straße, unsere Hunde beschnüffelten sich, jeder von beiden wußte, wer der andere war, und doch gingen wir fremd aneinander vorbei, er in der majestätischen Pose, die ihn vermutlich nie verlassen hat. Ich erinnere mich noch, wie erheiternd es wirkte, als wir ihn einmal in dieser Haltung aus dem primitiven Toilettenraum unseres Sollner Bahnhöfchens heraustreten sahen.

Wir schlossen uns dem von Walter Behrend eingeführten Brauch an, Kolbenheyer mit dem Spitznamen „Der ondulierte Pandur“ zu bezeichnen. Er paßte vortrefflich, denn in Kolbenheyers Erscheinung war etwas Südöstliches, balkanisch Wildes, und doch wiederum schien jedes einzelne Härchen sorgfältig mit Brillantine behandelt und an seiner Stelle und in seiner Stellung befestigt.

Das theatralische Pathos, mit dem er sich umgab, trat gelegentlich sehr drollig zu Tage. Einmal, schon während des Krieges, hatte meine Tochter etwas auf der Sollner Gemeindeganzlei zu tun, in der Abteilung, wo Lebensmittelkarten, Bezugsscheine und dergleichen ausgegeben wurden. Kolbenheyer trat pomphaft ein, hob die Hand zum Hitlergruß und brachte sein Anliegen vor. Er verlangte Vollmilchzuweisungen für seine Tochter. Solche wurden damals nur kleinen Kindern oder stillenden Müttern zugebilligt. Man fragte verduzt, wie alt denn die Tochter sei. „Dreiundzwanzig“, antwortete er bedeutungsvoll. Auf die überraschte Frage nach dem Grunde seines Begehrens richtete er sich stolz auf und sagte, jeder Zoll ein Vertreter biologistischer Philosophie und in einem Tone, als habe er ein neugefundenes Dogma zu verkünden: „Sie heiratet in vier Wochen.“

Einem Bekannten gegenüber sprach er von der durch den Krieg hervorgerufenen Knappheit an Papier, Druckerschwärze und Buchbindereibedarf, auf Grund deren sich die Neuauflage eines seiner Bücher verzögere. Der Schilderung dieser Schwierigkeiten fügte er schlicht und mit ehrlichem Mitgefühl die Bemerkung hinzu: „Und den Schaden hat das deutsche Volk!“

<sup>98</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: *Amor Dei*. Ein Spinoza-Roman. München 1908.

Als Hitler seinen ersten Überfall auf die Tschechoslowakei unternahm,<sup>99</sup> wurde ein Sudetendeutsches Freikorps aufgestellt. Eines Abends saßen die Sollner Bürger im Hirschen beisammen und diskutierten die Ereignisse. Plötzlich erscholl aus dem Radio die Stimme des Münchner Rundfunksprechers: „Soeben erreicht uns folgendes Telegramm aus Solln.“ Die politisierenden Biertrinker spitzten erstaunt die Ohren: ein Telegramm aus Solln an den Rundfunk! Der Sprecher verlas den Text: „Stelle mich in dieser großen Stunde mit Gut und Blut zur Verfügung. Habe mich zum Sudetendeutschen Freikorps gemeldet und erwarte nur noch meine Einberufung. Erwin Guido Kolbenheyer.“ Es entstand ein dröhnendes Gelächter, denn soviel wußten diese Männer auch von der Welt, daß es zu den Charakteristika eines Freikorps gehört, daß es eben keine Einberufungsordres ausgeben läßt, sondern daß, wer mittun will, sich von selber einfinden muß. Es versteht sich, daß Kolbenheyer vergeblich auf seinen Gestellungsbefehl gewartet hat, und er war ja auch längst über das Alter hinaus, in welchem ein unausgebildeter Mann mit Nutzen zu kriegerischen Diensten verwendet werden kann. Damals betonte er begreiflicherweise sein Sudetendeutschtum. Doch war er hierin nicht engherzig: wie es sich gerade am besten machte, konnte er auch auf den Wiener, den Schlesier oder den Deutschen aus Ungarn pointieren.

An seinem Paracelsus<sup>100</sup> habe ich manche Qualitäten gefunden, insbesondere im ersten Bande dieser Romantrilogie, in der „Kindheit des Paracelsus“. Nun pflegt freilich in biographischen Romanen ebenso wie in autobiographischen Büchern aus naheliegenden Gründen die Kindheitsschilderung immer der kräftigste und farbigste Teil zu sein. Eine Gestalt wie der spätere Paracelsus ist naturgemäß im Roman schwerer zu fassen; denn hier liegt der Nachdruck nicht auf den Schicksalen und Erlebnissen des Helden, sondern auf der von ihm geschaffenen geistigen Welt, auf seiner Lehre. Diese aber widersetzt sich der Formung durch den Roman, und so ist Kolbenheyer immer wieder genötigt, Dialoge vom Zaun zu brechen, in denen die paracelsische Welt-, Gott-, Natur- und Heilkunstabstrachtung im Wege des Raisonnements erörtert wird. Das Ausspielen eines biologisch empfundenen Germanentums gegen mediterrane, antike, christliche Überfremdung, also eines der späteren Kolbenheyerschen Hauptthemen, deutet sich zwar auch schon im Paracelsus an, aber noch ohne die Exzessivität der folgenden Jahre. Dagegen ist der Roman „Das Lächeln der Penaten“<sup>101</sup> nur ein Gelächter wert. Ein Satz aus ihm ist mir im Gedächtnis geblieben: „Das wäre also der Verzicht?, brach es aus ihr.“ Das Buch gehört zu der oft dubiosen Gattung der Künstlerromane; der Künstler erscheint

<sup>99</sup> Gemeint ist die im Münchner Abkommen vom 30. September 1938 fixierte Abtretung des Sudetengebietes an Deutschland. Das Abkommen garantierte ausdrücklich den verbliebenen Bestand des tschechischen Staates.

<sup>100</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: Paracelsus. 3 Bde. München 1927–1928.

<sup>101</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: Das Lächeln der Penaten. München 1927.

so, wie er in der konventionellen Vorstellung des Spießbürgertums lebt. Die übrigen Romane, deren es wohl eine ziemliche Reihe gibt, kenne ich nicht, doch möchte ich glauben, daß unter ihnen, soweit sie früheren Epochen angehören, manches Schätzbare sei. Über Kolbenheyers Lyrik, – unter ihr befindet sich ein schauderhaftes Speichelleckergedicht an Adolf Hitler,<sup>102</sup> dessen ich mich aus den Münchner Neuesten Nachrichten erinnere, – braucht kein Wort verloren zu werden, und was ich an Novellen kennenlernte, habe ich rasch wieder zu vergessen getrachtet und vergessen. „Die Bauhütte“,<sup>103</sup> eine Darstellung seiner Philosophie, in die Hand zu nehmen, habe ich mich nicht entschließen können: Bekannte, die mutiger waren als ich, haben mir versichert, ich hätte an dieser Unterlassung wohl getan.

Dagegen las ich einige Szenen aus einem Canossa-Drama, das im Sinne der braunen Geschichtsbetrachtung Heinrich IV. gegen den Papst ausspielte.<sup>104</sup> Es erschien – in Fortsetzungen! – in der von Paul Alverdes und Benno von Mechow herausgegebenen Münchener Monatsschrift „Das innere Reich“.<sup>105</sup> In anderen Zeiten hätte keine Bühne sich dieses monströsen Mißgebildes mit seinem ungeheuerlichen Aufgebot an Personen und räsonnierenden Tiraden angenommen. Jetzt kam es in großer Besetzung und Ausstattung heraus und hatte selbstverständlich jene Zwangserfolge, die das Naziregime seinen Protegés verschaffen konnte. Nach Analogie eines früheren Kolbenheyerschen Schauspieltitels „Jagt ihn – ein Mensch!“<sup>106</sup> pflegte ich es „Führt ihn auf – ein Kolbenheyer!“ zu nennen.

Kolbenheyers fünfundsechzigster Geburtstag fiel gerade in die Zeit, da die sogenannten Vergeltungswaffen „V1“ und „V2“ gegen England in Aktion gesetzt wurden.<sup>107</sup> Kolbenheyer schrieb aus diesem Anlaß sich selber einen Ge-

<sup>102</sup> Vgl. Karl Hans Bühner (Hrsg.): Dem Führer. Gedichte für Adolf Hitler. Stuttgart. 4., erw. Aufl. 1942, S. 46; August Friedrich Velmede: Dem Führer. Worte deutscher Dichter. o.O. 1941, S. 6.

<sup>103</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: Die Bauhütte. Elemente einer Metaphysik der Gegenwart. München 1925.

<sup>104</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: Gregor und Heinrich. München 1934.

<sup>105</sup> Mechow war von 1934 bis 1944 Mitherausgeber der Zeitschrift „Das Innere Reich“; vgl. Horst Denkler: Zur ideologischen Physiognomie der Zeitschrift „Das Innere Reich“. In: Horst Denkler/Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 382–405; Marion Mallmann: „Das Innere Reich“. Analyse einer konservativen Kulturzeitschrift im Dritten Reich. Bonn 1978. Ferner die Dokumentationen von Werner Volke (Hrsg.): Das „Innere Reich“ 1934–1944. Eine Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Marbach 1983; Adelheid Westhoff (Bearb.): Das „Innere Reich“ 1934–1944. Eine Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Verzeichnis der Beiträge. Marbach 1983.

<sup>106</sup> Erwin Guido Kolbenheyer: Jagt ihn – ein Mensch! München 1931.

<sup>107</sup> Mit der Flugbombe Fi 103 der Luftwaffe (V1) und der Rakete A4 des Heeres (V2), propagandistisch als „Vergeltungswaffen“ bezeichnet, versuchten die Nationalsozialisten der technischen Überlegenheit der westlichen Alliierten im Luftkrieg entgegenzuwirken. Die V1 war seit Juni 1944 auf London gerichtet und nach dem einsetzenden Rück-

burtstagsartikel, der durch die meisten deutschen Zeitungen gegangen ist. Er hieß: „Warum Vergeltung?“ und er schloß mit der Erklärung, die Vergeltung müsse stattfinden, denn es sei Deutschlands Aufgabe, dafür zu sorgen, daß die Bestialität in der Welt ausgerottet werde. Man kann dem nichts hinzufügen.

Der englische Luftangriff, dem mein Haus zum Opfer fiel,<sup>108</sup> beschädigte auch das Kolbenheyersche. Immerhin konnten die Insassen wohnen bleiben. Doch war der häusliche Zustand so weit gestört, daß Kolbenheyer mit seiner Familie, die übrigens einen unauffälligen und sympathischen Eindruck machte, sich gleich uns am übernächsten Tage zum Mittagessen im Hirschen einfand. Hier trat er majestätisch auf meine Frau zu und kondolierte mit Leutseligkeit. Er habe sich, so sagte er, auf der Rückfahrt von Wien befunden, – „ich hatte eine Premiere im Burgtheater“, warf er lässig ein, – und gleich bei seiner Ankunft in München vom tags zuvor geschehenen Sollner Angriff gehört. „Ich dachte sofort: es wird doch der gnädigen Frau nix geschehen sein?“ Nun mußte auch ich hinzutreten und ihm die Hand drücken. Wir sprachen ein paar höfliche Worte, dann begaben beide Parteien sich an ihre Eßplätze. Glücklicherweise verließen wir Solln bald danach, und so ist unsere erste Begegnung auch unsere letzte gewesen.

In Innsbruck kursierte, wie ich später hörte, die Anekdote, Kolbenheyer und ich seien Feinde gewesen; aber nach dem Luftangriff auf Solln seien wir uns über den Trümmern unserer Häuser versöhnt in die Arme gesunken.

898

Hermann Löns, ein primitiver Jagd- und Heidedichter, Feuilletonredakteur in Hannover, Jäger, Wanderer und Naturbeobachter, meldete sich, schon in recht vorgerücktem Alter, 1914 als Kriegsfreiwilliger und fiel bald danach in Frankreich. Dieser Tod mehrte seine Popularität. Insbesondere die Jugend nach dem Ersten Weltkriege sang gern seine Verse, die sich volksliedartig gaben und am eigentlich Volksliedhaften haarscharf vorbeizutreffen wußten. In Summa: er war ein mittelständlerischer Poet, aber ein braver Mann.

Der Nationalsozialismus reichte mit einer seiner vielen Wurzeln zum Wandervogel und in die Jugendbewegung zurück.<sup>109</sup> Als er zur Macht gekommen

---

zug wegen ihrer geringen Reichweite auf die alliierten Nachschubzentren Antwerpen und Lüttich konzentriert. Die V2 zielte seit September 1944 auf London und Antwerpen. Die in die angeblichen „Wunderwaffen“ gesteckten Erwartungen blieben unerfüllt.

<sup>108</sup> Am 19. September 1942 wurde das Haus der Familie Bergengruen in München-Solln (Hirschenstraße 36) durch eine Luftmine zerstört. Bergengruen übersiedelte daraufhin nach Achenkirch in Tirol.

<sup>109</sup> Als Erneuerungsbewegung der deutschen Jugend um 1900 pflegte die „Wandervogel“-Bewegung das stark emotional bestimmte Gemeinschaftserlebnis von Fahrt und Lager in Gruppe und Männerbund. Vorherrschend war das Bestreben nach einem neuen, von bürgerlichem Sekuritätsdenken Abstand nehmenden Menschenbild. Nach dem

war, entsann er sich des Dichters und beschloß, sich seiner als eines Gesinnungsfreundes und Vorläufers zu bemächtigen.

Damals, im ersten Jahr des Dritten Reiches, war die Zeit der Feste. Im Ersinnen von Anlässen war das Propaganda-Ministerium unermüdlich und unerschöpflich. Umzüge, Fahnen, Militärmusik, Kundgebungen, Ansprachen füllten die Tage und die Zeitungsspalten. Diesmal fand sich eine neue Note. Der Leib eines großen nationalen Dichters, des Theodor Körner unserer Epoche, sollte aus seinem französischen Soldatenfriedhof geholt, im Triumphzuge durch das westliche Deutschland geleitet und dann in der Lüneburger Heide unter den gewaltigen Steinblöcken eines Hünengrabes beigesetzt werden; hier hatte eine nationale Weihe- und Wallfahrtsstätte zu entstehen.

Die Reihe der Festlichkeiten begann mit der Exhumierung und setzte sich mit der Überführung fort. Sonderberichterstatter, Zeichner, Photographen, Filmleute waren an der Arbeit. Jede Phase wurde genau geschildert.

Das las sich bisweilen ganz wie ein höfischer Reisebericht. Von Wacker-mannshausen kommend traf der Zug um acht Uhr vierzig in Dingskirchen ein und wurde mit brausenden Heilrufen, – es kann auch ein ehrfürchtiges Schweigen gewesen sein, – empfangen. Auf dem Bahnhof hatten Vertreter der örtlichen Parteidienststellen und Behörden, Abteilungen der SA und der Hitlerjugend, Fahnenabordnungen des Heeres, des Stahlhelms,<sup>110</sup> des Kyffhäuserbundes<sup>111</sup> Aufstellung genommen. Die Musik spielte die Deutschlandhymne und das Horst-Wessel-Lied. Nach einer Ansprache des Kreisleiters senkten sich unter den Klängen des Liedes: „Ich hatt' einen Kameraden“ die Fahnen. Pünktlich um neun Uhr sechsunddreißig trat der tote, endlich in sein frei gewordenes Vaterland heimgekehrte Dichter die Weiterfahrt an.

Begreiflicherweise reiste Löns unter solchen Umständen recht langsam. Eine gehörige Reihe von Tagen hindurch konnte man an den Presseschilderungen seine Freude haben. Nur die Ortsnamen wechselten. Besonders liebevoll nahm die „Berliner Zeitung am Mittag“, aus Gründen der Zeitersparnis kurz „B.Z.“ genannt,<sup>112</sup> ein höchst fingerfertiges und auflagenreiches Boulevardblättchen, an dessen Habitus keine Arisierungsmäßnahme viel zu ändern ver-

---

Ersten Weltkrieg zerfiel die „Wandervogel“-Bewegung in mehrere Einzelbünde, die im Juli 1933 allesamt aufgelöst wurden.

<sup>110</sup> Der „Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten“ war eine 1918 durch Franz Seldte gegründete Vereinigung ehemaliger Frontsoldaten des Ersten Weltkriegs. 1929 bildete er mit DNVP und NSDAP die „Harzburger Front“ als Zusammenschluß der nationalistischen und antirepublikanischen Opposition von Rechts.

<sup>111</sup> Der „Kyffhäuserbund“ war ein 1900 entstandener Soldatenverband zur Pflege militärischer Tradition und Kameradschaft. Nach seinem Zusammenschluß mit dem bereits 1873 gegründeten „Deutschen Kriegerbund“ 1921 zum „Deutschen Reichskriegerbund Kyffhäuser“ umfaßte er mehr als 4 Millionen Mitglieder.

<sup>112</sup> Die „Berliner Zeitung“ wurde 1617 als erstes Presseorgan der Residenzstadt gegründet.

mocht hatte, sich des Heidedichters und seiner Totenfahrt an. An Hand ihrer täglichen Berichte machte man tatsächlich die Reise mit.

Plötzlich, Löns war bereits bis ins Hannoversche vorgedrungen und der Beginn der Beisetzungsfestlichkeiten stand vor der Tür, fehlte eines Mittags in der B.Z. der gewohnte Bericht. Die nächste, die übernächste Nummer erschien, ohne daß das Versäumte nachgeholt wurde. Die Interessenten griffen betroffen zu anderen Blättern. Auch hier fand sich kein Sterbens-, kein Begrabenswörtchen.

Was war geschehen? Im Propagandaministerium hatte man erfahren, was die Kundigen längst gewußt hatten: Hermann Löns, der niedersächsische Heide-, Jagd-, Volks-, Kriegs-, Bauern-, Blut- und Bodendichter, Hermann Löns hatte eine jüdische Mutter gehabt. Es kann auch die Großmutter gewesen sein, diese Details sind mir nicht mehr im Gedächtnis.

Die Verlegenheit war groß. Zunächst wurde der Presse, natürlich, wie immer in heiklen Fällen, ohne Angabe des Grundes, jede weitere Erwähnung des Dichters verboten. Am liebsten hätte man den Sarg sofort auswaggoniert, seines Ehrenschrucks beraubt und ihn auf irgendeiner weltverlorenen Bahnstation oder dem ihr nächstgelegenen Schindanger der Fürsorge des alttestamentlichen Jehovah und seiner Vögel unter dem Himmel überlassen.

Aber nun ist ein Wort zum Ruhme der Armee zu sagen. Sie hieß damals noch Reichswehr und besaß noch jenes soldatische Ehrgefühl, das ihr in den kommenden Jahren so gründlich ausgetrieben werden sollte. Sie erklärte jetzt: „Mutter oder Großmutter des Musketiers Löns vom Infanterieregiment Nr. Soundsoviel interessiert uns nicht. Der Mann hat in unseren Reihen gekämpft und ist anständig gestorben. Von uns aus hätte seine Leiche auf dem Heldenfriedhof bleiben können, wo sie neben ihren Kameraden lag. Aber ihr habt ja den Klimbim gewollt; jetzt führt ihn gefälligst auch auf eine anständige Art zu Ende. Die Armee kann nicht dulden, daß mit einem ihrer Leute Schindluder getrieben wird.“

Damals war die Armee noch nicht ein Instrument der Partei. Sie war ein selbständiger Machtfaktor, umworben und gefürchtet. Es war nicht geraten, mit ihr anzubinden.

Der Sarg, der auf einer kleinen Eisenbahnstation gleichmütig auf das Ergebnis dieser Auseinandersetzung gewartet hatte, kam nun wieder ins Rollen. Er gelangte, wenn auch bescheiden und ungeehrt wie ein Frachtstück, bis zu jenem Hünengrave bei Fallingbostel in der Lüneburger Heide. Hier hat die Beisetzung, um in der Sprache der Todesanzeigen zu reden, in aller Stille stattgefunden. Ein paar Vertreter der Wehrmacht nahmen an ihr teil; Staat und Partei fehlten. In den Zeitungen gab es eine Notiz von drei Zeilen Länge; sie war so abgefaßt, als habe diese Bestattung keinerlei Vorgeschichte.

Es verging einige Zeit. Die Angelegenheit schwand aus den Gedächtnissen; es geschah damals ja so viel.

Aber Löns war nun einmal das, was der Jargon der Bierkabarets eine Stimmungschanone nennt. Auf die Dauer konnte man ihn nicht entbehren. Der Bann wurde aufgehoben.

Bei Kriegsausbruch kam Löns hoch zu Ehren. So wie man damals das wilhelminische Flottenlied „Stolz weht die Flagge Schwarzweißrot von unsres Schiffes Mast“, das um seines jüdischen Komponisten willen verboten gewesen war, plötzlich wieder hervorholte, so klang nun aus allen deutschen Sendern jedesmal im Anschluß an den Tätigkeitsbericht der Unterseebootwaffe das Löns'sche Lied vom Seemannsabschied:

„Gib mir deine Hand,  
deine weiße Hand.

Denn wir fahren, denn wir fahren,  
denn wir fahren gegen Engelland! Ahoi!“

Das Volk nannte es das Niegelungenlied.

899

Ina Seidel berichtet in ihren Jugenderinnerungen,<sup>113</sup> einem wohlgerundeten und gerade in seiner thematischen Begrenzung reizvollen Buch, in aller Arglosigkeit von drei Fakten, ohne daß deren sonderbare Zusammengehörigkeit ihr ins Bewußtsein kommt.

Der Ort ihrer Geburt und frühen Kindheit ist Braunschweig, also die Hauptstadt desjenigen deutschen Einzelstaats, der als erster und noch lange vor dem Reich sich eine nationalsozialistische Regierung gab, der Adolf Hitler als Regierungsrat anstellte und damit dem österreichischen Staatsangehörigen die Einbürgerung in Deutschland ermöglichte:<sup>114</sup> Braunschweig, die Stadt, deren an Hitlers Geburtsort Braunau und an das Braun als an die nationalsozialistische Symbolfarbe anklingender Name zugleich in sinisterer Vorbedeutung auf das tödliche Verstummen alles Lebens im Dritten Reiche hinweist. In Braunschweig also verbrachte Ina Seidel einen Teil ihrer Kindheit, und zwar in der Adolfstraße. „Wir Adolfstraßenkinder“, sagt sie, „spielten fast nur miteinander.“ Später ging sie in München zur Schule. Ihren dortigen Kameradinnen war der Vorname Ina fremd, sie konnten sich nichts bei ihm denken, hielten ihn für eine Abkürzung von Ignatia und nannten seine Trägerin Nazi.

Als habe solchen nomenklatorischen Lasten eine magische Vorbedeutsamkeit innegewohnt, erlag Ina Seidel uneingeschränkt den Lockungen der nationalsozialistischen Herrlichkeit, und ebenso tat es ihr Gatte, ein emeritierter evangelischer Pfarrer mit literarischen Ambitionen: seinen Vater Leberecht Hühnchen<sup>115</sup> hätte man sich schwer als ausgerichteten Anhänger einer kämpferischen Weltanschauung vorstellen können.

<sup>113</sup> Ina Seidel: *Meine Kindheit und Jugend. Ursprung, Erbteil und Weg*. Stuttgart 1935.

<sup>114</sup> Hitler, gebürtiger Österreicher, war in der Weimarer Republik zunächst staatenlos. Erst durch die Ernennung zum Regierungsrat bei der braunschweigischen Gesandtschaft in Berlin am 25. Februar 1932 wurde er deutscher Staatsbürger.

<sup>115</sup> Leberecht Hühnchen ist die Zentralfigur in den Erzählungen von Heinrich Seidel, dem Onkel und späteren Schwiegervater von Ina Seidel.

Ina Seidels nichtarische Verwandtschaft, (die Deszendenz ihres Stiefgroßvaters, des Ägyptologen Georg Ebers, der langweilige Romane und kurzweilige Lebenserinnerungen geschrieben hat), war manchem Druck ausgesetzt. Ihr Schwiegersohn Schulte-Strathaus, der in Rudolf Heß' persönlichem Stabe eine Art Referent für kulturelle Fragen war, wurde nach der Flucht seines Herrn verhaftet und Jahre hindurch gefangengehalten. Ihr Schwager Peter Suhrkamp, Verleger in Berlin und Nachfolger des alten S. Fischer-Verlages,<sup>115a</sup> ging einem nationalsozialistischen agent provocateur in die Falle und wurde lange Zeit, am Leben bedroht, zwischen Gefängnissen und Konzentrationslagern hin und hergeschleppt; seine Frau, Ina Seidels einzige Schwester, war in vollkommener Verzweiflung. Ina Seidels einziger Sohn kam als junger Soldat gegen Ende des Krieges auf der holländischen Insel Wälcheren ums Leben. Aber nichts machte sie irre.

Sie hat kein nationalsozialistisches Bekenntnisbuch geschrieben; soll man sagen, sie habe sich gehütet, das zu tun? In keinem ihrer Romane, keiner ihrer Erzählungen hat sie, soviel ich weiß, nationalsozialistischen Allusionen den Eingang gestattet. Was sie an Huldigungen für das Dritte Reich vorzubringen hatte, das wurde eingestreut in kleinere Arbeiten, in Einleitungen zu von ihr herausgegebenen, nicht von ihr verfaßten Büchern, in Aufsätze und Gedichte. Vornehmlich aber beherrschte es ihre Gespräche und bestimmte den Umgangston ihres Hauses und Kreises. Hier rede ich nicht aus eigener Erfahrung, denn ich habe mich ihr ferngehalten. Im Jahre 1932 wurde ich in Berlin im Reichstagssaal gelegentlich einer etwas verunglückten Feier zu Goethes hundertstem Todestage, bei der Leopold Ziegler die hochbedeutsame Festrede hielt,<sup>116</sup> ihr vorgestellt, doch blieb die Begegnung durchaus flüchtig. Als ich vier Jahre später mich in der Nähe von München niederließ, da hätte es nahegelegen, die Beziehung aufzunehmen, und ich weiß, daß sie das erwartet und meine Zurückhaltung empfunden hat. Aber inzwischen hatte sie ihren Anschluß an das Dritte Reich vollzogen, und es war nun einmal meine Gepflogenheit, von der ich nicht abgehen mochte, jeden Verkehr mit Nationalsozialisten zu meiden; mochten die Adolfstraßenkinder bei ihren Spielen unter sich bleiben! Ich habe Ina Seidel, die in Starnberg wohnte, während meiner sechseinhalb Münchener Jahre nur einmal von weitem bei einer Beerdigung gesehen und mich, kaum daß die Zeremonie beendet war, eilig entfernt.

Unter gewöhnlichen Umständen hätte ich es für selbstverständlich gehalten, mich ihr zu nähern. Sie war von Muttersseite her baltischer Provenienz; ich

<sup>115a</sup> Der S. Fischer-Verlag war 1886 von Samuel Fischer in Berlin gegründet worden. 1942/43 übernahm Peter Suhrkamp den Verlag. 1950 erfolgte die Wiedervereinigung des Frankfurter und des seit 1941 in Stockholm residierenden Bermann Fischer Verlags zum S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main.

<sup>116</sup> Leopold Ziegler: *Zwei Goethereden* und ein Gespräch. Leipzig 1932; vgl. *ders.*: *Goethe in unserer Not*. Leutstetten bei München 1949.

kannte ihre Mutter, die als junges Mädchen mit meinem Vater getanzt und deren Familie seinem Elternhause nahegestanden hatte. Auch sonst hatten wir allerlei gemeinsame baltische Beziehungen. Gern verkehrte ich in München mit ihrem Onkel, dem charmanten und talentvollen Maler Hermann Ebers. Ferner hatte ich eine Zeitlang mit ihrem Bruder Willy Umgang gehabt. Willy Seidel war nicht ohne genialische Züge, doch eine problematische Natur. Es steckte etwas Unerlöstes in ihm, das sich gelegentlich als Neid, als Gereiztheit, als Schärfe äußern konnte. Manches von diesen Unausgeglichenheiten drückte sich auch in seinen Büchern aus. In höheren Jahren hätte er es vielleicht überwunden, aber er starb in den Vierzigern. Dazwischen wirkte er wie ein zerfallender Mensch. Wir haben bisweilen zusammen getrunken. Da konnte er gelöst, heiter, fast glücklich erscheinen. Aber er hatte es sich angewöhnt, immer wieder diese Art der Befreiung aufzusuchen. Sie brachte ihn herunter, er hockte wahllos mit Zufallszechgenossen niedersten Ranges Nächte lang in obskuren Kutscherkneipen, und so vollendete sich ein Vorgang der Selbstzerstörung.

Mit Widerwillen denke ich an ein 1939 bei Kriegsausbruch geschriebenes Gedicht Ina Seidels zurück,<sup>117</sup> das durch die Presse und durch Anthologien schnell Verbreitung fand. Es begann mit den Worten:

„Wieder wie vor fünfundzwanzig Jahren“,

besang den Ausmarsch der „zwischen den Schlachten empfangenen“ jungen Soldaten, bekannte sich hymnisch zu diesem widerwärtigen und verbrecherischsten aller Kriege und schloß mit der trivialen Wendung: „Siegen oder Sterben!“

Ein an Hitler gerichtetes Geburtstagsgedicht<sup>118</sup> trug ihr, der Verfasserin des „Wunschkindes“,<sup>119</sup> den Spitznamen „das Glückwuschkind“ ein.

Es ist nicht leicht, zu Ina Seidels literarischer Persönlichkeit eine gerechte Stellung zu finden und hinter die eigentlichen Zusammenhänge ihres Oeuvres zu kommen. Es begegnet einem viel des Zwiespältigen. Konventionelles und Individuelles schlingen sich ineinander. Manche Gedichte sind spröde, trocken, hart; andere verraten eine große Kraft seelischer Hingabe. Im Grunde mag sie eine konservative, eine geschichtlich gerichtete Natur sein, an überlieferter Bildung und Kultur hängend, an Dingen also, die an ein gesamtabendländisches Geisteserbe gebunden sind. Zugleich aber scheint sie nicht loskommen

<sup>117</sup> Die Gedichte sind gesammelt in: Ina Seidel: Gedichte, 1905–1955. Festaussgabe zum siebenzigsten Geburtstag der Dichterin. Stuttgart 1955; vgl. ausführlich Christian Ferber: Die Seidels. Geschichte einer bürgerlichen Familie 1811–1977. Stuttgart 1979, S. 205 ff.

<sup>118</sup> Vgl. Karl Hans Böhmer (Hrsg.): Dem Führer. Gedichte für Adolf Hitler. Stuttgart, 4., erw. Aufl. 1942, S. 35; August Friedrich Velmede: Dem Führer. Worte deutscher Dichter. o.O. 1941, S. 16; vgl. Dokumentenanhang, Nr. II.

<sup>119</sup> Ina Seidel: Das Wunschkind, 2 Bde. Stuttgart 1930; dazu explizit Annette Kliever: Die Mutter als „Wurzel der Gemeinschaft“. Ina Seidels „Wunschkind“ als Wende zum NS-Mutterroman. In: Diskussion Deutsch 23 (1992), S. 426–437.

zu können von konventionellen Mediokritäten, deren Tradierung ihr gleichzeitig mit den Zeugnissen jenes Erbes zugeflossen ist und die nun von ihr irrtümlich unter das Wesen dieses Erbes gerechnet werden; hierher mögen gewisse altpreußische, gewisse deutschnationale Vorstellungen gehören, und vermutlich liegt hier einer der Impulse, die sie dem Nationalsozialismus zugeführt haben. Der konservativen Pietät ihrer Natur widersetzt sich aber gleichzeitig etwas weisheitslos Aufbegehrendes, etwas Unreifes, etwas im Trotz der Pubertätszeit Steckengebliebenes, das als ein Element unverwundenen Ressentiments auch in der Gealterten immer noch fortwirkt, und hier mag ein weiteres Motiv ihres Bekenntnisses zum Nationalsozialismus zu suchen sein. Als ein drittes stellt sich mir jene Härte und Kälte dar, die selbst unter der Leidenschaftlichkeit oder anscheinenden Leidenschaftlichkeit mancher ihrer Schöpfungen zum Vorschein kommt. Sie hat viel Verstand, aber offenbar ist die Kraft des Gefühls ihm nicht ebenbürtig, und so läßt sie sich mitunter zu einem kalten Kalkül, einer trockenen, routinierten Berechnung des erzählerischen Effekts führen, was dann auch den Leser erkälten muß. Wiederum aber kann sich ihr Verstand nicht rein entfalten, denn er wird von jenen Momenten jugendlicher Unreife fortgesetzt bestritten und gehemmt. Alle diese Komponenten ergeben nun eine sehr komplexe, widerspruchsvolle und schwer überschaubare Mischung.

Ein von Kurt Ihlenfeld<sup>120</sup> im Eckart-Verlag herausgegebenes Sammelbuch „Die Stunde des Christentums“, an dem ich mich ebenfalls beteiligte, enthielt auch einen Beitrag von Ina Seidel, der von dem erwähnten Ressentiment durchtränkt war.<sup>121</sup> An seinen Titel und konkreten Inhalt erinnere ich mich nicht mehr; aber seine Essenz ließe sich etwa in den Satz zusammenfassen: „Mein Mann hat einmal von einem Konsistorialrat keine Antwort auf einen eiligen Brief bekommen, und darum lehne ich die Kirche in ihrer empirischen Gestalt ab.“ Übrigens fehlte Ina Seidels Beitrag in der zweiten Auflage. Ich weiß nicht, ob der Herausgeber ihn als dem Sinn des Buches nicht ganz entsprechend fortgelassen oder ob die Verfasserin, vielleicht unter dem Eindruck der Anfeindungen, die sich von nationalsozialistischer Seite gegen das Buch richteten, ihn zurückgezogen hat.

<sup>120</sup> Ihlenfeld war von 1933 bis 1943 Herausgeber der Zeitschrift „Eckart“, in welcher vor allem regimekritische Autoren christlicher Provenienz publizierten; vgl. Rolf *Stöver*: *Protestantische Kultur zwischen Kaiserreich und Stalingrad. Porträt der Zeitschrift „Eckart“ 1906–1943.* München 1982.

<sup>121</sup> Vgl. Kurt *Ihlenfeld* (Hrsg.): *Die Stunde des Christentums. Eine deutsche Besinnung.* Berlin-Steglitz 1937; darin Werner *Bergengruen*: *Antwort der Geschichte*, S. 12–21; Ina *Seidel*: *Die Gemeinde*, S. 287–292; vgl. explizit Hans-Joachim *Beeskow*: „Er schrieb – an eines andern Statt, der niemals schrieb. Den frage weiter.“ *Bemerkungen zu Leben und Werk von Kurt Ihlenfeld.* In: Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): *Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik.* Berlin 2000, S. 403–414.

Ein verwandtes Ressentiment trat mir im „Peregrin“<sup>122</sup> entgegen, diesmal nicht auf die Kirche, sondern auf die Erwachsenen schlechthin, also auf eine andere Autoritätsverkörperung, bezogen. Alle Erwachsenen dieses Buches sind karikaturistisch gesehen, und immer haben die Jugendlichen ihnen gegenüber Recht. Dies ist nicht etwa ein Kunstmittel der Erzählerin. Vielmehr spürt man, wie augenblicks, kaum daß die Autorin thematisch den Bezirk der Jugend betreten hatte, eine alte Unverwundenheit voll Bitternis in die Höhe schoß und ihr vermeintliches Recht begehrte. Hiervon abgesehen, hat der „Peregrin“ brillante Episoden, aber es sind Episoden, die sich weder miteinander noch mit dem Ganzen zu einer geschlossenen Komposition zusammenfügen wollen. Auch macht Ina Seidel es sich insofern auf eine unstatthafte Weise leicht, als sie die geheimnisvolle Verbindung zwischen den heranwachsenden jungen Menschen und dem längst verstorbenen Dichter Peregrin einfach als gegeben aufstellt, während es doch die Aufgabe gewesen wäre, das Zustandekommen dieser Beziehung sichtbar und glaubhaft werden zu lassen.

Ina Seidels erfolgreichstes Buch war der zur napoleonischen Zeit spielende Roman „Das Wunschkind“. Der Anfang ist eindringlich erzählt und erfüllt mit Erwartungen. Aber im weiteren Verlauf fragt man sich, wozu diese Geschichte eines beliebigen Durchschnittsmenschen und seiner Mutter eigentlich vorgebracht wird. Es bleibt bei einem Privatschicksal, dem keine höhere Bedeutung abgewonnen werden kann, und bei letztlich doch nur durch die Klammern der Personengleichheit und der Chronologie miteinander verbundenen Einzelgeschnehnissen: gehört dergleichen aber nicht zu den Kennzeichen des Unterhaltungsromans und nicht einmal des geglückten? Kraft und Kunst scheinen am Ende verschwendet. Dem „Wunschkind“ mangelt eine leitende Idee. Eine solche braucht nicht ausgesprochen zu werden, ja, sie braucht nicht einmal greifbar, nicht einmal definierbar vorhanden zu sein. Oft genügt es, wenn sie sich nur das Gemüt des Autors untertan gemacht hat: von da aus wird sie sich mittelbar und vielleicht vollkommen unvermerkt auch auf den Leser übertragen.

Das „Labyrinth“,<sup>123</sup> das sich in mancher Hinsicht mit dem „Wunschkind“ berührt und sich von den gleichen historischen und geistesgeschichtlichen Vorstudien nährt, las ich mit Genuß, ja, mit Bewunderung. Seitdem aber ist ein rundes Vierteljahrhundert vergangen, ich habe einiges hinzugelernt und weiß nicht, wie es mich heute anmuten würde.

Das „Labyrinth“ erschien mir damals als ein männliches Buch. Das „Wunschkind“ aber möchte ich zu den Frauenbüchern rechnen. Für diese schon vom Thema nahegelegte Zuordnung spricht auch der große Erfolg, der in erster Linie den Frauen zu danken ist. Unter den Männern hat es vorzugs-

<sup>122</sup> Ina Seidel: Unser Freund Peregrin. Aufzeichnungen des Jürgen Brook. Stuttgart 1940.

<sup>123</sup> Ina Seidel: Das Labyrinth. Ein Lebenslauf aus dem achtzehnten Jahrhundert. Jena 1922.

weise diejenigen gepackt, welche die Dichtung lieben, ohne viel von ihr zu verstehen, sozusagen die dritte und vierte Stufe der geistigen Oberschicht.

Im Sommer 1943 fand sich Paula von Preradovic,<sup>124</sup> von einem Besuch bei Ina Seidel in Starnberg kommend, bei uns in Tirol ein, die Frau des Wiener Journalisten Ernst Molden, der vor der Annexion Oesterreichs Chefredakteur der „Neuen Freien Presse“ gewesen war und später ihr Nachfolgeorgan, die „Presse“, begründete und herausgab.<sup>125</sup> Diese liebenswerte Frau hatte mir nicht eigentlich Grüße, denn das wäre zuviel gesagt, aber doch eine Art Botschaft von Ina Seidel auszurichten. Sie sollte mir diplomatisch zu verstehen geben, ich hätte mich mit dem Unterlassen einer Annäherung an Ina Seidel einer Versäumnis schuldig gemacht, die sich indessen mit geringer Mühe in Ordnung bringen lasse. Und um die Anknüpfung zu erleichtern, ließ sie mir ein paar Fragen nach gemeinsamen baltischen Vorfahren oder Verwandten vorlegen, auf die sie bei den modischen genealogischen Studien gestoßen war. Ich nahm das zur Kenntnis, mochte es jedoch auch jetzt nicht über mich gewinnen, mich unter die spielenden Adolfstraßenkinder zu mischen. Anderthalb Jahre später besuchte uns Ina Seidels angeheiratete Tante, die Frau des Malers Hermann Ebers. Sie wußte manche Einzelheit von der Braunfarbigkeit des Seidelschen Hauses zu erzählen, und ich pries mich glücklich, daß ich mich auch durch Paula von Preradovic nicht aus meiner Zurückhaltung hatte locken lassen.

[...]

Ein Element des Zwiespältigen und Widersprüchlichen tritt auch in der bisher letzten ihrer größeren Schöpfungen zu Tage, in dem gewichtigen Buche „Lennacker“,<sup>126</sup> einem Zyklus von Erzählungen, der durch die Jahrhunderte seit der Reformationszeit die Geschichte eines evangelischen Pfarrergeschlechts verfolgt und damit zugleich die Grundlinien einer protestantischen Geistesgeschichte zu zeichnen sucht. Dies Buch wird getragen von einer leitenden Idee, wie sie dem „Wunschkind“ fehlte. Von der breiten Leserinnenschicht, die sich am „Wunschkind“ entzückte, hat dem „Lennacker“ nur ein Teil Gefolgschaft leisten mögen. Ich hatte nicht Gelegenheit, mehr aus ihm kennen zu lernen als zwei Bruchstücke, eine Episode aus dem Dresden der Barockzeit und eine aus den Jahren nach dem Ersten Weltkriege. Unmißverständlich trat mir aus ihnen die erzählerische Kraft der merkwürdigen Frau entgegen, unmißverständlich aber auch die erkältende Disharmonie ihres Wesens. Wieder offenbarte sich ihr geschichtlicher Sinn, ihre Anhänglichkeit an die großen Gestaltungsmächte der Vergangenheit, wieder aber auch die ressentimentale Ruf-

<sup>124</sup> Preradovic war mit Werner Bergengruen während seines Aufenthaltes in Achenkirch (1942–1946) befreundet.

<sup>125</sup> Die „Neue Freie Presse“, 1864 gegründet, mußte als liberal geprägte Wiener Tageszeitung 1939 ihr Erscheinen einstellen. Nach 1945 erschien „Die Presse“ als publizistisches Nachfolgeorgan.

<sup>126</sup> Ina Seidel: Lennacker. Das Buch einer Heimkehr. Stuttgart 1938.

begehrlichkeit gegen das, was ihr vor Jahrzehnten als eine Form der Autorität entgegengetreten war und ihre jugendliche Selbstherrlichkeit einschränkend anzutasten gewagt hatte, wieder der scharfe Verstand, der, von Wunschbildern und Abhängigkeiten gehemmt, doch nicht bis zur Erkenntnis von der Notwendigkeit einer Entscheidung vorzudringen wußte und es für möglich hielt, abendländische Überlieferung und braunen Nihilismus nebeneinander bestehen zu lassen; kurz, jene Geistesart, die Ina Seidel befähigte oder zwang, das, woran sie im Grunde hing und worin sie wurzelte, zu guter Letzt an den Nationalsozialismus zu verraten.

900

Das Goebbels'sche Ministerium hieß mit seinem vollen und offiziellen Namen „Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda“.<sup>127</sup> In diesem Namen de-couvrieren sich die bestimmenden Wesenszüge nicht nur jener Behörde, sondern des gesamten Systems: Primitivität, Unbildung, Bedenkenlosigkeit und Verlogenheit.

Schon das Wort Propaganda und die mit ihm bewirkte Etikettierung ist an dieser Stelle töricht, um nicht zu sagen: unmöglich. Man ruft doch denjenigen Menschen, unter denen für eine Sache Propaganda gemacht werden soll, nicht geradezu ins Gesicht: „Ich mache nämlich Propaganda.“ Zudem macht man Propaganda unter Menschen, die für eine Sache gewonnen werden sollen, aber noch nicht gewonnen sind. Man kann logischerweise nicht behaupten: „Das ganze Volk steht hinter Hitler“, und gleichzeitig mit dem Gelde eben dieses Volkes in aller Öffentlichkeit einen ungeheueren Propaganda-Apparat aufbauen, mit dessen Hülfe es für Hitler gewonnen werden soll. Aber die Schöpfer und Namensgeber fühlten, daß sie hier keine Rücksichten zu nehmen brauchten, denn diesem Volke konnte man ja tatsächlich alles bieten, und zu genieren brauchte man sich vor ihm nicht: ganz abgesehen davon, daß man solche Überlegungen anzustellen gar nicht fähig gewesen wäre, vielmehr sie, wären sie an einen herangetragen worden, als jüdisch-intellektualistische Überspitzungen verständnislos und hohnlachend zurückgewiesen hätte.

Indessen erst in der Vereinigung mit dem Terminus „Volksaufklärung“ gewinnt der Name „Ministerium für Propaganda“ seinen eigentlichen, seinen enthüllenden Sinn. Der Titel „Ministerium für Volksaufklärung“ stammt aus dem kaiserlichen Rußland, – ob der Bolschewismus ihn beibehalten hat, ist mir im Augenblick nicht erinnerlich, – und bezeichnete dort in Anknüpfung an die Gedankengänge der Aufklärungszeit dasjenige Ressort, das anderswo Kultusministerium oder Ministerium des öffentlichen Unterrichts genannt wird. Nun gab es aber im Dritten Reich unter dem Namen „Kultusministerium“ eine ober-

<sup>127</sup> Joseph Goebbels wurde am 13. März 1933 Leiter des neugeschaffenen „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“.

ste Unterrichtsbehörde, die mit dem Propagandaministerium nichts zu tun hatte,<sup>128</sup> außer daß sie gelegentlich mit ihm in Kompetenzkonflikte geriet. Hätte diese Stelle sich Ministerium für Volksaufklärung genannt, so hätte man das schließlich passieren lassen müssen, wie immer man auch über die volksaufklärende Wirkung des nationalsozialistischen Unterrichts denken mochte. Es ist aber ein Unterschied, ob ich jemanden über irgendwelche Zusammenhänge aufkläre, oder ob ich Propaganda für eine bestimmte Rasierseife mache, um ihn zu deren Benutzung anzuregen. Das eine geht von einem objektiven Tatbestande, das andere von einem subjektiven Wunschziel aus. Durch diesen primitiven Trick der Namensgebung wurde also das Ziel des Unterrichts, nämlich die Volksbildung, gleichgesetzt mit dem Ziel der Propaganda, nämlich mit der Nazisierung, und die nationalsozialistische Parteidoktrin mit den allgemein anerkannten Ergebnissen der Wissenschaft; ebenso wie man mit der Unterstellung allen Schrifttums und aller Kunstzweige unter das Propagandaministerium zugegeben und dokumentiert hatte, daß man ihnen keine anderen Funktionen, ja überhaupt keine andere Existenzberechtigung zugestand als diese, daß sie der nationalsozialistischen Partei und ihrem Staatswesen als Reklame-trommeln zu dienen hatten.

Zu rechter Einschätzung der Zusammenhänge muß man sich vor Augen halten, daß Gründung und Benennung des Goebbels'schen Ministeriums nicht etwa in der Zeit des schon total gewordenen Regimes geschahen, sondern während seiner ein wenig zaghaften und bis zu einem gewissen Grade noch an die parlamentarischen Spielregeln gebundenen oder sie zu achten doch noch vorgebenden Anfänge. Ich machte gleich damals ein paar Menschen gesprächsweise auf diese terminologischen Phänomene aufmerksam, doch mochte in der großen Zeit niemand auf solche Kleinigkeiten achten. Dergleichen schien pedantisch. Auf den Namen, wurde mir erwidert, komme es doch nicht an. Oh ja, auf Namen und Worte kommt es an. Zuletzt liegt das Wesen in ihnen beschlossen und wird aus ihnen offenbar; freilich nur demjenigen, der zur Erkenntnis die Fähigkeit und den Willen hat.

904

Es war Gepflogenheit der Nazis, unbedenklich jeden, der ihnen in irgendeiner Art verwendbar schien, für sich in Anspruch zu nehmen. Widukind, Heinrich der Löwe, Ulrich von Hutten, Luther, Schiller und Friedrich der Große, sie alle

---

<sup>128</sup> Das 1817 gegründete „Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten“ führte seit 1919 die Bezeichnung „Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung“, 1933 geändert in „Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung“. Seit 1. Mai 1933 lautete die Bezeichnung „Reichs- und Preußisches Ministerium“, seit 1. Oktober 1938 nur noch „Reichsministerium“. Das „Reichsministerium für Volksaufklärung und Propaganda“ wurde am 13. März 1933 installiert.

waren Nationalsozialisten oder doch deren Vorläufer.<sup>129</sup> Und wie bei den Toten, so verfuhr man auch bei den Lebenden, denn im Dritten Reich konnten diese ja ebensowenig wie die Längstverstorbenen aufstehen und nun etwa vor der Öffentlichkeit erklären, sie seien keine Nazis und verbäten sich eine solche Klassifizierung. Die erwähnte Praxis ist nicht einmal immer mit einem Dolus verbunden gewesen; vielmehr waren zu Anfang des Dritten Reiches viele Nationalsozialisten des ehrlichen Einfaltsglaubens, jeder, der nicht Kommunist, Jude, Jesuit oder Freimaurer war, gehöre im Grunde zu ihnen. So sahen sie auch in Paul Ernst einen der Ihrigen, und es ist nicht zu leugnen, daß eine oberflächliche, freilich schon sehr oberflächliche Betrachtung ihnen recht zu geben schien.

Paul Ernst war nach dem Zusammenbruch von 1918 zu einem Justamentspatriotismus gelangt, einer in ihren Übertreibungen fast verzerrten Vaterländerei. Das deutsche Volk, das er scharf kritisiert hatte, solange es in Macht, Reichtum und äußerem Glück lebte, erblickte er jetzt, nachdem es niedergebrochen war, in einer Glorie und kehrte ihm eine verabsolutierende Liebe zu. Er nannte die Deutschen ohne Einschränkung ein auserwähltes Volk. Einen ähnlichen messianisch gefärbten Überpatriotismus hat Dostojewski gehabt, von einigen großen Dichtern Frankreichs zu schweigen. Aus solchen Stimmungen kam Paul Ernst zu manchen Irrtümern: der eigentlich nationalsozialistische aber war nicht unter ihnen.

Ein junger Mensch, der damals in seinem Hause lebte, berichtet, daß Paul Ernst während der Reichstagswahl zu Ende des Jahres 1932 die ganze Nacht aufgeblieben sei, um an Hand der Rundfunkmeldungen ein Bild vom Wahlausgang zu gewinnen. Als gegen Morgen der nationalsozialistische Mißerfolg feststand, sagte er: „Jetzt kann ich beruhigt schlafen gehen, die Gefahr ist vorüber.“

Paul Ernst starb wenige Wochen nachdem der Nationalsozialismus ans Ruder gekommen war. Wer seine geistige Welt kennt, seine aristokratische Natur, sein helles sittliches Bewußtsein, sein Gefühl für Recht, Rang und Qualität, seine Abneigung gegen Spießertum und Pöbel, der weiß, daß Paul Ernst zu einem der unversöhnlichsten Todfeinde des Dritten Reiches hätte werden müssen.

Seine Witwe, Else Ernst, sah dies alles vollkommen klar. Mit der Zeit aber begann sich in ihr eine Verschiebung zu vollziehen. Nämlich es war ja ihr Lebensinhalt geworden, das Andenken ihres Mannes zu pflegen, für seinen Ruhm zu kämpfen und dem viel Mißverstandenen, viel Verkannten und wenig Bekanntgewordenen nachträglich den Platz im Bewußtsein der Nation zu sichern, der ihm gebührt. (Daß er selber an Mißverständnissen und Verkennungen nicht

<sup>129</sup> Vgl. beispielhaft Georg *Ruppelt*: Schiller im nationalsozialistischen Deutschland. Der Versuch einer Gleichschaltung. Stuttgart 1979; ferner neuerdings Claudia *Albert*: Schiller im Spannungsfeld von wissenschaftlicher und populärer Rezeption. In: Lothar Ehrlich/Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 1999. S. 75–88.

ohne Schuld war, gehört nicht hierher und konnte begreiflicher Weise von ihr am allerwenigsten erfaßt werden.) In diesem Kampfe war sie unermüdlich und von weiblich-witwenhafter Unbedingtheit und Ausschließlichkeit. Sie hatte Verstand genug, um das Dritte Reich in seiner ganzen Scheußlichkeit und Absurdität zu erkennen. Auf die Länge aber gewährte sie, daß der Nationalsozialismus alles tat, um den Namen des Toten, den er nun einmal als den Seinen proklamiert und in seinen literarischen Kronzeugen umgefälscht hatte, zu popularisieren und zu Ehren zu bringen. In dem Zwiespalt, in den sie geriet, unterlag ihre bessere Erkenntnis. Wer, so schien es, konnte dem Toten und damit auch ihr selber das geben, was der Nationalsozialismus ihm und ihr gab? Und konnte dieses Dritte Reich denn wirklich so arg sein, wenn es doch Verständnis und Gefühl für die Größe ihres Mannes hatte? Sie empfand zunächst die Notwendigkeit, den Nationalsozialismus in diesem einen Punkte gutzuheißen. Aber nun konnte man bei der eigentümlichen Struktur des Nazismus kaum einzelnes an ihm gelten lassen, ohne die Wurzel, aus der auch das Einzelne sich nährte, und binnen kurzem gleichermaßen alles andere, das aus dieser Wurzel aufstieg, zu billigen. So wurde sie Nationalsozialistin und mochte zuletzt der Behauptung, ihr Mann sei Nationalsozialist gewesen, auch im vertrauten Kreise nicht mehr widersprechen. Das Ende war dies, daß sie ihren Mann in jenen Sumpf hineinzog, dessen Anlockung zu widerstehen sie selber nicht die Kraft gehabt hatte; ihm hätte sie nicht gemangelt.

Hier ereignete sich also die alte und im Dritten Reich insonderheit häufig zu beobachtende Geschichte: wer von einer Aufgabe besessen, nämlich in der wirklichen Meinung dieses Wortes besessen ist, und solch eine Besessene war diese Witwe, der fragt nicht danach, ob der Wagen, der ihn zum Ziel bringen soll, mit Gottes oder des Teufels Pferden bespannt ist. Ähnlicherweise ist mancher zum Nationalsozialismus geraten. Da gab etwa dieser Staat, dem es ja auf das Geld nicht anzukommen brauchte, da er niemandem Rechenschaft abzulegen hatte und über den Gedanken eines geordneten Budgets als über ein liberalistisches Vorurteil lachte, irgendeinem von seiner Aufgabe Besessenen die Mittel, deren er für seine Arbeit bedurfte, baute ihm ein Riesensatelier oder richtete ihm ein Laboratorium ein.

[...]

905

Von Wilhelm von Scholz haben wir frühe Gedichte, die zum kostbaren Besitz unserer Literatur gehören.<sup>130</sup> Einige Novellen wie die „Beichte“<sup>131</sup> sind vorzüglich, dasselbe gilt von seinem Roman „Perpetua“.<sup>132</sup> Gegen Ende der

<sup>130</sup> Wilhelm von Scholz: Die Gedichte. Gesamtausgabe. Leipzig 1944.

<sup>131</sup> Wilhelm von Scholz: Die Beichte. Erzählungen. München 1919.

<sup>132</sup> Wilhelm von Scholz: Perpetua. Der Roman der Schwestern Breitenschnitt. Berlin/Leipzig 1926.

zwanziger, gegen Anfang der dreißiger Jahre schien seine künstlerische Kraft sich zu schwächen.

Scholz gehörte zu den Leuten, die das Ungefeiert-Bleiben auch nicht für eine kurze Zeitspanne ertragen. Von hier aus begreift sich sein Verhältnis zum Nationalsozialismus. In den Schlußsätzen eines bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges reichenden Memoirenbandes<sup>133</sup> schildert er das Zuströmen der Kriegsfreiwilligen, das Gewimmel der Reservisten auf den Bahnhöfen und bemerkt dann dithyrambisch, unter diesen Hunderttausenden sei auch jener Eine gewesen, dessen Namen damals noch niemand kannte, der aber zum Retter Deutschlands und zum größten Manne seiner Geschichte werden sollte. Äußerungen dieser Art stehen bei Scholz nicht allein. Plötzlich wollte er immer Antisemit gewesen sein. Sein Schauspiel „Der Jude von Konstanz“<sup>134</sup> seinen Roman „Der Weg nach Ilok“<sup>135</sup> hatte er früher von der liberalen und jüdischen Presse als philosemitische Taten fetieren lassen. Jetzt führte er sie als Beweise dafür an, daß er die Gefährlichkeit des Judentums von je her erkannt und warnend auf sie hingewiesen habe. Man machte sich nicht die Mühe, lange zu untersuchen. Scholz hatte sich zum Dritten Reiche bekannt, er hatte gehuldigt, er war genehm.

Hier steht vor uns die große, die bis ins Letzte niemals lösbare Frage nach dem Verhältnis von künstlerischer Leistung und sittlichem Charakter. Man könnte etwa sagen: der Schauspieler X.Y. ist von Gott nicht mit der Bestimmung erschaffen worden, Festigkeit der menschlichen und der politischen Gesinnung zu zeigen, sondern gut Theater zu spielen oder zu filmen, und ebenso könnte man bei manchen Musikern und Malern argumentieren. Ein Baß kann den Sarastro unter jeder Regierungsform singen, und solange er im Kostüm seiner Rolle auf der Bühne steht, wird er keinen Gedanken dafür haben, – und vielleicht darf er das nicht einmal, – was zugleich in Ministerien, Gerichtsgebäuden, Gefängnissen vor sich geht. Ein Blumen-, Tier-, Stillebenmaler konnte vielleicht über das Frühjahr 1933 hinwegmalen, als wäre nichts geschehen. Ob ein Dirigent Symphonien in der gleichen Weise leiten konnte, scheint schon zweifelhaft. Gewiß aber ist, daß ein Historiker, ohne sich selber zu verleugnen, nicht gelassen fortarbeiten konnte in einer Welt, in welcher er gezwungen war, von Regierung wegen verfügte Geschichtsfälschungen unwidersprochen zu lassen oder gar mitzumachen. Von diesem Gelehrten aus kommen wir zum Dichter, denn beide haben ja, obwohl nicht gleichartig, mit dem Wort zu schaffen, das keine Flucht in eine isolierte Welt der Bühne oder des Ateliers duldet.

<sup>133</sup> Wilhelm von Scholz: Eine Jahrhundertwende. Lebenserinnerungen. Leipzig 1936.

<sup>134</sup> Wilhelm von Scholz: Der Jude von Konstanz. München 1905.

<sup>135</sup> Wilhelm von Scholz: Der Weg nach Ilok. Berlin/Leipzig 1930; zur Frage des Antisemitismus in diesem Zusammenhang speziell Klaus Oettinger: „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“. Wilhelm von Scholz und die Juden. In: Allmende 24/25 (1989), S. 153–165.

Da möchten wir nun meinen, je mehr eine Kunst des Umweges über den Geist, des Besitzes einer gedanklichen Welt im Zusammenfall mit der sinnlichen bedarf, – und das gilt von der Dichtung im allerhöchsten Maße, – umso weniger werde bei dem sie Ausübenden eine Scheidung des künstlerischen, des menschlichen und des politischen Verhaltens möglich sein.

Gibt es denn überhaupt etwas für sich allein Stehendes? Ist nicht der Mensch eine Einheit? Die Fragen, ob er raucht, spazierengeht, Rasiermesser oder Rasierapparate, roten oder weißen Wein bevorzugt, gehören sie nicht unabtrennlich zur Frage nach seinem Gesamtwesen? Wieviel mehr seine Reaktionen auf die Vorgänge und Tendenzen in der staatlichen Sphäre!

Freilich mit Unterschieden. E.T.A. Hoffmann<sup>136</sup> konnte noch sagen: ich bin ein Künstler, und nichts als das, ich kümmere mich nicht um die Politik. Auch dies war schon eine Art des politischen Verhaltens, und sie war legitim in einer Zeit, da das Politische ein abgesondertes Lebensfeld neben vielen anderen bildete. Der Nationalsozialismus aber hatte alle Bereiche erfaßt; man konnte ihn nicht ignorieren, ihm nicht ausweichen, es mußte Farbe bekannt werden. Und auch die nie ganz unbestrittene oder doch nie ganz uneingeschränkt gebliebene Auffassung früherer Zeiten, es habe ein jeder Mensch das Recht, sich in politischen Fragen seine eigene Überzeugung zu schaffen, ohne daß ihm aus dem Inhalt dieser Überzeugung ein Vorwurf erwachsen dürfe, diese Fundamentalauffassung des Liberalismus konnte hier nicht Stich halten.

Kehren wir zum Künstler zurück. Je mehr eine Kunst eine Spezialbegabung, etwas von der menschlichen Gesamtheit ihres Jüngers Ablösbares verlangt oder auch nur zuläßt, umso bereitwilliger werden wir ihrem Jünger Entschuldigungen für politische Charakterlosigkeiten zugestehen. Beim Dichter aber werden wir den strengsten Maßstab anlegen. Es zeigt sich auch hier wieder, daß innerhalb des Gesamtbereiches der Kunst der Dichtung eine besondere Stellung zukommt, daß sie weniger noch als jede andere Kunst vom Gesamtwesen ihres Jüngers abzutrennen, kurz, daß sie die menschlichste von allen Künsten ist; und so hat man denn in der romantischen Zeit sagen dürfen, nur der Dichter sei der wahre, der eigentliche Mensch.

909

In der Frage der Kollektivschuld, die nach dem Sturz des Nationalsozialismus so leidenschaftlich in alle Erörterungen eindrang, sollte es weder Mißverständnisse noch Meinungsverschiedenheiten geben. Eine juristische Kollektivschuld stipulieren zu wollen, ist eine Unmöglichkeit, eine moralische oder geschichtliche Kollektivschuld leugnen zu wollen, ist ebenfalls eine Unmöglichkeit.

Der Gedanke einer kollektiven Verantwortlichkeit folgt notwendigerweise aus der Existenz kollektiver Gebilde und Bewertungen überhaupt. Solche aber

<sup>136</sup> Vgl. Werner Bergengruen: E. T. A. Hoffmann. Stuttgart 1939.

sind überall unbestritten am Werk, im Positiven wie im Negativen. Wollte der Einzelne unter gar keinen Umständen mit dem Anteil an einer Kollektivschuld belastet werden, so müßte er logischerweise auch auf seinen Anteil an Kollektivverdiensten verzichten. Dies aber vermöchte er nicht, selbst wenn er es wollte. Von Kollektivverdiensten, wirklichen oder vermeintlichen, zehren wir alle, zehren von ihnen als Angehörige eines Volkes, einer Familie, einer Schicht, eines Geburts- oder Berufsstandes, ja sogar als Vertreter eines bestimmten physischen Typus und Habitus. Gern oder ungern, im Guten oder im Bösen, läßt man allenthalben den Einzelnen am Renommé kollektiver Gliederungen teilnehmen. Hierher gehört jeder moralische Kredit, der dem Individuum nicht als einem Individuum, sondern als dem Gliede einer Gemeinschaft eingeräumt, hierher das positive oder negative Vorurteil, das ihm auf Grund überindividueller Merkmale und Zugehörigkeiten entgegengebracht wird, etwa wenn es von jemandem heißt: als alter Soldat ist er gewiß pünktlich, als Abkömmling der Familie Soundso, als ehemaliger Zögling der und der Anstalt wird er das und das für selbstverständlich halten, als Vater vieler Kinder wird er für die und die Situation Verständnis haben, als Landwirt wird er praktisch, als Seemann abgehärtet, als Jäger scharfäugig sein, als Orientale unsern exakten Zeitbegriff nicht haben.

Die Frage nach der Kollektivschuld ist eine Teilfrage. Die Gesamtfrage ist die nach der Zulässigkeit kollektiver Werturteile überhaupt. Verneinten wir jedoch diese, so dürften wir zuletzt nur noch die Existenz individueller Eigenschaften und Merkmale zugeben, ja, schließlich nicht einmal mehr von den Eigenschaften des Pferdes, des Hundes, des Steines oder Weines, sondern nur noch von denen der Stute Arabella, des Bernhardiners Barry, des vor uns auf der Straße liegenden Kiesels oder des vor uns auf dem Tische stehenden Veltliners reden.

Den rechten Maßstab in der Frage der Kollektivschuld mag uns der Blick auf Sodom und Gomorrha geben. An diesen Städten wurde eine Kollektivschuld heimgesucht; aber ein einziger Gerechter hätte die Heimsuchung abwenden können. So unlöslich, so voller Geheimnis sind Individualität und Kollektivität ineinander verschlungen. Keine kollektive Bewertung vermag die individuelle aufzuheben oder auch nur anzutasten. Aber auch keine individuelle wird jemals gänzlich vom Anteil an der kollektiven freimachen können.

Übrigens muß man sich hüten, eine Kollektivschuld mit einer aus Individualverschuldungen gewonnenen Additionssumme gleichzusetzen.

Was im Großen auf unserer Erde an Bösem geschehen ist und geschieht, das ist gewiß der Ausdruck einer Kollektivverschuldung. Nur sollte man hier die Grenzen des Kollektivs weiter ziehen, als es einem oft bequem ist. Angesichts der Ereignisse von 1933 an ist nicht nur die Kollektivschuld aller Deutschen, sondern die Kollektivschuld der abtrünnigen Abendlandsvölker, ja, der Menschheit überhaupt festzuhalten.

Die Lehre von Sündenfall und Erbsünde gibt dem Gedanken der Kollektivschuld die klassische Form.

Aber es soll auch nicht vergessen werden, daß Gott der Kollektivschuld die Kollektiverlösung und Kollektivvergebung zugeordnet hat. Denn ebenso wie für die einzelne Seele, für dich und mich, ist Christus auch für die kollektiven Gebilde gestorben, für Geschlechter, Stände, Völker und Länder. Wie die Schrift ausdrücklich bezeugt, hat sich die göttliche Liebe wohl dem Einzelnen (*dilexit me*), ebenso aber der ganzen Welt als der Maximalform des Kollektivs zugekehrt (*sic enim Deus dilexit mundum*).

911

Großartig sind einzelne Reden und Betrachtungen Ernst Wiecherts.<sup>136a</sup> Wäre es möglich gewesen, ihn vom Dichten abzubringen und auf ein Betrachten und Deuten einzuschränken, so hätte er jene starken Wirkungen, die er mit seinen Erzählungen und Romanen unrechtmäßigerweise und nur auf Grund einer Düpierung der Leserschaft und einer modischen Publikumssuggestion erzielt hat, legitimerweise und vielleicht für längere Zeit erreicht, wenngleich nur innerhalb eines engeren Kreises. So aber liegt es auf der Hand, daß die Suggestion eines Tages erloschen sein wird. Ich möchte ihm wünschen, daß dieser Tag ihn nicht mehr am Leben finde, denn er würde ihn nicht unbeschädigt überstehen können.

Herrlich ist bei Wiechert die sozusagen vormenschliche Welt, etwa die Schilderung eines Waldes. Hier hebt er sich zu einer wahrhaft dichterischen Höhe. Dann aber läßt er einen Menschen auftreten, sich bewegen und leider auch reden; von diesem Augenblick an ist alles verloren. Das gilt zum Beispiel vom Anfang des Romans „Das einfache Leben“<sup>137</sup> wie auch von dem der „Hirtennovelle“,<sup>138</sup> der in einer grandiosen Weise den Sturz eines gefällten Baumes schildert. Allein gleich danach geht Wiechert auf die Wiedergabe einer menschlichen Welt über, und das Unheil ist geschehen. (Übrigens ist die „Hirtennovelle“ keine Novelle, sondern die durch willkürliche Aneinanderreihung von Einzelerlebnissen zusammengestoppelte Lebensgeschichte ihres Helden.) Es ist schwer, hinter die Ursache dieser auffälligen Erscheinung zu kommen. Manchmal möchte man schließen, es liege daran, daß eine von Haus aus lyrische Natur sich in die Epik verirrt hat. Aber offenbar wird auch diese Erklärung dem Fall nicht gerecht. Die wenigen lyrischen Gedichte, die von Wiechert bekanntgeworden sind, taugen nicht viel.<sup>139</sup> Er ist ein Lyriker, aber zum Unglück

<sup>136a</sup> Dazu jetzt explizit Manfred Franke: *Jenseits der Wälder. Der Schriftsteller Ernst Wiechert als politischer Redner und Autor*. Vierow 2003.

<sup>137</sup> Ernst *Wiechert*: *Das einfache Leben*. München 1939; vgl. Walter T. Rix: *Zivilisationskritik im Werk Ernst Wiecherts*. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit*. Berlin 1996, S. 87–113; Günter *Scholdt*: *Ernst Wiechert. Ein ostpreußischer Konservativer und die Republik von Weimar*. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Ostpreußen. Facetten einer literarischen Landschaft*. Berlin 2001, S. 117–135.

<sup>138</sup> Ernst *Wiechert*: *Hirtennovelle*. München 1935

<sup>139</sup> Später gesammelt in: Ernst *Wiechert*: *Meine Gedichte*. München 1952.

kann er keine Verse machen. Und nun kann er auch nicht erzählen. Dafür kann er schildern.

Seine Schilderung indessen, oft überaus reich an Plastik, Farbe, Eindringlichkeit, versagt vor dem eigentlich Schildernswerten: vor dem Menschen.

Die ganze Welt seiner Erzählungen ist konstruiert, unwahr, unecht, verlogen. Seine Gestalten handeln, wie Menschen nicht handeln, reden, wie Menschen nicht reden, leben, wie Menschen nicht leben. Alles bleibt Papier, larmoyantes Pathos. Nicht das Pathos des Schmierenkomödianten, hinter dem wenigstens die Realität des Theaters steht, sondern das verschrobene, gemütsinnige, gefühlverlogene Pathos, das wir aus einer gewissen Abart des Laienspiels kennen. Die Thematik ist monoton. Wie so viele der Kriegsgeneration von 1914 variiert er unermüdlich das Motiv des heimkehrenden Soldaten oder des edlen Dulders. Gleich einer unterirdischen Gesteinsader durchzieht eine Kitschader sein ganzes Werk. Manchmal bleibt sie unsichtbar, manchmal tritt sie unerwartet zu Tage, aber immer ist sie da. Wir haben hier die alte deutsche Verwechslung von Gefühl und Sentimentalität. – denn diese beiden sind ja nicht Verwandtschaften, sondern Gegensätze, während eine enge Verwandtschaft die Sentimentalität mit dem Gefühlsangel verbindet.

Es heißt, in einer sachlichen Betrachtung dürfe man nicht persönlich werden. Nun kann man bei einem Strumpffabrikanten vielleicht Sache und Person trennen, vielleicht. Beim Künstler, und gar erst beim Dichter als dem persönlichsten unter allen Künstlern, geht das nicht an. Es hilft nichts, es muß nach Wiecherts Persönlichkeit gefragt werden.

Ich sah Wiechert gelegentlich, als wir beide noch in Berlin lebten. Als ich in die Nähe von München zog, fand ich ihn dort angesiedelt, habe aber jede Begegnung vermieden. Ich erinnere mich seiner mit dem größten Unbehagen als eines kalten, humorlosen Menschen, der schon früh der Gefahr luziferischer Selbstvergottung erlegen war, voller Meister- und Prophetenallüren, die auch in den banalsten Alltagssituationen nicht fortgetan wurden: Besucher seines Hauses wissen davon viel Erheiterndes zu erzählen. Immer ist er in eine unsichtbare Toga gehüllt, immer trägt er einen unsichtbaren Lorbeerkrantz auf dem Haar. Wo er einen Thyrsosstab zu schwingen, einen Richterstab oder ein Kreuzifix zu erheben scheint, da ist es, schaut man genauer hin, immer der Bakel des Schulmeisters, der er früher gewesen ist.

Wiechert ist ohne Demut, so gern er auch gerade sie als Requisite verwendet. Nun ist die Demut, – und ich weiß am besten, wie sehr wir alle es an ihr fehlen lassen, – nicht nur ein religiöses Postulat. Sie ist in einem besonderen Sinne vom Dichter zu fordern. Er muß von sich selber absehen und sich demütig der Welt und ihrer Objektivität gegenüberstellen können. Wiechert aber ist hochmütig gefangen in sich selbst. Er sieht sich in einer auch dem Dichter, dem man hierin ja vieles hingehen läßt, nicht erlaubten Weise als den Mittelpunkt des Weltalls. Er sieht die Welt nicht, er sieht die Menschen nicht, er sieht das Leben nicht. Er sieht nur sich selber, und er sieht die Natur. Dies letztere kann ein

Großes sein. Aber Wiechert entwertet es dadurch, daß er die wirklich erblickte Natur mit der wirklich nicht erblickten Menschenwelt verkoppelt; so kommen seine abscheulichen Mißgeburten zustande.

In der Komödie „Okay“<sup>140</sup> versucht er satirisch zu werden und sich mit der Objektivität realer Situationen auseinanderzusetzen. In ein paar Szenen scheint der Versuch gelingen zu wollen, ja, man meint schon, Wiechert habe es fertig gebracht, den trübseligen, den verhängnisvollen eigenen Schatten zu überspringen, dann aber drängt das alte Sirupschmalz der Sentimentalität in die Höhe, quillt über und ertränkt klebrig-zäh alle Ansätze.

[...]

912

Hans Grimms großen Roman „Volk ohne Raum“<sup>141</sup> aufzuschlagen, habe ich mich nie entschließen können. Zwei kleine Erzählungen, auf die ich gelegentlich stieß, hinterließen mir einen unbedeutenden Eindruck. Übrigens gehörten sie thematisch nicht zu seinen Kolonialgeschichten. Unter diesen sollen einige vortreffliche sein; doch fällt es mir nicht leicht, diesem On-dit-Urteil meinen Glauben zu schenken.

Persönlich bin ich Hans Grimm nur einmal begegnet. Dies war in Gablonz in Böhmen im Sommer 1935. Wenn ich von dieser Begegnung erzähle, von dem Anlaß, der sie herbeiführte und von den Stimmungen und Bewandnissen, die sie umrahmten, so werden mir manche Abschweifungen unterlaufen. Sie mögen passieren, denn diesen Arabesken wird sich vielleicht hie und da etwas zeit- und literargeschichtlich Interessierendes entnehmen lassen.

Es gab damals – besser gesagt: es gab damals noch einen Verband der deutschen Minoritäten. Er umfaßte die deutschen Bevölkerungsgruppen in der Tschechoslowakei, in Polen, den baltischen Randstaaten, Italien, Rumänien, Jugoslawien, Ungarn und noch einigen anderen Ländern; die Deutschen in der Sowjetunion, eine zahlenmäßig recht starke Gruppe, waren nicht in ihm vertreten.

Die Stellung dieser Minderheiten zu den die betreffenden Staaten beherrschenden Majoritätsvölkern war nicht ganz einfach; es gab Schwierigkeiten, Probleme und Gravamina in Fülle. Innerhalb des Verbandes konnten Erfahrungen ausgetauscht, gemeinsam oder doch in Parallelität zu beschreitende Wege besprochen werden. Man stützte sich gegenseitig, man stimmte die Pressepolitik ab, man operierte gemeinsam beim Völkerbund und man übte dabei gemeinsam jene Vorsicht, die der oft von den törichtesten Chauvinismen gespei-

<sup>140</sup> Ernst *Wiechert*: *Okay* oder *Die Unsterblichen*. Eine ernsthafte Komödie in drei Aufzügen. Zürich 1946.

<sup>141</sup> Hans *Grimm*: *Volk ohne Raum*. 2 Bde. München 1926; vgl. Uwe-Karsten *Ketelsen*: *Klaustrophobie im Kloster Lippoldsberg*. Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“: Ein Bilderbuch rechter Ideologie in Deutschland. In: Ders.: *Literatur und Drittes Reich*. Schernfeld 1992, S. 199–215.

ste Argwohn der regierenden Mehrheitsvölker notwendig machte. Der Verband war nicht unwichtig; man muß sich nur daran erinnern, welche bedeutende Rolle in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen Minderheitenfragen in der europäischen Politik gespielt haben.

Der Verband hielt allsommerlich seine Tagung ab. Dieser Kongreß, der im Vorjahr in Genf getagt hatte, war heuer nach Gablonz berufen worden, einer kleinen, fast rein deutschsprachigen Industriestadt im nördlichen Böhmen. Das heißt also: die sogenannten Sudetendeutschen waren die Gastgeber.

Es war beschlossen worden, gelegentlich dieses Kongresses einen auslandsdeutschen Dichterabend stattfinden zu lassen. Zu diesem wurde auch ich eingeladen.

Damals ließ das Dritte Reich mich bis auf gelegentliche Anrempelungen im Ganzen doch noch einigermaßen gewähren. Man hatte mich mit dem Stempel „auslandsdeutscher Dichter“ versehen, und in der politischen Konzeption des Nationalsozialismus war ja dem Auslandsdeutschtum eine wichtige Rolle zugedacht. So konnte ich die Einladung annehmen, ohne daß sich jener behördliche Widerspruch erhoben hätte, der mir späterhin jede Fahrt über die braunen Grenzen unmöglich gemacht hat. Es ist schwer zu schildern, welche Bedeutung für uns Abgesperrte in jener Zeit eine jede Auslandsreise hatte, selbst die bescheidenste und kürzeste. Das schwindelhafte Glücksgefühl solcher Reisen überkam mich auch diesmal, obwohl ja Böhmen Ausland nur noch in einem beschränkten Sinne war.

Zweifellos war keine deutsche Minderheit in einer so günstigen Lage wie die in der Tschechoslowakei, also die Deutschen in Böhmen und Mähren, die mit einem abscheulichen, künstlich erfundenen Namen als Sudetendeutsche bezeichnet wurden und am geräuschvollsten von allen über Bedrückungen klagten. Aber eben daß sie ihre anklagende Stimme so laut erheben durften, zeigt deutlich, wie weit ihre faktische Freiheit ging, eine Freiheit, die ihnen sogar die Möglichkeit gab, unter den Augen der tschechischen Behörden, die auf den mächtig gewordenen deutschen Nachbarstaat alle Rücksicht zu nehmen hatten, ja fast unter dem Schutz der tschechischen Gendarmerie SA- und SS-ähnliche Organisationen zu gründen und sie in höchst durchsichtiger Verhüllung sogar militärische Exerzitien vornehmen zu lassen. Zugleich waren sie die einzige deutsche Minderheit in Europa, deren Politik von rein irredentistischen Tendenzen getragen war; übrigens hatten irredentistische Stimmungen unter den böhmischen Deutschen, insbesondere unter der Jugend, schon zur habsburgischen Zeit eine Rolle gespielt.

Das Entstehen des nationalsozialistischen Staates in Deutschland hatte fast mit einem Schlage die Stellung aller deutschen Minoritäten verändert. Wohl gewannen in Anlehnung an das deutsche Vorbild in manchen Ländern die fascistischen, chauvinistischen und somit minoritätenfeindlichen Strömungen weiterhin an Boden, indessen war für die Minderheiten doch der Gewinn größer als der Verlust. Denn plötzlich hatten sie anstelle des professoralen Völker-

bundes einen zum Handeln entschlossenen Schutzherrn, den zu reizen unrätlich schien. Dafür waren sie freilich in eine neue Abhängigkeit geraten, die von Berlin. Das Geld strömte nun reichlich, aber auch der Terror griff, wiewohl in seiner kalten Abart, von Berlin aus herüber. Jede Bagatelle, jede Äußerung wurde nach Berlin berichtet. Mißliebige Zeitungen hatten ihren Kurs zu ändern, mißliebige Männer des öffentlichen Lebens hatten zu verschwinden. Die Minderheiten mußten in Berlin anfragen, wen sie als Wahlkandidaten aufzustellen hatten, und ihre parlamentarischen Abgeordneten hatten ihre Tätigkeit bis ins kleinste den von Berlin kommenden oder von den deutschen Gesandtschaften und Konsulaten ausgegebenen Weisungen anzupassen. Der Verein für das Deutschtum im Auslande,<sup>142</sup> eine alte, einflußreiche und finanzkräftige Organisation, war bereits gleichgeschaltet und zu einem Instrument der nationalsozialistischen Außenpolitik geworden.

Dennoch war es damals noch nicht gelungen, den Minoritätenverband vollständig zu nazifizieren und die letzten antifascistischen Kräfte aus ihm auszuschalten oder stillzulegen. Vielfach lag die Führung der deutschen Minoritäten noch in den Händen der älteren Generation, die dem Nationalsozialismus abwartend, skeptisch oder gar abgeneigt gegenüberstand, wenn sie sich auch eine offene Feindschaft nicht leisten konnte. Eine solche hätte die Abdrosselung aller Berliner Zuwendungen bedeutet, ohne diese aber hätten in den meisten Ländern die deutschen Schulen, Krankenhäuser, Bibliotheken, Unterstützungskassen, Stipendienanstalten und dergleichen geschlossen werden müssen; vielmehr, die bloße Drohung mit derartigen Sperrmaßnahmen hätte genügt, damit die betreffende Minderheit ihre leitenden Männer zum Rücktritt gezwungen und durch gefügige Nationalsozialisten ersetzt hätte. Neben dieser älteren Generation standen nun überall die jugendlichen revolutionären Fanatiker, in Deutschland in speziellen Kursen geschult, dem Führer und der Parteidoktrin blind ergeben und von jener radikalen Bedenkenlosigkeit in Ansehung der zu gebrauchenden Mittel, die der Nationalsozialismus von seinen Werkzeugen verlangte, dazu voller Mißtrauen und Haß gegen die „Kalkhaufen“ der älteren Generation.

Das alles ergab eine Situation von merkwürdiger Zwielfichtigkeit auch für diese paar Sommertage in Gablonz. Ich befand mich im Auslande und doch innerhalb des Dritten Reiches, etwa wie an Bord eines deutschen Schiffes auf dem Atlantischen Ozean, das in ständiger Funkverbindung mit dem Heimathafen und den Heimatbehörden stand.

Vier Dichtern hatte man sich verschrieben. Die Wahl war auf Hans Grimm, Josef Ponten, Erwin Wittstock und mich gefallen. Der Siebenbürger Wittstock

---

<sup>142</sup> Der „Verein für das Deutschtum im Ausland“ (VDA), 1881 gegründet und bis 1908 unter dem Namen „Allgemeiner Deutscher Schulverein“ firmierend, strebte zunächst vor allem nach Errichtung deutscher Schulen im Ausland. 1938 wurde der VDA in den „Volksbund für das Deutschtum im Ausland“ umgewandelt und für die Zwecke nationalsozialistischer Auslandspropaganda instrumentalisiert.

war der auslandsdeutsche von uns vieren. Ich lebte schon lange im Reich. Der aus Wiesbaden stammende Grimm galt um seiner südafrikanischen Jahre und Bücher willen als Exponent und zugleich Anwalt des Kolonialdeutschtums.

Ponten war sozusagen nachträglich zum Auslandsdeutschen avanciert. Er war aus jenem rheinischen Grenzstreifen gebürtig, der 1918 an Belgien hatte abgetreten werden müssen,<sup>143</sup> und in seiner voluminösen Romanreihe schien eine Natur- und Entwicklungsgeschichte des Auslandsdeutschtums gegeben oder doch angekündigt.

Mir persönlich war Wittstock der sympathischste, ein unaufdringlicher, ruhiger und zurückhaltender, mehr nach innen als nach außen gewandter Mensch, politisch indifferent und jedenfalls, was damals bei Auslandsdeutschen selten war, nicht zum Fanatismus neigend. An sein Buch „Die Freundschaft von Kockelburg“<sup>144</sup> denke ich gern zurück. Leider stand er, was seine öffentliche Wirkung angeht, im Schatten seines Landsmannes Heinrich Zillich, den er an Talent weit hinter sich ließ. Aber er hatte nicht Zillichs Gabe, sich in Szene zu setzen; Zillich, mit dem ich in den Anfangsjahren des Dritten Reiches gelegentlich zusammengekommen bin, war ein kaltschnäuziger Streber von geringer Eigenart, ein Konjunkturist, der sich schließlich mit Haut und Haaren dem Nationalsozialismus verschrieben hat.

Ponten war ein eitles, gespreiztes Männchen, auf den Erfolg bedacht und daher auch dem Nationalsozialismus gegenüber zu jeder Konzession bereit,<sup>145</sup> Er hatte angenehme, weltläufige Umgangsformen, und ich kam gut mit ihm aus. Ich fand auch nichts von jener fast krankhaften Empfindlichkeit, die manche ihm nachsagten und die ihn zum Beispiel entrüestet aufflammen ließ, als ihn einmal beim Platznehmen in der Münchner Osteria Bavaria jemand mit einer Anspielung auf seinen Namen unter einem Bilde der pontinischen Sümpfe placieren wollte. Er vertraute mir an, wie er zu seinen auslandsdeutschen Romanthemen gekommen war, wünschte aber nicht, daß dies allzu bekannt würde. Liebhaberhaft trieb er naturwissenschaftliche Studien und hatte hierbei das Glück, eine bis dahin unbekannte Korallenart zu entdecken. Daraufhin lud die Sowjetregierung ihn in den zwanziger Jahren zu einem Naturforscherkongreß nach Moskau ein; er wußte ihre Gastlichkeit und insbesondere ihren Kaviar nicht hoch genug zu rühmen. Im Anschluß an jene Tagung machte er, ebenfalls als Gast der Sowjetregierung, eine Schiffsreise die Wolga hinunter. Der große

<sup>143</sup> Gemeint ist das westliche Grenzgebiet um Eupen und Malmédy mit ca. 65 000, zu etwa 80% deutschstämmigen und deutschsprachigen Einwohnern. Aufgrund des Versailler Vertrages wurde es 1920 ohne Volksabstimmung an Belgien abgetreten.

<sup>144</sup> Erwin Wittstock: Die Freundschaft von Kockelburg. Erlebnisse der Sieben. München 1936.

<sup>145</sup> Vgl. Dietmar Lieser: Zwischen Distanz und Affinität. Anmerkungen zu Josef Pontens Weg in den Faschismus. In: Bernd Kortländer (Hrsg.): Literaturpreise, Literaturpolitik und Literatur am Beispiel der Region Rheinland/Westfalen. Stuttgart/Weimar 1998, S. 101–122.

Strom und seine Landschaft faszinierten ihn. Er gelangte in die Dörfer der wolgadeutschen Kolonisten, machte mit ihnen Bekanntschaft und empfing Eindrücke, aus denen ihm der Gedanke seines Romanwerks erwuchs. Den Plan dieses Werks, von dem damals einige Bände schon vorlagen, setzte er mir genau auseinander. So und so viele Bände waren noch zu schreiben, für jeden brauchte er eine Arbeitszeit von so und so langer Dauer. Im Stillen rechnete ich mir mit Verwunderung aus, daß er hundertjährig werden müßte, um dies Projekt auszuführen. Es blieb ein Torso, Ponten starb etwa sieben Jahre danach in München.

Hans Grimm traf erst unmittelbar vor dem Dichterabend ein und hielt sich den folgenden Tag über irgendwo in der Umgegend auf, und zwar, wie ehrerbietig versichert wurde, wichtige Besprechungen führend, sodaß ich ihn eigentlich erst am nächsten Abend kennen lernte. Der erste flüchtige Eindruck war der eines langen, dünnen Mannes von oberlehrerhaftem Typus und unfreiem Gehaben, lederzäh, humorlos, amüsich, doktrinär, aber gewissenhaft und sauber; vieler Irrtümer, mancher törichten, aber keiner unehrenhaften Handlung fähig. Dieser Eindruck bestätigte sich hernach.

Wohl oder übel mußten wir vielfach mit Wilhelm Pleyer zusammen sein, der uns gegenüber namens der sudetendeutschen Literaturkreise die Honneurs machte. Pleyer war ein junger sudetendeutscher Dichter und Redakteur einer Reichenberger Zeitung, der es später zu einem hohen Rang innerhalb der Hierarchie der braunen Tendenzdichter bringen sollte. Damals befand er sich erst in seinen Anfängen. Er war persönlich nicht unsympathisch, und es wäre mit ihm nicht schlecht auszukommen gewesen, hätte ihn die großdeutsch nationalsozialistische Suggestion nicht so völlig ergriffen und um jede Individualität gebracht. Es ging mir mit ihm wie mit vielen von seiner Art. Sprach man von einem neutralen Thema, so hätte man sich in seiner Gesellschaft leidlich wohl befinden können. Aber gab es denn neutrale Themen? Und konnte man denn länger als auf Augenblicke vergessen, welchem Dienst er sich verschrieben hatte, welchem Dämon er verfallen war? Gespräche mit Leuten seinesgleichen gehören für mich zu den qualvollsten Erinnerungen dieser Jahre. Man redete über Harmlosigkeiten, als lebte man noch in einer Welt, die nicht vollkommen in Frage gestellt war. Man mußte trachten, das Gespräch so zu lenken, daß man nicht in den Fall gesetzt wurde, etwas zu sagen, was einen ins Verderben brachte. Und zugleich durfte man sich doch keine Gelegenheit entgehen lassen, einem Geblendeten den Star zu stechen, so genau man auch wußte, daß viele dieser Starfälle inoperabel waren. Das ergab eine Gezwungenheit, Ungelöstheit, Verkrampftheit, an der man hätte ersticken müssen und aus der es eigentlich keinen andern Ausweg gab als den in den Alkohol. Diesen Ausweg habe ich denn in den Kongreßtagen häufig beschritten, nicht zuletzt bei einem Tee, der uns zu Ehren auf dem deutschen Konsulat in Reichenberg gegeben wurde; Gottlob standen Liqueure reichlich zur Wahl.

Pleyer war als Dichter uninteressant, aber frei von der Großspurigkeit des frühzeitig zur Wirkung Gelangten und zugleich aus den denkbar engsten Ver-

hältnissen Aufgestiegenen. Er stammte aus einer armen, kinderreichen Bergmanns- oder Kleinbauernfamilie. Sein Bruder Kleo Pleyer hat als fanatischer, verbissener Radikalist von sich reden machen. Anfangs mit einer jüdischen Frau verheiratet, korrigierte er später diesen Fehler, hatte eine Professur in Königsberg, wurde vom Nationalsozialismus vielfach ausgezeichnet und hinterließ, als er im Kriege fiel, ein Kriegsbuch.<sup>146</sup> das von seiner Witwe herausgegeben wurde und einen Gipfelpunkt an Vergewaltigung der eigenen Erkenntnis und des eigenen besseren Gefühls darstellte. Als Anschauungs- und Beweisstück für spätere Generationen, von denen ich die Vorstellung habe, es müsse ihnen schwer fallen, die Geschehnisse und Geistesverfassungen jener Zeit für möglich zu halten, könnte dies Pleyersche Buch in jedem zeitgeschichtlichen Museum eine Ehrenstelle einnehmen.

Der auslandsdeutsche Dichterabend fand in einem festlich geschmückten Saale statt und vor einem sehr zahlreichen, bereitwilligen, aber unkritischen Publikum, das in seiner nationalistischen Überhitzung jedes aus Deutschland kommende Wort wie ein Evangelium aufnahm. Wittstock las eine Erzählung, Ponten ein Romankapitel, ich eine kurze Novelle und ein paar Gedichte. Grimm gab einen Überblick über sein Leben unter besonderer Hervorhebung aller derjenigen Bücher, die in den einzelnen Phasen seines Lebensganges für ihn epochemachend gewesen waren und noch jetzt zu seinem geistigen Hausrat gehörten. Im Milieu dieses Abends, in welchem man groteskerweise selbst in mir einen Boten aus dem Reiche des Heils erblickte, wurde insbesondere Hans Grimm als ein Wesen höherer Art empfungen. Dazu kam, daß er damals auf dem Gipfel seiner Beliebtheit und Popularität stand. So fand er die denkbar günstigsten Bedingungen vor. Man hing gläubig an seinen Lippen.

Indessen war, was er an literarischen Werturteilen von sich gab, derart befremdend, derart vor den Kopf schlagend, daß dem gebildeteren Teil des so begeisterungswilligen Auditoriums seine Verblüfftheit, seine Verwunderung, schließlich sein Erschrecken deutlich anzumerken war. Der von keiner Muse oder Grazie angeblickte, geschweige denn geliebteste Grimm offenbarte das Geschmacksniveau eines kleinen Handlungsreisenden, wenn er etwa Rudolf Herzogs entsetzlichen Unterhaltungsroman „Die Wiskottens“<sup>147</sup> mit tödlichem Ernste als das „Hohelied der deutschen Arbeit“ rühmte. Solcher Äußerungen fanden sich noch manche.

„Kann der Mann“, so las man auf manchen stutzigen Gesichtern. „kann der Mann, der sich am Minderwertigsten, am Letztrangigen zu begeistern vermag, kann der wirklich der große Dichter unserer Zeit sein, als den man ihn uns hingestellt hat? Dennoch – er muß es sein, er kommt ja aus Deutschland!“

<sup>146</sup> Kleo Pleyer: Volk im Feld. Hamburg 1943.

<sup>147</sup> Rudolf Herzog: Die Wiskottens. Stuttgart 1906.

„Ich möchte jetzt,“ sagte Grimm in seinem Vortrag, „auf mein Verhältnis zur Lyrik eingehen. Unter den heutigen Lyrikern gibt es nur einen einzigen, der wirklich zu meinem Innersten spricht. Wenn ich könnte, wie ich wollte, so würde ich an den Feld- und Waldwegen in der Umgebung meines Hauses überall große Steinplatten aufstellen und in sie die Gedichte dieses Mannes eingraben lassen, damit ich sie auf meinen Spaziergängen immer vor Augen hätte.“

Unstreitig hat die Vorstellung dieser mit Gedichten bedeckten Runensteinaleen etwas Beklemmendes. Doch wurde, wenigstens bei mir, diese Beklemmung durch die Neugier auf den Namen des Grimmschen Favoriten überdeckt. Aber auch dem ganzen übrigen Auditorium war bei diesen Worten deutlich die Spannung anzumerken, und wahrscheinlich hatte mancher im Stillen zu raten begonnen.

Grimm machte, um den Effekt seiner Denkmalsenthüllung vorbereitend zu steigern, eine kleine Pause und erklärte dann: „Dieser Dichter ist Hermann Claudius.“

Ich war durch die Heranziehung der Wiskottens bereits auf Ungewöhnliches vorbereitet. Dennoch war dies eine Überraschung, und auch von den Sudeten-Deutschen mögen manche das empfunden haben. Denn wer war Claudius? Ein schwächliches, aufgeplustertes, selbstzufriedenes Halbtalentchen, ein Reimklemptner von platter Moral, innig, sinnig und sonnig, recht ein Sänger des kleinbürgerhaft Gemütvollen. Ich bin diesem Claudius zweimal begegnet, das erste Mal 1932 in irgendeiner Berliner literarischen Veranstaltung, bei der wir vielleicht drei Worte miteinander gesprochen haben mögen, das zweite Mal fünf Jahre später auf dem Bahnhof in Lindau. Da klopfte er mir jovial auf die Schulter, redete mich mit: „Mensch, Bergengruen!“ an und duzte mich; obwohl ich ihn wiedererkannte, fragte ich eisig: „Verzeihen Sie, mit wem habe ich das Vergnügen?“

Dies Duzen, dies sinnlose Überkleistern jeder Distanz war auch so eine nationalsozialistische Gepflogenheit, die aus den Fabriken, der rauhen SA-Kameradschaftlichkeit, den Obdachlosenasylen, Lagern und Kasernen übernommen worden war. Man konnte damals Briefe von Unbekannten, auch beispielsweise aus Verlegerkreisen, bekommen, die statt mit „sehr geehrter Herr“ mit „lieber Kamerad Bergengruen“ begannen, wenn sie es auch nicht bis zum Duzkomment trieben, den sich mir gegenüber einzig dieser hinkende Bote des Dritten Reiches herausgenommen hat. Claudius, der sich fortwährend auf seinen Urgroßvater, den herrlichen alten Matthias berief, war ein ehemaliger Hamburger Volksschullehrer, der sich lange auf die Sozialdemokratie gestützt hatte und von dieser in die Höhe getragen worden war. Das hinderte ihn nicht, später unter Grimms Förderung zum Schoßkind des braunen Regimes aufzusteigen. Eins seiner sehr verbreiteten Gedichte haftet unaustilgbar in meinem Gedächtnis und erzeugt mir jedesmal, wenn meine Erinnerung es streift, eine Art Schwindelgefühl, das an Karussell, Riesenschaukel und zugleich an „Meine Tante, deine Tante“ gemahnt. Es lautet:

„Herrgott, steh dem Führer bei,  
 daß sein Werk das deine sei,  
 daß dein Werk das seine sei, Herrgott,  
 steh dem Führer bei.  
 Herrgott, steh uns allen bei,  
 daß sein Werk das unsre sei,  
 unser Werk das seine sei.  
 Herrgott, steh uns allen bei.“

Die dritte Strophe „Führer, steh dem Herrgott bei“ scheint leider nicht mitgedichtet worden zu sein. Keine Mohrenwäsche wird diese Gebräuntheit von Claudius nehmen können.

Es gibt Dinge, über die nicht gestritten werden kann. Dinge, angesichts deren niemand die Möglichkeit hat, sich auf das Recht des eigenen Geschmacks oder der eigenen Überzeugung zurückzuziehen. Die Behauptung, ein giftgrünes, chemisch hergestelltes Mineralwasser mit Fruchtgeschmack verdiene den Vorzug vor den Grands vins der Bourgogne, sagt nichts über beide Getränkearten aus, sondern klassifiziert lediglich den Urteiler; nicht anders verhält es sich mit Grimms Äußerungen über Männer vom Schlage des Rudolf Herzog oder Hermann Claudius.

Abseits der eigentlichen Zwecke des Kongresses genöß ich in Gablonz eine Atmosphäre von ein wenig ferienhafter Heiterkeit. Denn so sehr hier schon die Ausstrahlungen des Dritten Reiches prävalierten, man durfte sich doch der Fiktion hingeben, außerhalb seiner Gefängnismauern zu sein, und gänzlich eine Fiktion war es eben doch nicht. Ein Stück Europa reichte in die Tagung herein. Dazu traf ich alte Bekannte, ja sogar Kindheitsgespielen unter den aus Riga und Reval gekommenen Kongreßteilnehmern, wir gerieten in tausend Erinnerungen und Späße und in ein wohlütiges alkoholisches Gewölk. Auch sonst entsinne ich mich zahlreicher belustigender Einzelheiten. Der Zimmerkellner meines Hotels hatte ein Buch geschrieben; es behandelte seine Erlebnisse in russischer Kriegsgefangenschaft und war vermutlich nicht schlechter als andere seinesgleichen. Bereits am ersten Abend fand ich das Manuskript mit einigen in schwungvoller Kellnerhandschrift gehaltenen Begleitzeilen, die mit der Anrede: „Hochverehrter, hochwohlgeborener Herr Dichter“ begannen, auf meinem Nachttisch. Ich las es gewissenhaft; einen Verleger, wie der Autor gehofft hatte, konnte ich ihm aber nicht beschaffen.

Plötzlich verbreitete sich in Gablonz die teils mit Begeisterung, teils mit Ehrfurcht aufgenommene Nachricht, Konrad Henlein werde persönlich erscheinen. Er traf ein, von einem förmlichen Stabe umringt. Henlein, ganz und gar ein Turnlehrer, erschien mir wie eine verkleinerte Kopie Hitlers, nicht in seinem Wesen, wohl aber in seinem Auftreten. Alles war aufgezümt wie im Dritten Reich, nur daß keine Uniformen getragen werden konnten. Alles war wichtig, eilig, aufgebläht, unaufhörlich mußte telegraphiert, telephoniert, beraten und befohlen werden. Ich fühlte mich an Kinder gemahnt, die Königshof

oder Soldaten spielen. Alles war in ständiger Beflagungsbereitschaft. Alle diese Sudetendeutschen genossen die infantilen Beglückungen romantischer Verschwörerhaftigkeit. Für alles aus Deutschland Kommende herrschte ein völlig naiver Enthusiasmus; denn diese fanatisierten, verzauberten Menschen hatten die Konfrontation mit der Wirklichkeit des Naziregimes ja noch nicht erlebt; und hätten sie sie erlebt, so hätten sie sie nicht anerkannt, sondern eher der eigenen Wahrnehmungsfähigkeit die Gefolgschaft aufgesagt.

Erhard Kröger, ein verbummelter Student aus Riga, der zu den Totengräbern des alten Baltentums gehört, war damals etwas wie ein illegaler Führer des baltischen Deutschtums oder trat doch mit einem dahingehenden Anspruch auf. Erfüllt von Mißtrauen gegen die der älteren Generation angehörigen, von der nationalsozialistischen Infiltration noch nicht erfaßten politischen Führer des Baltentums, kam er mit einigen seiner Gesinnungs- und Altersgenossen plötzlich ebenfalls in Gablonz angereist. Sie waren weder eingeladen noch erwartet. Sie drängten sich auch zu den interneren Sitzungen. Niemand wagte sie hinauszweisen. Und doch war ihr befremdliches Erscheinen höchst ungelegen. Denn wenn auch die nationalsozialistische Führung in den Minoritätendingen damals bereits ausschlaggebend war, so war sie doch noch nicht unbestritten, und in der Leitung des Verbandes saßen bejahrte, erfahrene, korrekte und vielleicht allzukorrekte Völkerbundspolitiker. Mit den jungen Radikalen drang nun noch eine ganz spezielle Gefahr in die Gablonzer Beratungszimmer. Nämlich die aktivistischen Gruppen innerhalb des Auslandsdeutschtums unterhielten auf Grund der gemeinsamen fascistischen Ideologie enge Beziehungen zu den gleichgearteten Strömungen bei den Mehrheitsvölkern, ohne Rücksicht auf die Minoritäten- und Deutschfeindlichkeit dieser Richtungen; dies war die merkwürdige Internationale der Nationalisten, ein völlig absurdes, aber in seiner Absurdität für die absurde Zeit ungemein charakteristisches Gebilde. Man konnte nie wissen, welche Indiskretionen diese Krögers etwa begingen. Plötzlich trugen sie ihren lettischen Freundfeinden, mit denen sie nichts verband als der gemeinsame Haß gegen die in parlamentarischen und völkerrechtlichen Vorteilen befangene ältere Generation, Informationen zu, die sich zum unmittelbarsten Schaden der deutschen Minorität auswirken mußten.

Konrad Henlein hat, ebenso wie in kleinerem Maßstabe Erhard Kröger, die charakteristische Quittung erhalten. Als sie ihren Dienst verrichtet hatten, bedurfte man ihrer nicht mehr. Kröger wurde auf einen untergeordneten Posten abgeschoben, und Henlein erging es, wenn auch in größeren Verhältnissen, nicht viel besser; Hitler mochte befürchtet haben, Henlein werde dazu neigen, sich als relativ selbständiger Führer der Sudetendeutschen zu etablieren. Das aber konnte er nicht wünschen; in dieser Richtung hatte er mit dem sogenannten Frankenführer Julius Streicher seine Erfahrungen gemacht.

Vielleicht ließe sich, allem Augenschein zuwider, behaupten, die Mehrzahl der Kongreßteilnehmer, von den Sudetendeutschen freilich abgesehen, habe aus Männern bestanden, die sich von der nazistischen Suggestion freigehalten

hatten. Mit diesen fand man sich bald zusammen und verständigte sich aufs beste. Ich denke hierbei zum Beispiel an meinen Landsmann Baron Üxküll, der ehemals die Libausche Zeitung redigiert hatte und jetzt als Journalist in Wien lebte. Er sah gleich mir das kommende Unheil. Drei Jahre später, beim Einmarsch der Deutschen in Österreich,<sup>148</sup> hat er, der mit einer Jüdin in vertrauten Beziehungen stand, sich das Leben genommen.

Bei den geselligen Anlässen, deren es manche gab, war es natürlich nicht möglich, einen klaren Strich zwischen Gesinnungsfreunden und Gesinnungsfeinden zu ziehen. Bekannte und Unbekannte saßen zusammen, es wurde gekommen und gegangen. Dies gilt auch von der lebhaften Nacht, die sich an den Dichterabend schloß. Es ging, wie es in solchen Nächten geht. Der Kreis wird kleiner, einer nach dem andern verliert sich, schließlich waren wir noch zu zweit, und zwar war mein Partner der Senator Pfrogner, sudetendeutscher Abgeordneter im Prager Parlament, ein trinkfester Mann, der zur Gitarre singen konnte und mir mit Tiroler Volks- und Soldatenliedern viel Freude machte. Ganz zuletzt saßen wir, schon bei hellem Tage, in einem Kaffeehause, das mit einem Hotel verbunden war, und in diesem Hotel wohnte eine stattliche Anzahl von Kongreßteilnehmern, die sich nun zum Frühstück im Kaffeehause einstellten. Pfrogner und ich waren mittlerweile auf die Politik gekommen und aneinander geraten. Zum Schluß ritt mich der Teufel, und beim Abschied faßte ich alle meine Empfindungen in einen Satz zusammen, den ich ihm unbekümmert um die ringsum frühstückenden reichs- und auslandsdeutschen Nationalsozialisten zurief: „Schämen Sie sich nicht, als alter Kaiserjägeroffizier dieser braunen Scheiße nachzulaufen?“

Im Augenblick dieser Eruption war ich außer Stande, die Erstarrung wahrzunehmen und einzuschätzen, die sich unter den Kaffeehausgästen verbreitete. Sie ist mir später geschildert worden.

Man muß bedenken, daß wir uns unter fortwährender Aufsicht und Bespitzelung befanden. Es ist nicht recht zu verstehen, daß meine Unvorsichtigkeit ohne Konsequenzen blieb. Ich kann nur annehmen, mein Schutzengel, der in diesem Falle mit dem dieu des enfants et des ivrognes identisch gewesen sein mag, habe mich auch hier behütet.

Zu meinen Unvorsichtigkeiten gehörte übrigens auch die unbezähmbare Gier, mit der ich mich auf die ausländischen Zeitungen stürzte und die im Dritten Reiche verbotensten und verpönten Blätter kaufte. Auch hierin wußte ich mich in den Gablonzer Tagen nicht zu beherrschen und konnte nicht verstehen, wie zum Beispiel Ponten es fertigbrachte, sich in einer klugen Reserve zu halten, die er nur unter vier Augen in stoßseufzerhaften Geständnissen gelegentlich durchbrach.

<sup>148</sup> Am 12. März 1938 ließ Hitler deutsche Truppen in Österreich einrücken, die von der Bevölkerung überwiegend begeistert empfangen wurden. Zwei Tage später erfolgte per Gesetz die „Wiedervereinigung Österreichs mit dem Deutschen Reich“.

Auf dem Heimwege in mein Hotel, es war inzwischen zehn Uhr vormittags geworden, hatte ich ein spaßiges Erlebnis. Eine Dame trat auf mich zu und sprach mich an. In einer für meinen Geschmack allzu gefühlvollen Weise erklärte sie, sie müsse mir noch einmal persönlich für die gestern vorgelesenen Verse danken. Allein mitten in ihrer Rede stutzte sie: sie hatte die Dunstwolke von Alkohol gewittert, die ich als Aura mit mir trug und nolens volens verbreitete. Offenbar entrüstete sie sich jetzt mit der ganzen Humorlosigkeit der Sentimentalen. Sie brach abrupt ab, machte, kavalleristisch gesprochen, auf der Hinterhand kehrt und schoß davon. Ich denke, sie wird dafür gesorgt haben, daß ich in Gablonz, wenn auch nicht einen guten Geruch, so doch eine Legende hinterlassen habe.

Ich schlief nun bis in den Nachmittag hinein und ging am Abend in den Ratskeller, wo sich ein kleiner Kreis zusammenfand. Seinen Mittelpunkt bildete Hans Grimm. Dieser ließ mich deutlich merken, wie sehr er meine Ausschweifung mißbilligte, von der ihm der Kongreßklatsch natürlich bereits Kenntnis gegeben hatte; der leidenschaftslose Mann hatte für dergleichen kein Verständnis. Er begrüßte mich mit pädagogischer Malice: er freue sich, mich in so guter Verfassung und sogar biertrinkend hier zu finden. „... Nach einer Nacht, wie Sie sie hinter sich haben ... Wenn ich an einem solchen Exzeß teilgenommen hätte, wäre ich tagelang todkrank ...“. Ich verknipte mir die Erwiderung: „Sehen Sie, das ist eben einer der vielen Unterschiede zwischen uns beiden.“ Da hatte ich denn meine Zensur und sah mich mit einer schlechten Sittennote ins Klassenbuch geschrieben.

Grimm galt den Sudetendeutschen als Autorität, als authentischer Eingeweihter, an den man sich mit der Bitte um allerhand Aufschlüsse wenden konnte. So fragte ihn Pleyer unter anderem nach den kirchlichen Vorgängen in Deutschland und sprach bei dieser Gelegenheit mit Stolz davon, daß dergleichen im Sudetenlande nicht denkbar wäre; er rühmte einen katholischen Priester seiner Heimat, der soeben ein rassenantisemitisches Buch geschrieben habe. Er fügte hinzu, bei ihnen könne es niemand verstehen, warum in Deutschland der Staat so langmütig sei und etwa „die Verräter von der sogenannten Bekenntniskirche“<sup>149</sup> nicht kurzerhand fusilieren lasse.

Grimm antwortete, man müsse diese Dinge nicht unbedingt mit solcher Schroffheit betrachten; es gebe in den bekenntniskirchlichen Kreisen zweifellos auch Leute, denen ein gewisser subjektiver guter Glaube nicht ganz abgesprochen werden könne. „Ich persönlich“, so setzte er hinzu, „stehe natürlich über diesen Dingen.“

Mir mißfiel diese Bemerkung, und es wäre wohl geschmackvoller gewesen, wenn er gesagt hätte: „Ich habe zu diesen Dingen keinen Zugang“ oder etwas

<sup>149</sup> Die 1934 von dem evangelischen Pfarrer Martin Niemöller gegründete Bewegung der „Bekennenden Kirche“ wendete sich gegen den allumfassenden Machtanspruch des Nationalsozialismus und wurde vom nationalsozialistischen Staat mittels Amtsenthebungen, Verfolgungen und Inhaftierungen kirchentreuer Pfarrer bekämpft.

dem Ähnliches. Ich sagte aber nichts, denn die Umstände des Beisammenseins boten für ein Religionsgespräch nicht die rechten Voraussetzungen.

Unstreitig hat Grimm zu den geistigen Wegbereitern des Nationalsozialismus gehört, wenn auch nur auf dem Umwege über den von ihm vertretenen hypertrophischen Nationalismus.<sup>150</sup> Er empfing alle Vorteile und literarischen Ehren, die das Dritte Reich zu vergeben hatte, und war einer der Großen der nationalsozialistischen Dichterakademie, in die er auch seinem Schützling Claudius hereinhalf. Seine Bücher wurden viel gelesen und erreichten unter staatlicher Förderung hohe Auflagen, sodaß er sich einen ansehnlichen Landsitz an der Weser, seinem Sohn ein Gut in Ostpreußen kaufen konnte. Auf diesem Weserbesitztum, einem ehemaligen klösterlichen Anwesen namens Lippoldsberg, demselben, dessen Umgebung er mit gereimten Claudius'schen Petrefakten zu schmücken wünschte, versammelte er in gewissen Abständen die ihm nahestehenden Literaten zu einer Art Privatakademie,<sup>151</sup> auch hierbei dem präzeptorenhaften Element seines Charakters einen weiten Spielraum gewährend. Berichte und Bilder von diesen Zusammenkünften nahmen in der nationalsozialistischen Presse einen breiten Raum ein.

Allem zum Trotz aber ist ihm das Zeugnis auszustellen, daß er ein rechtlicher, redlicher, aufrechter und mutiger Mann geblieben ist.

Man weiß, wie im Dritten Reich die Ergebnisse der sogenannten Wahlen oder Volksabstimmungen zustandekamen. Es galt, dem Führer mit einem „Ja“ das Vertrauen oder mit einem „Nein“ das Mißtrauen auszusprechen. Zur Erzielung des gewünschten Resultats gab es zwei Methoden. Die eine bestand darin, daß neben dem schriftlich Abstimmenden ein SA-Mann stand, der ihm über die Schulter sah und ihn, falls er ein „Nein“ hinsetzte, zu verhaften hatte. Die andere Methode war die, daß sich die Behörden jedes Eingriffs in den Abstimmungsakt und sein Geheimnis enthielten, dafür aber die notwendigen Korrekturen bei der Zählung der abgegebenen Stimmen vornahmen: Hans Grimm hatte den Mut, nach einer derartigen Abstimmung einen Brief an den Reichsinnenminister Frick zu richten, des Inhalts, es müßten bei der Zählung der Stimmen oder bei der Bekanntgabe der Abstimmungsergebnisse Irrtümer vorgefallen sein: aus seiner Gemeinde seien hundert Prozent Ja-Stimmen gemel-

<sup>150</sup> Vgl. instruktiv Hans *Sarkowicz*: Zwischen Sympathie und Apologie. Der Schriftsteller Hans Grimm und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus. In: Karl Corino (Hrsg.): Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus. Hamburg 1980. S. 120–135, und Klaus *van Delft*: Kritische Apologie des Nationalsozialismus: Hans Grimms Konservative Revolution? In: Jörg Thuncke (Hrsg.): Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus. Bonn 1987. S. 255–277.

<sup>151</sup> Diese von Hans Grimm veranstalteten Lippoldsberger Dichtertage erfuhren ab 1950 rege Fortsetzung; dazu direkt Gerd *Koch*: Dichtertage bei Hans Grimm. Autor des Romans „Volk ohne Raum“, in Lippoldsberg an der Weser. In: Ders. (Hrsg.): Literarisches Leben. Exil und Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1996. S. 93–151.

det worden, aber wenigstens von sich selber und von seiner Frau wisse er genau, daß sie mit „Nein“ gestimmt hätten. Ein Brief solcher Art hätte für einen gewöhnlichen und namenlosen Menschen die Preisgabe seines Daseins bedeutet. Ganz dieses Gewicht konnte er im Falle Grimms nicht haben; gleichwohl gehörte auch für ihn ein nicht geringes Maß männlicher Courage zu dieser schriftlichen Äußerung. Eine Weile konnte er sich derartige Dinge leisten, ohne daß sie seine Stellung erschütterten. Das Dritte Reich hatte ihn allzusehr als den Seinen fetiert, ihm allzu laut gehuldigt, als daß es ihn plötzlich hätte fallen lassen können. Immerhin begann er jetzt in der offiziellen Schätzung zu sinken, und Goebbels drohte ihm mehrfach seine Ungnade an.<sup>152</sup>

Seit Kriegsbeginn hörte man nur noch wenig von ihm. Er hatte sich verbittert nach Ostpreußen, auf den Besitz seines Sohnes, zurückgezogen. Seine außenpolitische Konzeption, die in dem Gedanken einer deutsch-englischen Freundschaft oder gar Allianz gipfelte und für die er in Vorträgen und Aufsätzen geworben,<sup>153</sup> hatte Schiffbruch erlitten. Ein großer Roman, der solche Gedanken vertrat, konnte nicht erscheinen. In England waren sie nie ernst genommen worden. Bei einem Vortrag, den Grimm einige Jahre vor dem Kriege in Cambridge oder Oxford hielt, wurde er von den Studenten ausgelacht, als er die These vertrat, Deutsche und Engländer als die beiden großen Herrenvölker hätten Anspruch auf gemeinsame Ausübung der Weltherrschaft.

Mir scheint, er verwand es nicht, daß er als Deutscher anstatt als Engländer zur Welt gekommen war, und vielleicht ist seine ganze Gedankenwelt nur aus diesem Punkte zu begreifen. Sicher kannte er das englische Wesen besser, als ich es kenne; und doch möchte ich glauben, daß er bestimmte englische Züge mißverstand, wenn er den Engländern, ein wenig mechanisch, jene Form des Imperialismus unterstellte, die im Alldeutschtum zuhause war, und wenn er die ganz anders gearteten Impulse der englischen Kolonialpolitik verkannte oder wahrzunehmen sich weigerte.

918

Während des letzten Krieges bildete sich in Freiburg die volkstümliche Vorstellung, die Stadt werde vor Luftangriffen und Zerstörungen behütet bleiben, weil Reinhold Schneider dort wohnte.<sup>154</sup> Es ist wunderbar, daß solche Gedan-

<sup>152</sup> Vgl. Die Tagebücher von Joseph Goebbels. Sämtliche Fragmente. Hrsg. von Elke Fröhlich. Teil I: Aufzeichnungen 1924–1941. Bde. 1–4. München/New York/London/Paris 1987, hier Bd. 3, S. 500 (5. August 1938), 538 (20. November 1938), 541 f. (3. Dezember 1938); dazu jetzt auch *Anette Gümbel*: „Volk ohne Raum“. Der Schriftsteller Hans Grimm zwischen national-konservativem Denken und völkischer Ideologie. Darmstadt/Marburg 2003.

<sup>153</sup> Vgl. Hans Grimm: Englische Rede. Wie ich den Engländer sehe. Deutscher und englischer Wortlaut. Gütersloh 1938; ferner *ders.*: Der Schriftsteller und die Zeit. Bekenntnis. München 1931, S. 97–128.

<sup>154</sup> Vgl. W. Bergengruen: Mündlich gesprochen (wie Anm. 84), S. 15–88; N. Luise Hak-

ken auch in unseren Zeiten noch möglich sind: sie wurden getragen nicht von jenen Menschenschichten, die Reinhold Schneiders Bücher kannten, sondern von den nichtlesenden, denen sich auf eine viel unmittelbarere Weise eine Ausstrahlung seines Wesens mitgeteilt hatte. Ich nehme an, mit der großen Zerstörung Freiburgs<sup>155</sup> – bei der übrigens Reinhold Schneider nicht zu Schaden kam – werde dieser Gedanke den Leuten, die ihn hatten, nicht als widerlegt gegolten haben; er mag sich nur in irgendeiner Art transformiert haben.

Im Jahre 1944 kam einmal das Gerücht auf, Reinhold Schneider sei gestorben. Bereits wurden an manchen Orten Seelenmessen für ihn gelesen, und auch in protestantischen Kirchen wurde seiner von der Kanzel her gedacht. Ich bin gewiß, daß unter denen, die ihn für tot hielten, dieser oder jener ihn auch schon um seine Fürbitte angerufen haben wird. Denn er galt als heiligmäßig, und es ist eine verbreitete Meinung, er werde dereinst heiliggesprochen werden. Ob dies geschehen wird, bleibe dahingestellt, aber es liegt in der Vorstellung eines selig- oder heiliggesprochenen Reinhold Schneider nichts, dem mein Gefühl nicht freudig zustimmte; und mit der gleichen Unbefangenheit, mit der ich bei Lebzeiten zu ihm sagte, er möge mir doch die Zigaretten herüberreichen oder mein Glas wieder füllen, würde ich zu ihm sagen, er möge mir von Gott die und die Gnade erbitten. Ich bin gewiß, er täte es.

Was ist das für ein sonderbarer Gedanke, das Bild eines Menschen, mit dem man freundschaftlich geplaudert, gelacht, Zigaretten geraucht, Wein und schwarzen Kaffee getrunken hat, solle vielleicht einmal auf Altären stehen! Sonderbar? Nein, sonderbar ist der Gedanke nicht, denn die natürliche Schöpfung und die geistliche sind ja aus den selben Händen hervorgegangen, und eine Anstößigkeit könnte hier bloß für denjenigen liegen, der die beiden zu trennen gewohnt ist und der geistlichen nur den eingeschränkten Raum eines Kirchenschiffs und eines von neun bis halb elf währenden Sonntagvormittags zugestehen mag.

Reinhold Schneiders Bedeutung und Wirkung gehen weit über das Literarische hinaus. Sie sind, insbesondere in den Kriegsjahren, gar nicht abzuschätzen gewesen.

Der erste Eindruck, der von dem großen, über zwei Meter messenden Manne ausgeht, ist der einer strahlenden, strömenden Lauterkeit. Auffallend und unvergeßbar ist die Kraft seines Händedrucks, der fast Schmerzempfindungen hervorruft und zugleich das Gefühl gibt, als ströme eine Kraft von Reinhold Schneider zu seinem Partner hinüber. Aber das ist keine Kraft, deren Fortgabe den Geber schwächte, und es ist eine Kraft, der keine Kränklichkeit etwas an-

---

*kelsberger-Bergengruen* (Hrsg.): Werner Bergengruen – Reinhold Schneider. Briefwechsel. Freiburg/Basel/Wien 1966.

<sup>155</sup> Freiburg, das – militärisch vollkommen irrelevant – länger als viele andere deutsche Städte vom Luftkrieg verschont blieb, wurde am 27. Januar 1944 von alliierten Bombern angegriffen; dabei wurden 70% der Altstadt zerstört, 2700 Menschen starben.

haben kann. Immer habe ich es empfunden, daß es sich bei einem Shake-hands mit ihm nicht, wie sonst allenthalben, um einen Austausch handelt, sondern um ein Geben von seiner, ein Empfangen von der anderen Seite.

Ein mönchisches Element in ihm scheint fast bis zur Auslöschung des privaten Lebens zu wirken. Allein das führt irre, und schon sein Humor, der sich freilich keine Stätte in seinem Oeuvre schafft, seiner menschlichen Gesamterscheinung indessen unverkennbar und unabsonderbar zusteht, mag diesen Eindruck aufheben oder doch einschränkend berichtigen.

Ständig von Kränklichkeit und Schmerzen beschattet, ständig mit dem Tode in Verbindung, in einem Zustande kerzenhaften Sichverzehrens, meist im Liegen schreibend, (und zwar, da kein gewöhnliches Bett seinen körperlichen Dimensionen entspricht, auf einer von Wilhelm II. – dem er als Frucht der Exiljahre eine „wahrhaft kaiserliche Güte“ nachrühmt<sup>156</sup> – ihm vererbten Couch), so erscheint er den Menschen als einer ihrer Vorleider und Vorbeter, Fürbitter und Fürleider. Und über solchem Sühnen und Leiden liegt jene Heiterkeit, deren Glanz ihren himmlischen Ursprung bezeugt. Sein Körper verweigert die gewöhnliche Art der Ernährung. Notwendig ist ihm der Wein als Nahrungs-, Stärkungs-, Heil- und Freudelement zugleich. Eines Nachmittags hatten wir in seiner Freiburger Wohnung beim Wein gesessen. Gegen Abend erklärte er, er habe noch eine Vorlesung zu halten. Ich fragte nach deren Anlaß und Ort, und mit einem Lächeln bezaubernder Verlegenheit antwortete er heiter: „In der Trinkerfürsorge.“ Ich begleitete ihn; er hatte sich auf eine Abendstunde den jungen Leuten zur Verfügung gestellt, die im Schulungskurs einer caritativen Organisation zu Trinkerfürsorgern und Trinkerfürsorgerinnen herangebildet wurden. Nach der Vorlesung kehrten wir in seine Wohnung zurück und setzten unsere Art der Trinkerfürsorge fort. Ich kann des Vorfalles nicht gedenken, ohne mich an einen Vers des Cherubinischen Wandersmannes<sup>157</sup> erinnert zu fühlen: „Gott sind die Werke gleich. Der Heilige, wann er trinkt, gefällt ihm so wohl, als wann er bet't und singt.“

Mehr Denker als Dichter, mehr Dichter als Künstler, hat Reinhold Schneider gleichwohl Verse geschrieben, die zu den vollkommenen unserer Sprache ge-

<sup>156</sup> Schneider, von 1932 bis 1937 in Berlin und Potsdam lebend, hatte in seinem 1933 erschienenen Buch „Die Hohenzollern. Tragik und Königtum“ eine Sinndeutung der preußischen Geschichte aus prononciert monarchistischer Perspektive geboten. Daraufhin war er von Wilhelm II. mehrfach nach Haus Doorn, seit 1920 Exilsitz des gestürzten Herrschers, eingeladen worden. Ein erster Besuch erfolgte im April 1935; vgl. Reinhold Schneider: *Verhüllter Tag*. Köln/Olten 1954, S. 91–110; *ders.*: Potsdam und Doorn. In: *Ders.*: *Die ewige Krone*. Olten 1954, S. 25–30; ferner *ders.*: *Tagebuch 1930–1935*. Redaktion und Nachwort von Josef Rast. Frankfurt am Main 1983, S. 879 ff., 885 f.; vgl. kritisch Hermann *Kurzke*: *Der ausgeträumte Traum vom Reich*. Reinhold Schneider und die konservative Revolution. In: *Neue Rundschau* 90 (1979), S. 215–233.

<sup>157</sup> Der „Cherubinische Wanders-Mann“ von Angelus Silesius erschien erstmals 1675.

hören. Ich denke hierbei vornehmlich an die Sonette seiner Anfangszeit,<sup>158</sup> in denen das persönliche Anliegen der schwermutsvollen dichterischen Seele noch nicht dem fast apostolisch anmutenden Dienst an einer Zeit-, Volks-, Glaubens- und Schuldgesamtheit zum Opfer gebracht ist. Später entging er nicht immer den Gefahren des Sonetts als einer allzusehr der Geläufigkeit zuneigenden Gedichtform: nicht immer auch denen der Fruchtbarkeit, des Viel- und des Leichtschreibens, – aber unter welchen Gewichten ist selbst das Leichtgeschriebene geschrieben worden! In einigen seiner Novellen schimmert die große Form dieser Kunstgattung durch, und doch ist nicht eigentlich die Dichtung sein Element, denn dem Verkünder, Propheten und Aufrichter versagt sich der kindlich-künstlerische Trieb zum Spielen. Er selber, in seiner ergreifenden Bescheidenheit, denkt von all seiner Dichtung gering. Er habe eine kleine, eingeschränkte, auf den Tag begrenzte Aufgabe, den Menschen dieser Gegenwart und Stunde habe er ein Wort zu sagen, heute, hier, jetzt: dies ist der Tag des Heils, dies die Stunde der Gnade; was jenseits ihrer liegt, soll ihn nicht bekümmern. Und um der Stunde willen durchleuchtet er die Geschichte. Nicht, wie es zuvor seine Art war, daß ihn die dichterische Magie der Geschichte überwältigt hätte. Die Geschichte ist aus dem Hause der Menschen, ihres Glanzes und ihrer Verschuldung das Haus Gottes geworden.

Ich weiß nicht, ob er mir je den einen Wunsch erfüllen wird, den, er möge eine Geschichte des israelitischen Volkes schreiben, die ja nur aus einer charismatisch-theologischen Erhellung geschrieben werden kann. Für eine solche Aufgabe wüßte ich in unserer Zeit keinen andern: eine säkulare Tat wäre hier zu leisten.

925

In der nationalsozialistischen Zeit geschah es bisweilen, daß irgendwo im Auslande ein Journalist oder Rundfunkreporter erklärte, es träfe nicht zu, daß alle Schreibenden in Deutschland sich charakter- und widerstandslos der Tyranis zur Verfügung gestellt oder doch gebeugt hätten. Dann nannte er Personen, Bücher, Zeitschriften. Man müsse nur zwischen den Zeilen lesen, so werde man gewahr, was auch heute noch in Deutschland an Opposition hervortrete. In ihrer gedankenlosen Sucht, Lesern oder Hörern eine Sensation zu bieten, oder in ihrem nicht weniger gedankenlosen Wunsch, dem deutschen Antinazismus Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, konnte diese naive Leichtfertigkeit sich nicht klarmachen, daß sie mit solch rühmender Hervorhebung von Namen dem nationalsozialistischen Polizeiapparat Zutreiberdienste leistete und die Genannten förmlich ans Messer lieferte. Auch mich hat, was ich erst zwei Jahre später

<sup>158</sup> Schneider hatte sich 1927 intensiv der lyrischen Gattung des Sonetts zugewendet und 1928/29 einen Höhepunkt seines Schaffens in dieser Kunstform erreicht: vgl. Cordula Koepcke: Reinhold Schneider. Eine Biographie. Würzburg 1993, S. 99–103.

erfuhr, der Londoner Rundfunk 1944 in einem solchen Sinne erwähnt. Wie so häufig, bin ich auch hier in wunderbarer Weise behütet worden.

[...]

## Zürich/Schweiz: 1947

936

Oft hat mich die naive Verwunderung und Entrüstung amüsiert, mit der meine baltischen Landsleute es zur Kenntnis nahmen, daß man in Deutschland und erst recht in der übrigen Welt so wenig von ihnen wußte, sich in den komplizierten ethnographischen und geschichtlichen Voraussetzungen ihrer Existenz nicht zurecht fand und alle hergehörigen Begriffe verwechselte. (Dabei verwechselten meine Landsleute ungeniert, wie es auch die Reichsdeutschen taten, Slowenien mit Slawonien oder das slowenische mit dem slowakischen Volk und fanden das in der Ordnung.) Solche Verwunderung und Entrüstung wirkten oft drollig, wo nicht gar provokant, denn sie schienen sich von der Vorstellung zu nähren, unser kleiner und entlegener Winkel sei etwas wie das Herzstück der Welt, zum mindesten aber ihres deutschsprachigen Sektors.

Heute ist alles anders geworden, und fast kann man sagen, unser Land sei von der Erdkarte verschwunden.

[...]

943

Solange der Nationalsozialismus währte, war es unmöglich, sich fallen zu lassen. Man war entschlossen, den Sturz des Regimes zu erleben und zu überleben. So lebte man zukünftigen Entwicklungen und Geschehnissen entgegen.

Nun ist die Bezogenheit des Lebens auf etwas in der Zukunft Liegendes und an den Ungewißheiten der Zukunft Teilhabendes eine Gefahr für das Gegenwärtige als des Lebens eigentliches Element. Damals jedoch erfuhren wir, wie unendlich viel eine solche Bezogenheit auch an Kräftigendem zu enthalten vermag, und vielleicht wäre jene Zeit gar nicht zu überstehen gewesen ohne eine solche nach vorn weisende Blickrichtung. Hier freilich ist der Ton auf die Worte „nach vorn“ zu legen: man hatte sich freizuhalten von dem Gedanken, man könne, statt durch den Nazismus hindurch und über ihn hinweg, wieder in den vor ihm gewesenen Zustand zurückgelangen.

Wenn ich einen Sumpf zu durchwaten, ein breites Gewässer zu durchschwimmen habe und weiß, ich kann nur am Leben bleiben, wenn ich das jenseitige Ufer erreiche, so erwachen neue Kräfte. Wo indessen sollen die Kräfte herkommen, wenn ich, freilich physisch reduziert und mit sehr mitgenommener Kleidung, aber doch atmend und im Wesentlichen unverletzt, zum anderen Ufer gelangt bin und nun dort am Strande liege? Vielmehr werden jetzt die Folgen des gewaltsamen Kräfteaufbietens sich fühlbar machen.

Der ehemals wirksam gewesene Ansporn zur Lebenserhaltung ist nun nicht mehr da. Erlischt der Wille zum Leben, sobald es nicht mehr gefährdet ist?

Heute ist die Situation schwerer geworden als im Dritten Reich. Es gibt für jeden von uns allerhand Ziele, aber es ist keins darunter von einer solchen Konkretheit und Ausschließlichkeit wie der Sturz des Nationalsozialismus. Ich kann wohl sagen: das und das möchte ich noch erleben, das und das noch vollbringen. Aber das sind Wünsche oder bestenfalls Vorsätze. Damals aber war es etwas, das mit dem Mittelpunkt des Menschen identisch war. Und nun müssen wir wieder lernen, von den extraordinären Kräften auf die ordinären zurückzugreifen. Das geht nicht ab ohne die Schwierigkeiten und Erschütterungen, mit denen in allen Ländern der Übergang von der industriellen Kriegsproduktion auf die Friedensproduktion verbunden ist, und so sollten wir mit uns selber ein wenig Geduld haben.

947

Ganz allgemein war der Glaube verbreitet, während des furchtbaren äußeren Druckes jener Jahre sei in Deutschland auf dem Gebiet der Kunst und ganz besonders der Dichtung in der Stille und unter der Oberfläche unendlich viel Wertvolles hervorgebracht worden. Es ist schwer zu sagen, wovon eigentlich diese Meinung sich nährte; wahrscheinlich ganz einfach von dem Umstande, daß so wenig erschien. teils dank dem Zensursystem, teils infolge des Papiermangels, der freilich dort, wo es sich um dem Regime genehme Dinge handelte, nicht in Erscheinung trat. Vielleicht lag es auch daran, daß wir uns nicht vorzustellen wußten, die schöpferische Kraft könne erlahmt sein. Man malte sich gern aus, nach dem Sturz des Regimes werde es zugehen wie mit einem verschlossen gehaltenen, über dem Feuer brodelnden Kochtopf, dessen Dämpfe gewaltig zur Höhe schießen müßten, sobald man den Deckel entfernte. Aber das geschah nicht, und dies Ausbleiben eines Überschwanges gehört zu den vielen Enttäuschungen der Jahre nach 1945. Keineswegs waren, wie man angenommen hatte, alle Schubladen voll wertvoller Manuskripte, alle Mappen und Schränke voll von Skizzen oder Bildern. Unter den wenigen Büchern, die in der ersten Zeit nach dem Umschwung erscheinen konnten, überwog bei weitem das Mediokre, wo nicht gar das Minderwertige. Vielleicht daß die nächsten Jahre das Bild etwas zum Günstigeren korrigieren werden, wesentlich umgestalten werden sie es nicht können. Man muß allerdings bedenken, wie viele an sich produktive Menschen, namentlich jüngeren Alters, durch militärischen oder zivilen Kriegsdienst bis zum Äußersten angespannt waren, und wie viel die Erschöpfung durch die ungenügende Ernährung, die nervenzerrüttenden Luftbombardements und die den persönlichen und allgemeinen Nöten geltenden Sorgen ausmachte. Ich selber habe es ja erfahren – freilich vor allem in den ersten Zeiten des Dritten Reiches, als man noch nicht die notwendigen seelischen Antitoxine in sich zu bilden gelernt hatte –, einen wie großen Teil der Kraft, die man eigentlich zu seiner Arbeit hätte verwenden sollen, man

nur dazu brauchte, um sich nach den immer neuen, den fast täglichen Chocs erst wieder in einen Zustand der Arbeitsfähigkeit zu versetzen, und vielen mag das überhaupt nicht gelungen sein. Gern will man einräumen, es möge vieles an Manuskripten, Noten, Bildern bei Luftbombardements und Bränden, auf der Flucht, bei Evakuierungen oder Plünderungen zugrunde gegangen sein. Aber offenbar ist auch das keine zureichende Erklärung. Wir selber, die wir wohl von den materiellen Verwüstungen mitbetroffen wurden, den geistigen aber standzuhalten vermochten, wir haben offenbar versäumt, die uns doch bekannte Sensibilität und Irritabilität der meisten künstlerischen Menschen gebührend in Rechnung zu stellen: sie hatten nicht die Fähigkeit, sich inmitten äußerer Zusammenbrüche die eigene innere Welt ungeschädigt zu bewahren.

948

In der ersten Hälfte der vierziger Jahre, etwa vom Jahre 1942 an, vollzog sich in meiner literarischen Arbeit oder vielmehr in deren auf die Öffentlichkeit gerichteten Seite eine einschneidende Veränderung. Ich erkannte immer deutlicher, daß ein Publizieren sinnlos wurde, auch innerhalb des schmalen Raumes, den die nationalsozialistischen Behinderungen mir offen ließen. Das Papier war knapp und streng bewirtschaftet; die einzelnen Auflagen waren niedrig. Bücher gelangten nicht mehr in die Hände, in die man sie wünschte. Das Buch war, wie man sagte, „Mangelware“ geworden; der Buchhändler gab es nur noch bevorzugten Kunden, vielfach solchen, die ihm ein Äquivalent nicht in Form des immer wertloser werdenden Bargeldes, sondern in Gestalt von Waren, etwa Zigarren, Rasierklingen, Lebensmitteln oder Medikamenten zu liefern vermochten. Honorare konnten nicht locken, denn angesichts des Mangels an Waren konnte man nicht viel mehr Geld verbrauchen, als das Existenzminimum betrug, und der kommende Verfall der Währung war nicht mehr zu verkennen; vielmehr nicht der kommende, sondern der längst eingetretene, aber einstweilen durch allerlei Manipulationen am Offenbarwerden noch gehin-derte.

Der Verlust des Krieges, der Zusammenbruch des Dritten Reiches war mir von allem Anfang an gewiß; hier habe ich nie gezweifelt, wenn ich auch die erforderliche Zeitspanne zu kurz eingeschätzt habe. Ich beschloß, Manuskripte zurückzuhalten und nur noch für die Schreibtischschublade, das hieß: für die Zukunft, zu arbeiten. Ich wollte beim Beginn der neuen Aera etwas im Vorrat haben, mit dem ich vortreten könnte. So lehnte ich – auch bevor im Verlagsgewerbe, in der Welt der Zeitungen und Zeitschriften auf Grund behördlichen Eingriffs jene großen Stilllegungen eintraten, die von der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“<sup>159</sup> in merkwürdiger Analogie zu dem Wort „Kraft durch Freude“

<sup>159</sup> Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ wurde 1861 in Berlin gegründet, galt bis 1890 als Sprachrohr Bismarcks, später als Organ der Reichskanzlei und des Auswärtigen Amtes und wurde 1919 in „Deutsche Allgemeine Zeitung“ umbenannt; seit 1920 als Organ

unter der Schlagzeile „Kraftgewinn durch Kulturverlust!“ angekündigt wurden – alle Vorschläge von Verlegern zur Herausgabe neuer Bücher ebenso hartnäckig ab wie die Einladungen von Journalen zur Mitarbeit. Ich erinnere mich, daß innerhalb einer langen Zeit die einzige derartige Aufforderung, der ich nachkam, die Bitte der „Frankfurter Zeitung“ gewesen ist, ich möge ihr, da sie ihr Erscheinen einzustellen habe, für eine der letzten Nummern noch ein Gedicht überlassen; dies tat ich umso bereitwilliger, als ja in der „Frankfurter Zeitung“<sup>160</sup> vor mehr als zwei Jahrzehnten mein erster Roman veröffentlicht worden war<sup>161</sup> – zugleich der erste Roman, den dies Blatt überhaupt brachte, denn bis dahin hatte es als einzige der großen deutschen Tageszeitungen merkwürdigerweise keinen Romanteil enthalten – und ich während der letzten Jahre häufig an ihrem Feuilleton mitgearbeitet hatte. Sonst aber ließ ich mir allenfalls Zweitdrucke noch entreißen, und willkommen blieben mir nur die immer spärlicher werdenden Möglichkeiten, Neuauflagen meiner bisherigen Bücher herauszubringen.

Bei einer solchen Umstellung von der Gegenwart auf die Zukunft konnte es einem dazwischen kalt ums Herz werden. Mitunter überkam einen ein Schwindelgefühl der Irrealität, die Empfindung, sich in einer immer dünneren, kaum mehr das Atemschöpfen gestattenden Atmosphäre zu befinden und endlich einen überhaupt luftleeren Raum zum Aufenthalt gewählt zu haben. Es war eine vielleicht nicht unbeträchtliche Probe, dies Festhalten an einer Zukunft, der es möglicherweise nie beschieden sein würde, Gegenwart zu werden, oder an deren Gegenwärtigwerdung teilzunehmen vielleicht einem selbst nicht mehr erlaubt war.

Nun entwickelten sich neue Formen der dichterischen Einwirkung auf die Menschen. Sie waren nicht eigentlich neu; neu indessen waren die Dimensionen, zu denen sie gediehen. Dieser Formen waren vornehmlich zwei.

Kriegs- und Notzeiten stellen urchimliche Verhältnisse wieder her. Alles wird auf Urformen menschlichen Lebens zurückgeführt. Nachdem das Buch als geistiger Faktor immer mehr ausschied, trat das Abschreiben und Vervielfältigen von Gedichten, Aufsätzen, Erzählungen und Buchkapiteln in den Vordergrund.

---

des Wirtschaftsführers Hugo Stinnes vorübergehend in Reichsbesitz, erlosch die Zeitung am 20. April 1945.

<sup>160</sup> Die 1856 gegründete „Frankfurter Zeitung“, führendes Organ nationalliberaler Orientierung, galt im Dritten Reich bis zu ihrer Einstellung 1943 als Artikulationsforum für eine in Grenzen nonkonforme Berichterstattung; vgl. Günther *Gillessen*: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. Berlin 1986.

<sup>161</sup> 1926 brachte die „Frankfurter Zeitung“ Bergengruens Roman „Das große Alkahest“ als Vorabdruck. Die Buchfassung erschien im gleichen Jahr. Eine Neubearbeitung erfolgte 1938 unter dem Titel „Der Starost“. Zum fünfzigsten Geburtstag Bergengruens am 16. September 1942 druckte die Zeitung letztmalig ein Gedicht des Autors: „Die himmlische Rechenkunst“, entstanden 1942; vgl. Werner *Bergengruen*: Die heile Welt. Zürich 1950, S. 20.

Das war schon fast, als habe Gutenberg umsonst gelebt. Jeder schrieb ab, was ihm gefiel, mit der Hand oder mit der Schreibmaschine, und machte es seinen Freunden zugänglich. Viele im amtlichen oder wirtschaftlichen Leben stehende Menschen haben die Möglichkeiten, die ihre Kanzleien, Bürokräfte und Vervielfältigungsapparate ihnen boten, in der großzügigsten Weise eingesetzt. Unendlich vieles ist in den Pfarrämtern von freiwilligen Helfern und Helferinnen, insbesondere von den Pfarr- und Gemeindegewestern, abgeschrieben oder abgezogen worden. Welches Maß an mühsamer, anonym gebliebener Arbeit hier oft nach Feierabend, oft bei Nacht, oft zwischen zwei Luftalarmen und oft in ständiger Erwartung eines polizeilichen Eindringens in aller Bescheidenheit opferwillig geleistet worden ist, das läßt sich gar nicht abschätzen. Sehr viel ist in Nonnenklöstern getan worden; so kam eine uralte klösterliche Tradition wieder zu Ehren. Es versteht sich, daß gerade bei diesen Stellen solchen Dichtungen und Dichtern der Vorzug gegeben wurde, von denen eine mittelbare oder unmittelbare Stärkung der im Widerstand gegen das Terror-Regime und seinen Krieg benötigten seelischen Kräfte erwartet werden durfte. So führt für mich von diesen Feststellungen eine Verbindungslinie zur Erinnerung an Nachtstunden, in denen meine Frau und ich politische Flugblätter oder Berichte oder die Predigten des Grafen Galen mit der Maschine abschrieben. Ich habe diese Flugblätter dann zu Rad an die Briefkästen gebracht und immer Briefkästen verschiedener, von unserer Gegend abliegender Münchner Postbezirke benutzt.

Wer diese Zeit nicht in Deutschland miterlebt hat, der macht sich keinen Begriff davon, bis zu welchem Grade der Intensität sich das Bedürfnis nach dem Trost des dichterischen Wortes entwickelt hatte, und ganz besonders gilt das von der Lyrik. Übrigens ließ die hierher führende Entwicklung in ihren Anfängen sich bereits gegen Ende der zwanziger Jahre beobachten; damals begann im Protest gegen die auf allen Gebieten sich movierende und ihre natürlichen Grenzen überflutende Sachlichkeitsmode das Verlangen nach einer über den Rahmen der sogenannten Gebrauchsliteratur hinausgehenden lyrischen Dichtung sich zu regen. So kam denn jetzt die Sitte des Abschreibens vornehmlich der Verbreitung lyrischer Gedichte zugute.

Die Abschriften wurden abermals kopiert, und diese Wiederabschriften desgleichen, und so ging es dann fort. Dabei korrumpierten sich natürlich die Texte, wie es ja auch mit den Texten der Evangelien oder antiker Autoren unter den Händen mönchischer Abschreiber und Wiederabschreiber gewesen ist. Es gab Entstellungen, Verstümmelungen, Fortlassungen und gelegentlich auch Zusätze. Autoren wurden verwechselt, Gedichte von Jochen Klepper<sup>162</sup> wurden mir, Gedichte von mir Reinhold Schneider zugeschrieben.

<sup>162</sup> Zur kritischen Beurteilung Kleppers durch Bergengruen vgl. Dokumentenanhang, Nr. III; ferner Ernst G. *Riemschneider*: Der Fall Klepper. Eine Dokumentation. Stuttgart 1975; wichtig zum „Fall Klepper“ Hellmut *Seier*: Kollaborative und oppositionelle Mo-

Die andere Form, in welcher der Kontakt zwischen dem Dichter und seinem Publikum sich vollzog, war die der Vorlesung. Hier erlebten wir eine merkwürdige Rückbildung in Zustände, die denen etwa der Minnesängerzeit oder gar dem antiken Rhapsodentum ähnelten. Die nationalsozialistischen Literaturbehörden veranstalteten riesige Autorenabende für ihre Günstlinge. Oft wurden diese wenig besucht, oft wurden die Plätze vorwiegend von den Angehörigen der hierzu kommandierten Organisationen eingenommen. Andere Autoren wurden für ähnliche Veranstaltungen empfohlen oder waren doch zugelassen. Es gab eine vom Propagandaministerium herausgegebene Namenliste, auf Grund deren die Buchhandlungen oder Vereinigungen, die einen Dichterabend zu arrangieren wünschten, ihre Wahl zu treffen hatten. Ich fehlte begreiflicherweise auf dieser Liste, und als im Jahre 1941 eine mutige Buchhandlung in Osnabrück mich zu einer öffentlichen Vorlesung geladen hatte, zog sie sich einen scharfen und drohenden Verweis seitens des Propagandaministeriums zu. In Leipzig und Dresden verbot die Geheime Staatspolizei meine Abende. Dagegen waren halböffentliche Vorlesungen an manchen Orten möglich, sehr oft im Rahmen kirchlicher Zusammenkünfte, die man freilich gelegentlich auf kaltem Wege, nämlich im Winter durch Heizverbote, bei denen man sich auf die Notwendigkeit der Kohleersparnis berief, zu verhindern trachtete. Von solchen Möglichkeiten habe ich trotz der immer schwieriger werdenden Reiseverhältnisse einen weitgehenden Gebrauch gemacht, bis schließlich Fahrten auf größere Entfernungen kaum mehr zu leisten waren. In Freiburg, wo die nationalsozialistischen Behörden toleranter waren als in vielen anderen Städten, – überhaupt konnten hier wie auf manchen verwandten Gebieten die lokalen Unterschiede erstaunlich groß sein! – habe ich in kirchlichen Versammlungsräumen vor über siebenhundert Zuhörern, meist Studenten, lesen können, ohne daß die Polizei einschritt; in Österreich, aber auch in den meisten anderen Gegenden

---

mente der inneren Emigration Jochen Kleppers. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 8 (1959), S. 319–347; Ekkehard *Blattmann*: Waren Reinhold Schneider und Jochen Klepper Faschisten? Oder: Christliche Dichter im literarhistorischen Elend. In: Lothar Bossle (Hrsg.): Wirkungen des Schöpferischen. Festschrift für Kurt Herberts zum 85. Geburtstag. Würzburg 1986, S. 213–219; Wulf *Koepke*: Die Ausweglosigkeit der Nicht-Emigration. Jochen Klepper und die Verfolgung eines Patrioten. In: Claus-Dieter Krohn/Erwin Rotermund/Lutz Winckler/Wulf Koepke (Hrsg.): Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933–1945. München 1994, S. 70–81; Cordula *Koepke*: „Es war nur eine kurze Oderfahrt ...“. Der schlesische Dichter Jochen Klepper. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Schlesien. Literarische Spiegelungen im Werk der Dichter. Berlin 2000, S. 76–96; Günter *Wirth*: „Solche ständige Verbindung mit der Heimat hätte auch ihren tiefen Sinn“. Der Schlesier Jochen Klepper und sein dichterisches Gegenbild zum Nationalsozialismus. In: F.-L. Kroll (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus (wie Anm. 121), S. 415–436; zuletzt Hans-Christof *Kraus*: Innere Emigration und preußische Idee. Das Beispiel Jochen Klepper. In: Patrick Bahners und Gerd Roellecke (Hrsg.): Preußische Stile. Ein Staat als Kunststück. Stuttgart 2001, S. 447–266.

des Altreichs wäre so etwas undenkbar gewesen. Zustatten kam es mir bei solchen Anlässen, daß „kirchliche“ Veranstaltungen, denen allerdings kein öffentlicher Billettverkauf und auch keinerlei öffentliche Ankündigung, es sei denn von der Kanzel herab, vorangehen durfte und die auch nur in kircheneigenen Räumen zugelassen waren, lediglich der Kontrolle der Polizei unterlagen, während „literarische“ Abende von den örtlichen Vertretungsorganen des Propagandaministeriums genehmigt werden mußten. Diese hätten mein Auftreten natürlich unterbunden; die niederen Polizeibehörden dagegen nahmen als selbstverständlich an, daß ein Gedichte oder Novellen vorlesender Autor auch in den vorgesehenen Beziehungen zum Propagandaministerium stehen müsse. Dergleichen nachzuprüfen, lag nicht in ihrer Kompetenz. Außerdem unterstanden sie ja dem Propagandaministerium nicht, und wer zu Himmler geschworen hatte, pflegte Goebbels und die Seinen als einen Klüngel von Intellektuellen zu verachten; man hatte keinen Grund, seinen Instanzen gefällig zu sein oder gar Richtlinien von ihnen zu erbitten. Derartige Verworrenheiten innerhalb der angeblich und scheinbar so präzise funktionierenden nationalsozialistischen Maschinerie konnte man sich oft zunutze machen.

Noch wichtiger aber und intensiver als diese halböffentlichen Veranstaltungen waren wohl die ungezählten Vorlesungen in privaten, oft zahlenmäßig gar nicht einmal so eng begrenzten Kreisen, die auch mancher persönlichen Aussprache Raum gaben. Das alles hatte einen katakomben- und konventikelhaften Charakter und wirkte weit über seine äußeren Begrenzungen hinaus. Übrigens gingen von hier aus Verbindungsfäden zu dem oben geschilderten Abschreibesystem, denn immer wieder nach solchen Veranstaltungen wurde ich um Maschinendurchschläge der vorgetragenen Gedichte gebeten, die nun wiederum abgeschrieben, unter der Hand weitergegeben und auch an die Soldaten im Felde verschickt wurden. An sich fand diese Methode den Behörden gegenüber vielfach eine Rechtfertigung darin, daß ja Bücher kaum mehr hergestellt und verkauft wurden, so daß ein Abschreiben von Gedichten, Erzählungen, Betrachtungen nicht unter allen Umständen von vorneherein suspekt zu sein brauchte. Freilich wurde später jede nicht behördlich genehmigte Vervielfältigung als strafbar angesehen, und ganz besonders, wenn sie nicht Namen und Adresse des Vervielfältigers trug; hier half man sich damit, daß man Namen und Adresse eines unlängst Gefallenen benutzte.

Nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches gab es in allen literarischen Dingen eine Periode des Stillstandes. Dann begann das allmähliche Wiederanlaufen. Aber alles ging unendlich viel langsamer, als wir es uns vorgestellt hatten. Es kamen jetzt ganze Stöße von Verlegerbriefen, die einander so ähnlich waren, daß man hätte meinen mögen, die Schreiber hätten einen Briefsteller für Verleger als gemeinsame Vorlage benutzt. Jeder bot goldene Berge und versicherte, nirgends würde mein bisheriges und künftiges Oeuvre so gut aufgehoben sein wie gerade bei ihm. Er habe die besten Beziehungen zu den Okkupationsbehörden und werde voraussichtlich in wenigen Tagen die Lizenz zur Wie-

deraufnahme seiner Tätigkeit erhalten.<sup>162a</sup> Hinter den meisten dieser Anerbietungen steckte nicht viel. Oft waren es redliche Selbsttäuschungen, oft auch windige Reklamemachenschaften.

Zu den charakteristischen Erscheinungen dieser ersten Zeit nach der Kapitulation gehörte es auch, daß ungezählte Leute von der Feder und ungezählte Verleger lyrische Anthologien vorbereiteten und um Beiträge baten. Der Vorgang war verständlich, denn das Verlangen nach Dichtungen war sehr groß und konnte noch am ehesten auf diesem Wege befriedigt werden. Offenbar aber wurde auch hier viel mehr geplant und angekündigt, als angesichts der schwierigen Verhältnisse und der Papierknappheit wirklich ausgeführt werden konnte. Es sind jetzt seit dem Zusammenbruch fast zwei Jahre vergangen, und noch habe ich keine einzige neue Anthologie zu sehen bekommen oder verlässlich von ihrem Erscheinen gehört. Übrigens verdient der Umstand Erwähnung, daß es sich beim weitaus größeren Teil dieser Anthologien um religiöse Lyrik von spezifisch christlicher Färbung handeln sollte.

Die schwierigen und unübersichtlichen Postverhältnisse hatten es mit sich gebracht, daß die Verbindung zwischen Verleger und Autor oft abgerissen war und man lange Zeit nicht wußte, ob dieser oder jener den feurigen Strudel überdauert hatte und zum Wiederauftauchen die Kraft besaß. Ein völliges Chaos herrschte in allen urheberrechtlichen Fragen. Niemand wußte, wie weit alte Verträge noch galten oder durch vis major außer Kraft geraten waren. In jeder der vier Okkupationszonen regierte eine verschiedene Auffassung: sie authentisch zu eruieren, war nicht möglich. Auch innerhalb der Hierarchie der Militärregierungen waren die maßgebenden Auffassungen offenbar nur von ungefähre bekannt.

Endlich gelangte ich aus Oesterreich in die Schweiz. Da durfte ich mir Hoffnung machen, zu klareren Verhältnissen zu gelangen. Aber auch hier zeigte es sich, daß wir die Zeiträume, innerhalb deren man zu halbwegs dauerhaften Provisorien, – denn an Definitiva wagte man noch nicht zu denken, – kommen konnte, viel zu kurzfristig bemessen hatten.

950

Vielleicht wird eine künftige Generation einmal die unterirdische Literaturgeschichte des Dritten Reiches schreiben. In ihr würde es sich zu handeln haben um alle diejenigen dichterischen Schöpfungen, die im Geheimen oder auch unter den blinden Augen eines Systems, dessen Nichtswürdigkeit ja von seiner Dummheit gelegentlich noch überboten wurde, der Verzweiflung zu wehren und den Geist des Widerstandes und der Zuversicht aufrechtzuerhalten suchten.

---

<sup>162a</sup> Bergengruen selbst hat seinem späteren Verleger und Freund Peter Schifferli (Verlag „Die Arche“, Zürich) auf diese Weise kennengelernt; vgl. Peter Schifferli: *Grub der Arche*. In: Ders. (Hrsg.): *Dank an Werner Bergengruen*. Zürich 1962. S. 174.

Aber eine solche Publikation würde es nicht leicht haben, sich etwa den Nichtdeutschen verständlich zu machen, so wie es ihr auch nicht leicht fallen dürfte, bei einer reichsdeutschen Generation, die den Nationalsozialismus nicht im eigenen Leben erfahren hat, das erwünschte Verständnis zu finden; denn vielen der Schöpfungen, an die ich hier denke, wird man es bei einem oberflächlichen Blick kaum anmerken, welche Rolle ihnen unter den damaligen Umständen zufallen mußte. Wer nicht selbst ein Terror- und Zensursystem von der Art des nationalsozialistischen kennengelernt hat, wer aufgewachsen ist im selbstverständlichen Genuß der Rede- und Schreibefreiheit, der kann sich unmöglich auf die Technik der stichworthaften Anspielung, die Technik der indirekten und doch unmißverständlichen Aussage verstehen, unmöglich auf die immer mehr sich verfeinernde Kunst des Schreibens – aber auch des Lesens – zwischen den Zeilen. Ein solcher wird verständnislos vor vielen Erzeugnissen stehen und wird sagen, das und das sei ja vielleicht dichterisch nicht uninteressant, aber wo da der Bezug auf die aktuelle Situation stecken solle, das sei ihm unerfindlich. Damals aber regierte eine unglaubliche Hellhörigkeit; die leiseste Andeutung wurde nicht nur verstanden, sondern sie hatte auch ihr Gewicht. Das war wie im Ersten Weltkriege, wo die schmetternden Trompetensignale von einst oder die laut dröhnenden Kommandorufe vielfach durch stumm gegebene mimische Zeichen abgelöst worden waren. Aber die Truppe hatte diese Zeichen verstehen und ihnen folgen gelernt.

Ja, man ging hierin unter Umständen auch zu weit. Ein mir bekannter Conférencier klagte darüber, er könne im Kabarett überhaupt keinen Witz mehr machen, ohne daß dieser politisch interpretiert würde, und selbst wenn er von nichts spräche als von der Schwiegermutter, dem Hausfreund oder von des Försters klugem Dackel; vom kleinen Moritzchen natürlich gar nicht zu reden. So wurden auch innerhalb der Dichtung Dinge politisch aufgefaßt, bei denen ihrem Urheber nicht der entfernteste Gedanke an politische Zusammenhänge gekommen war. Ein schon vor dem Dritten Reich von mir geschriebenes Gedicht „Das arge Haus“<sup>163</sup> wollte nichts darstellen als die allgemeine Brüchigkeit und Bedrohtheit der menschlichen Situation. Daß es dann, namentlich in den Zeilen:

„das raunt und feilt allüberall,  
das wispert morgigen Zerfall“

als ein Hinweis auf die Gebrechlichkeit jener Tyrannei, die ja von Anfang an dem schärfer Blickenden als eine *res judicata* sich darstellte, aufgefaßt wurde, das konnte ich nicht hindern und wollte es auch gar nicht. Vielmehr habe ich es, nachdem ich diese Wahrnehmung gemacht hatte, immer wieder vorgetra-

<sup>163</sup> „Arges Haus“, entstanden 1932; Werner *Bergengruen*: Die Rose von Jericho. Berlin 1936, S. 53.

gen, ebenso wie das Gedicht „Zum neuen Pol“,<sup>164</sup> bei dem meine Zuhörer dem gleichen, mir aber nicht unerwünschten Mißverständnis erlagen.

Schwerlich wird ein Außenstehender, ein Späterer ermessen können, wie sehr mein Gedicht „Eximia perennant“<sup>165</sup> in Deutschland als ein Politikum empfunden wurde. Aber die Menschen, die es damals immer wieder zu hören verlangten und es in zahllosen Abschriften weitergaben, empfanden in diesem Lobpreis des Überdauerns eine Aufforderung, den Mut nicht sinken zu lassen, eine Verheißung, es werde möglich sein, die gefährdete, die fast schon vernichtete seelische und geistige Substanz über die furchtbare Winternacht hinweg für eine neue Zukunft aufzubewahren.

Ähnlich verhielt es sich mit manchen meiner anderen Gedichte, etwa: „Das Steigende ruf ich“,<sup>166</sup> wobei ich besonders an die vier letzten Strophen denke, mit meinen Romanen und mit Novellen wie der „Verheißung“,<sup>167</sup> der „Krone“,<sup>168</sup> dem „Vogelschälchen“<sup>169</sup> – nicht zu reden von jenen Produktionen, die wegen der Direktheit ihrer Aussage sich nur unter der Hand verbreiten konnten; da denke ich zum Beispiel an die Gedichtzyklen „Der ewige Kaiser“<sup>170</sup> und „Dies Irae“,<sup>171</sup> an das Gedicht „Der Verbannte“,<sup>172</sup> das damals unter dem Titel „Ovid, nach Tomi am Schwarzen Meere verbannt, im Jahre 8 nach Christi Geburt“ kursierte, oder an meine in Abschriften verbreiteten Schüttelreimgedichte,<sup>173</sup> in denen nun freilich alles beim Namen genannt wurde.

Ich darf als bekannt voraussetzen, daß ich nicht der einzige Autor auf dem Felde der unterirdischen Literatur gewesen bin.

<sup>164</sup> „Zum neuen Pol“, entstanden 1941; Werner *Bergengruen*: Die heile Welt (wie Anm. 161), S. 128 f.

<sup>165</sup> „Eximia perennant“, entstanden 1941; ebd., S. 14.

<sup>166</sup> „Das Steigende ruf ich“, entstanden Dezember 1936; Werner *Bergengruen*: Die verborgene Frucht, Berlin 1938, S. 73.

<sup>167</sup> „Die Verheißung“, entstanden Juli 1936; Werner *Bergengruen*: Die Sultansrose und andere Erzählungen, Basel 1946, S. 158–169.

<sup>168</sup> „Die Krone“, entstanden 1936; ebd., S. 15–33.

<sup>169</sup> „Das Vogelschälchen“, entstanden 1931/32; Werner *Bergengruen*: Sternenstand, Novellen, Zürich 1947, S. 55 ff.

<sup>170</sup> Vgl. Anm. 30.

<sup>171</sup> „Dies Irae“, entstanden Sommer 1944; Werner *Bergengruen*: Dies Irae, Eine Dichtung, München 1945.

<sup>172</sup> „Der Verbannte“, entstanden April 1937; W. *Bergengruen*: Die heile Welt (wie Anm. 161), S. 223 f.

<sup>173</sup> Werner *Bergengruen*: Mein braunes Schüttelbüchlein, Blätter der Erinnerung und Erbauung [wiederhervorgeholt zu Weihnachten 1950] als Typoskript im deutschen Literaturarchiv Marbach, Nachlaß Bergengruen.

951

Töricht war die von einigen deutschen Autoren nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches an hervorragende Emigranten öffentlich gerichtete Aufforderung, sie möchten jetzt zurückkehren und am Wiederaufbau des deutschen Geisteslebens an Ort und Stelle teilnehmen. Aber noch törichter war die Art, in der solche Aufforderungen abgelehnt wurden.

Ich denke dabei an einen offenen Brief, den Walter von Molo an Thomas Mann richtete und an dessen ebenfalls in Form eines offenen Briefes gegebene Antwort.<sup>174</sup> Thomas Mann, von früher her mit Molo gut bekannt, redete ihn in seiner Erwiderung mit „Lieber Herr von Molo“ an, woraus man schließen möchte, er habe nicht die Absicht gehabt, ihn zu beleidigen. Zum Schluß aber stellt er die Forderung auf, alles, was in den Jahren 1933 bis 1945 in Deutschland gedruckt worden sei, solle als wertlos eingestampft werden. Die Taktlosigkeit, die menschliche Unmöglichkeit eines solchen Briefschlusses gegenüber einem Autor, von dem Thomas Mann wußte, daß er in diesen Jahren eine ganze Reihe von Büchern in Deutschland publiziert hatte – diese Bücher mögen ihrem Range nach sein, wie sie wollen – springt in die Augen. Unangenehmerweise aber hatte Thomas Mann hierbei vergessen, daß er selber ja nach seinem Fortgang aus Deutschland noch eine ganze Weile ungehindert seine Bücher beim Verlag S. Fischer in Berlin erscheinen lassen konnte und dies auch tat.<sup>175</sup> Bis ins Jahr 1934 oder 1935 wurden sie in Deutschland auch noch verkauft. Und ebenso hatte er offenbar vergessen, daß der ihm befreundete Hermann Hesse von seinem Schweizer Domizil aus fortfuhr, alle seine Bücher in Berlin erscheinen zu lassen und in deutschen Zeitungen zu schreiben<sup>176</sup> – eine Gepflogenheit, mit der er erst nach Kriegsbeginn gebrochen hat.

<sup>174</sup> Thomas Mann/Frank Thiess/Walter von Molo: Ein Streitgespräch über die äußere und die innere Emigration. Dortmund 1946; vgl. J. F. G. Grosser (Hrsg.): Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Hamburg/Genf/Paris 1963; für den Zusammenhang vgl. noch immer instruktiv Kurt Sontheimer: Thomas Mann und die Deutschen. München 1961, S. 145 ff.

<sup>175</sup> Es handelt sich um die beiden ersten Bände der Josephstrilogie („Die Geschichten Jakobs“; „Der junge Joseph“), beide 1933 im S. Fischer Verlag, Berlin erschienen, sowie um „Leiden und Größe der Meister. Neue Aufsätze“, 1935.

<sup>176</sup> Hesses Bücher erschienen zwischen 1933 und 1945 unter anderem im S. Fischer Verlag/Berlin, im Insel Verlag/Leipzig und im Ellermann Verlag/Hamburg. Daneben publizierte Hesse in jenen Jahren aber auch in Schweizer, vor allem Züricher Verlagen, da seine Werke im nationalsozialistischen Deutschland nicht erwünscht waren; dazu instruktiv Egon Schwarz: Hermann Hesse und der Nationalsozialismus. In: Sigrid Bauschinger und Albert Reh (Hrsg.): Hermann Hesse. Politische und wirkungsgeschichtliche Aspekte. Bern 1986, S. 55–71; Volker Michels: Zwischen Duldung und Sabotage – Hermann Hesse und der Nationalsozialismus. In: Martin Pfeiffer (Hrsg.): Hermann Hesse und die Politik: in Beziehung zur Zukunft bleiben. Bad Liebenzell 1992, S. 95–111.

Nun war Thomas Manns Mangel an Takt, Augenmaß und Instinkt, sein professoraler Doktrinarismus und sein fehlender Sinn für politische Realitäten uns allen seit langem geläufig, nicht erst seit seinem Fortgang aus Deutschland. Was insonderheit an vollkommen unbegreiflichen Taktlosigkeiten von ihm erwartet werden durfte, das hatte der Fall der Erzählung „Wälsungenblut“<sup>177</sup> dargestellt, in der er die inzestuöse Liebe seiner Frau zu ihrem Bruder schilderte: auf Grund einer kategorischen Intervention seines Schwiegervaters war dann diese Erzählung unterdrückt worden, indessen nur für Deutschland, während die französische Ausgabe ungehindert vertrieben werden konnte. Ich habe diese fatalen Mängel seines Wesens von jeher empfunden, ohne mich durch sie auch nur für Augenblicke in meiner Bewunderung seines Werkes<sup>178</sup> beirren zu lassen. Aber eine solche Abgrenzung der Sphären kann die große Masse der Leserschaft nicht aufbringen, und so hat Thomas Mann sich in Deutschland in hohem Grade um die ihm früher so bereitwillig entgegengetragenen Sympathien gebracht. Hierzu trugen auch die Reden bei, die er von Kriegsbeginn an allwöchentlich über den amerikanischen Rundfunk an das deutsche Volk richtete.<sup>179</sup>

Ich selbst habe nur Bruchstücke von ihnen gehört, mir aber oft referieren lassen. Die Reden ruhten auf dem Grunde des Ressentiments. Immer wieder war von dem die Rede, das ihm persönlich angetan worden war. Immer wieder wurde auf das ihm verlorengegangene Münchner Haus angespielt. Man kann sich denken, wie solche Hinweise in Deutschland wirken mußten, einem Lande, in welchem ein Haus nach dem andern in Trümmer gelegt wurde, einem hungernden Lande, in welchem jeder Hörer unwillkürlich sein eigenes Ergehen mit dem eines in Amerika an allen Gütern der Zivilisation unbeschränkt Teilhabendürfenden verglich.

Aber das hätte noch hingehen mögen, wären diese Reden nicht von einer so kalten Besserwisseri bei gleichzeitiger vollkommener Verkennung der Situation getragen gewesen. Wir Feinde des Regimes lagen sozusagen im vordersten Schützengraben. Da rief nun jede Woche einmal ein kluger, ein wohlweiser Generalstabsoffizier, der noch nie Pulver gerochen hatte, aus der Etappe telefonisch bei uns an, erklärte uns unsere Lage und gab Ratschläge und Verhaltensmaßregeln von einer Ahnungslosigkeit, über die jeder Frontsoldat lachte.

Allein auch das war noch nicht das Ärgste. Viel schwerer wog es, daß er für uns – und er sprach doch zu uns, zu den Feinden des Regimes, nicht zu den Na-

---

<sup>177</sup> Thomas Mann: *Wälsungenblut*. München 1921.

<sup>178</sup> Vgl. Werner *Bergengruen*: Zum Tode Thomas Manns. In: Ders.: *Mündlich gesprochen* (wie Anm. 84), S. 158 ff. Es handelt sich dabei um den Text einer Ansprache, die Bergengruen am 13. August 1955 zu Manns Tod im Nordwestdeutschen Rundfunk, Köln, und im Sender Freies Berlin gehalten hat.

<sup>179</sup> Thomas Mann: *Deutsche Hörer! Fünfundfünfzig Radiosendungen nach Deutschland*. Stockholm 1945; vgl. zuletzt Winfrid Halder: *Exilrufe nach Deutschland: Die Rundfunkreden von Thomas Mann*. Paul Tillich und Johannes R. Becher 1940–1945. Analyse, Wirkung, Bedeutung. Münster 2002, S. 10 ff., 67 ff.

zis, die ihn ja garnicht hörten! – daß er für uns nicht ein Wort des Verständnisses, des Trostes, der Aufrichtung, der Aufmunterung hatte. Er hatte nichts als Vorwürfe, nichts als Beschimpfungen, im besten Falle schulmeisterhafte Belehrungen.

So brachte er sich selbst um alle Wirkung. Es mögen von den entschiedensten Nazigegnern, den entschiedensten Freunden und Verehrern des Mannschen Werkes schließlich nur noch ganz wenige gewesen sein, die sich diese Reden anhörten. Und das in einer Situation, in der jedes aus dem Ausland kommende Wellenwort Aussicht hatte, wie eine Offenbarung angenommen zu werden.

Das hier zum Ausdruck gelangende innere Verhalten hat Thomas Mann auch nach Kriegsende fortgesetzt. Es hinterläßt einen deprimierenden Eindruck, wenn man eine Persönlichkeit so hoher geistiger Qualitäten in solcher menschlichen Schäbigkeit und Kleinheit gefangen sieht. Und es ist schwer, sich des Verdachts zu erwehren, es müsse von hier aus auch ein Weg zu brüchigen Stellen seiner geistigen und künstlerischen Welt führen, – ein Weg freilich, nach dem zu suchen oder gar den zu beschreiten ich mich nicht entschließen mag.

952

Infolge meiner engen Beziehungen zur baltischen, aber auch zur russischen Emigration der Zeit nach dem Ersten Weltkriege<sup>180</sup> war ich von langer Hand her mit der Psychologie des Emigrantentums vertraut, die ja im Großen und Ganzen zu allen Zeiten und unter allen geschichtlich variierenden Bedingungen die nämliche ist. Ich kannte Emigrantenpsychose, Emigrantenressentiment, Emigrantenreizbarkeit, Emigrantensouçon und jene Emigrantenegrozentrik, die den von ihr Befallenen nötigt, in dem ihm Widerfahrenen die Mitte des Weltgeschehens zu erblicken. Und ich wußte, welcher inneren Überlegenheit und Unbefangenheit es bedarf, um sich in der Emigration von solchen Erkrankungen freizuhalten. Insbesondere wußte ich, wie schnell jede Emigration den Kontakt mit den Realitäten ihres Ursprungslandes verliert und mit welcher Hartnäckigkeit sie dennoch fortfährt, sich eine spezialistenhaft-fachmännische Kenntnis aller Zustände in dem von ihr verlassenen Gebiet zuzuschreiben und die Anerkennung ihres kompetenten Urteils durch die übrige Welt zu fordern. Dabei basieren die Kenntnisse der Emigranten ja auf den Verhältnissen, die zur Zeit ihrer Auswanderung und vorher herrschten. Aber für den Emigranten steht die Zeit still. Daß sich Änderungen und Entwicklungen vollziehen, die das von ihm seinerzeit über die Grenze mitgenommene Bild außer Kraft setzen oder

<sup>180</sup> Bergengruen arbeitete zwischen 1920 und 1925 u. a. als Redakteur und Übersetzer für verschiedene, auf Angelegenheiten des Ostens bezogene Zeitschriften und Jahrbücher, u. a. die „Ost-Information“ (1920–1922) und die „Baltischen Blätter“ (1925). Das von ihm herausgegebene „Baltische Dichterbrevier“, eine Lyrik-Anthologie mit Texten seiner Landsleute, erschien in Berlin und Leipzig 1924.

doch wesentlich umfärben, das kann er nicht wahrnehmen, er mag sich noch so redlich bemühen. Das erzeugt dann ein Mißtrauen der öffentlichen Meinung oder der regierenden Kreise in den Gastländern gegen die Schilderungen, Urteile und Ratschläge der Emigranten, die überdies wie ja jeder Warner als un bequem empfunden werden. Und doch hat die deutsche Emigration des Dritten Reiches im wichtigsten Punkt recht behalten. Sie hat, ebenso wie wir nichtemigrierten Feinde des Nationalsozialismus, in ihren einsichtsvollsten Vertretern den kommenden Krieg für unvermeidlich gehalten und auf sein Näherrücken hingewiesen. Aber das paßte nicht ins Konzept, und so mochte man nicht darauf hören.

Im allgemeinen wies auch die Emigration der Nazizeit alle die typischen Emigrantenmerkmale auf, und sie tut es noch heute.

Die große Stunde aller Emigration pfl egt die zu sein, zu der die politische Konstellation, die sie zum Verlassen des vaterländischen Bodens nötigte, durch einen anderen Zustand, der nicht immer mit einem restaurativen identisch sein muß, abgelöst wird. In diesem Moment erhebt sich die Frage der Heimkehr und wirft Probleme von Tragweite und Schärfe auf. Hier besteht nun ein Unterschied zwischen der Emigration der Nazizeit und vielen anderen Emigrationen. Denn im Gegensatz zu einer vielfach gehegten Erwartung hat sich die Frage einer generellen Emigrantenheimkehr nicht gestellt. In Deutschland hatten sich Lebensbedingungen von einer so grauenhaften Härte entwickelt, daß der Gedanke einer Massenrückkehr gar nicht auftreten konnte. Es kamen allenfalls einzelne, die in den Diensten der alliierten Militärregierungen standen und am Lebensstandard der Okkupanten teilhatten.

Meine Gedanken gelten der Frage der literarischen Emigration, vielmehr der ihres Verhältnisses zu den nichtemigrierten deutschen Autoren. Hier sind bedeutende Schwierigkeiten aufgetaucht, und es scheint, als sollten sie sich nicht so bald lösen lassen.

Der emigrierte Literat ist der Prototyp des Emigranten. Keiner hat es, vom Schauspieler abgesehen, in der Emigration so schwer wie er, der ja im Geltungsgebiet seiner Muttersprache in einer ganz anderen Weise beheimatet ist als der bildende Künstler, der Musiker, der Gelehrte oder gar der Mann des praktischen Lebens. Daher muß der typische Emigrantenkoller als chronisches Leiden bei ihm am heftigsten auftreten. Und es kommt noch hinzu, daß ja die Menschen unseres Metiers mehr als alle anderen den Gefahren des verallgemeinernden Subjektivismus, der seelischen Labilität, der neurotischen und hysterischen Anfälligkeit ausgesetzt sind.

Unter den aus Deutschland Hinausgegangenen waren hervorragende Publizisten, dagegen nicht sehr viele eigentliche Dichter, wiewohl es auch an solchen keineswegs gefehlt hat. Bei vielen Emigranten lag es so, daß uns Zurückbleibende die Empörung über die Willkür und Rechtsverhöhnung bewegte, deren Opfer sie waren, nicht so sehr aber der Gedanke an Schädigungen, die durch ihre Austreibung oder ihren Weggang dem ganzen kulturellen Leben

Deutschlands zugefügt würden. Gerade diese Schädigungen aber wollten sie anerkannt wissen, und es bildete sich unter ihnen die laut zu verkündende Meinung, jeder Emigrierte sei eine geistige Potenz, allein schon auf Grund seiner Emigrierung. Ein vielwiederholtes Bonmot besagte, die deutsche Literatur sei der einzige Wert gewesen, den völlig intakt und komplett über die Grenze zu schaffen gelungen sei! Viele waren emigriert, weil sie wegen ihrer jüdischen Abstammung, ihrer Parteizugehörigkeit oder ihrer linksradikalen publizistischen Betätigung für den Fall eines Verbleibens in Deutschland mit ihrer physischen Vernichtung oder doch mit einer völligen Lahmlegung ihrer Tätigkeit rechnen mußten. Natürlich hatten sie recht, wenn sie unter solchen Umständen fortgingen. Aber in diesen Fortgangsgründen waren doch nicht ohne weiteres Beweise für ihre geistige Bedeutung gegeben.

Mit der Zeit erlahmte in der übrigen Welt das Interesse an der emigrierten deutschen Literatur. Ihre Vertreter hatten es schwer. Wirklich reüssiert haben von ihnen nur ganz wenige. Aber unter den übrigen waren manche, die auch in einem nicht nazistisch gewordenen Deutschland ebenfalls nicht oder nur für eine kleine Weile hätten reüssieren können, politisierende Winkelskribenten, Tendenzpropagandisten oder an kurzlebige Moden gebundene Unterhaltungsschriftsteller. Die Emigranten mußten, erstens aus psychologischen Gründen, zweitens aber aus Gründen der eigenen Geltung, alle Nichtemigrierten verdächtigen. So stellten sie die These auf und fanden für eine längere Zeit den Glauben, alles sei emigriert, was Talent, geistige Bedeutung und politischen Charakter besitze. Jeder Zurückgebliebene sei ein Nichtskönner, ein Nazi oder doch ein gefügiger Kollaborationist. Sie zogen sich desto verbissener auf diese Behauptung zurück, je schwieriger ihre äußeren Lebensumstände wurden. Und diese waren in der Tat schwierig, wenn auch die Emigranten von vielen Lebenshärten verschont blieben, die wir in Deutschland auf uns zu nehmen hatten. Da wachten sie nun eifersüchtig über dem immer wieder betonten Vorrang des Leidens, den sie vor den Daheimgebliebenen haben wollten. Sie erlagen einer der charakteristischen Emigrantenspsychosen, nämlich der Versuchung, monomanisch auf einen einzigen Punkt zu starren; dies ist ja immer die große seelische Gefahr für alle von schweren und außergewöhnlichen Schicksalen Betroffenen, und es hat diese Psychose, diese Versuchung und Gefahr auch für uns andere gegeben; auch viele in Deutschland erlagen ihr. Der Punkt, auf den gestarrt wurde, war der eigene Nabel; er und das einem persönlich Zugestößene wurden zum Zentrum schlechthin. Die Emigranten verkündeten unentwegt, Teilnahme fordernd, ihr Schicksal. Sie lobten einander auf Gegenseitigkeit in winzigen Blättern, die außer ihnen selbst niemand las.

Infolge ihres merkwürdigen Glaubens an den Stillstand der Zeit konnten sie sich nicht klar machen, daß in diesem Jahrzwölft auch in Deutschland neue literarische Kräfte herangewachsen sein mußten. Dergleichen wünschten sie nicht zur Kenntnis zu nehmen, wie sie ja die Existenz eines innerdeutschen literarischen Widerstandes gegen das Dritte Reich nicht zur Kenntnis zu nehmen

wünschten. Hier offenbarte sich ein prinzipienfester, weltfremder Doktrinarismus. Daß die Vielgestaltigkeit des Lebens auch unter den unifizierendsten Umständen immer wieder neue, ausnahmsweise erscheinende Lagen, Entwicklungen und Ergebnisse hervorruft, das anzuerkennen war den Emigranten nicht möglich, denn bei ihnen basierte ja alles auf der These von der unerschütterlichen Homogenität und Eindeutigkeit der deutschen Zustände. Und in wunderlichem Gegensatz zu der Behauptung, das ganze deutsche Volk bestehe aus Nazis, stand ihre Erwartung, nach dem Sturz des Regimes werde die deutsche Öffentlichkeit mit Leidenschaft nach ihren Büchern greifen und die große Konjunktur werde für sie anheben.

Es versteht sich von selbst, daß es unter den Emigranten auch Männer ganz anderen Kalibers gegeben hat. Aber diese haben am Aufkommen und an der Zuspitzung eines eigentlichen Emigrantenproblems keinen Anteil gehabt, und so besteht denn kein Grund, ihrer in diesem Zusammenhang zu gedenken, wo ich ja gerade diejenige Kategorie im Auge habe, welche in die für Emigrationen typische unfruchtbare Geistesverfassung hineingeriet und nun alle Verständigung schwer macht.

An eine Rückkehr nach Deutschland, die ihnen früher als Sehnsuchtsziel vorgeschwebt hatte, dachten nach dem Umschwung die wenigsten, und eine solche Rückkehr wäre unter den herrschenden Verhältnissen meist auch eine Sinnlosigkeit gewesen. Aber woran sie dachten, das war die Aufrechterhaltung oder Wiedergewinnung ihrer geistigen Stellung und ihres von ihnen selbst recht überschätzten Einflusses. Je mehr sich in freilich noch sehr bescheidenen Dimensionen nach dem Zusammenbruch die Verbindung zwischen Deutschland und der übrigen Welt herzustellen anfang, umso mehr begann diese übrige Welt mit Erstaunen wahrzunehmen, daß die alte Emigrantenbehauptung, in Deutschland habe es keine oder doch nur eine braune Literatur gegeben, der Prüfung nicht standhielt. Und nun war der Welt plötzlich die nichtemigrierte deutsche Literatur interessanter geworden als die emigrierte.

Jetzt trieb der Wunsch nach Selbstbehauptung manche Emigranten zu bedenklichen Schritten. Sie kämpften verzweifelt um ihre Geltung. Manche von ihnen kämpften einfach um die vielleicht nur eingebildete Möglichkeit, sich einer Konkurrenz zu erwehren, gedruckt und gelesen zu werden und Honorare zu erhalten. Jetzt wurde erst recht alles das, was, dem Regime feind, in Deutschland geblieben war und nun mit einem neu aufgekommenen Schlagwort die „Innere Emigration“<sup>181</sup> genannt wurde, teils einfach in seiner Exi-

<sup>181</sup> Zur Wortgeschichte vgl. explizit Gisela *Berghand*: Einige Anmerkungen zum Begriff der Inneren Emigration, Stockholm 1974, sowie Günter *Scholdt*: „Ein Geruch von Verrat und Schande?“ Zur Kritik an dem Begriff und an der Literatur der Emigration im Innern. In: *Wirtschaft und Wissenschaft* 2 (1994), S. 23–28; neuerdings Annette *Schmoltinger*: „Intra muros et extra“, Deutsche Literatur im Exil und in der Inneren Emigration, Heidelberg 1999; zuletzt Winfrid *Haller*: Sehnsucht nach universaler Gerechtigkeit,

stanz, teils in seinem geistigen Rang bestritten. Die Vertreter der inneren Emigration bezeichnete man als Konjunkturisten, die erst nach dem Zusammenbruch ihr antinazistisches Herz entdeckt hätten und nun von jeher zur Fronde gehört haben wollten; daß es, wie nach allen politischen Wendepunkten, solche Leute natürlich auch jetzt in Mengen gab, erleichterte derartige Behauptungen. Es regnete die unsachlichsten Angriffe, die dümmsten, meist anonym auftretenden Denunziationen, die infamsten Intrigen. Davon habe ich in der Schweiz manche Beispiele erlebt. Es wurde die Forderung erhoben, jeder Nichtemigrierte habe sich wegen seines Verbleibens in Deutschland zu verantworten und zu rechtfertigen. Wer nicht von den Nazis umgebracht worden war, der galt als Nazi. Hier arbeitete man also mit der simplifizierenden Annahme: wer nicht gefallen ist, der ist auch nicht im Gefecht gewesen. Ich habe es mir nie herausgenommen, den Fortgang eines Mannes zu kritisieren, der Grund hatte, sich vom ersten Tage der sogenannten Machtergreifung an unmittelbar bedroht zu fühlen, und für den auch keine Möglichkeit gegeben schien, seine geistige Arbeit in Deutschland fortzusetzen. Ich habe seine Motive und Entschlüsse respektiert, und ich kann sagen, daß ich in vielen schwachen Stunden die Emigrierten, und mochten sie noch so jämmerlich daran sein, beneidet habe. Allein wie übergroß oft auch die Sehnsucht nach einem Aufatmenkönnen jenseits unserer Zuchthausmauern war, ich hätte es, in meinem Falle, doch nicht für richtig gehalten, fortzugehen und damit eine geistige Position, und sei sie noch so bescheiden gewesen, solange sie sich irgend halten ließ, meinen Todfeinden zu überlassen. So etwas also wurde jetzt als Kollaborationismus bezeichnet.

Unsere naive Vorstellung, es werde eine freundschaftliche, ja herzliche Wiederbegegnung zwischen lange Getrenntgewesenen geben, war ad absurdum geführt. Daß es bei dieser Wiederbegegnung nicht ganz ohne Schwierigkeiten abgehen würde, das hatte sich freilich voraussehen lassen, aber daß nun die Kluft verewigt werden sollte, das kam doch überraschend. Die Emigranten wollten eine strenge Unterscheidung zwischen Literatur erster und zweiter Klasse gewahrt wissen, und die erste Klasse sollte ausschließlich ihnen vorbehalten sein. Dies war die Situation eines Moments, da in Deutschland noch kein nennenswertes Verlagswesen, noch kein eigentliches literarisches Leben sich wieder hatte entwickeln können. Es war unschwer vorzusehen, daß sie sich verschärfen mußte, sobald hier eine Besserung eingetreten sein würde, und sobald stabile Geldverhältnisse wieder Fragen des Bücherabsatzes und der Honorare auch innerhalb Deutschlands wirtschaftlich interessant machen könnten. Denn das muß man nicht glauben, der Durchschnitt der schreibenden Menschen – und vom Durchschnitt ist ja hier die Rede, nicht von der Elite –

---

Zum Verhältnis von „Innerer Emigration“ und Exil während des Dritten Reiches. In: F.-L. Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung (wie Anm. 32), S. 173–195.

verachte das Geld und den materiellen Erfolg. Im Gegenteil, er hängt ihm an wie kaum ein anderer Berufsstand. Denn Honorare bedeuten ihm nicht nur Geld in dem Sinne wie Erbschaftssummen, Gehälter oder kaufmännische Gewinne Geld bedeuten. Sie bedeuten ihm zugleich die Bestätigung der eigenen Geltung, und sie beschwichtigen die raunende Anklagestimme der ressentimentalen eigenen Unzulänglichkeitsempfindungen. Und in diesen Empfindungen der Labilität ist bei den kleineren Geistern der Emigration, die wie allenthalben die Mehrzahl ausmachen, zuletzt wohl der Ursprung aller Verwirrung zu suchen.

### Zürich/Schweiz: 1947–1948

956

Mein Gedicht „Der Schutzbrief“ wurde erst 1945 oder 1946 veröffentlicht,<sup>182</sup> war aber in den vorhergehenden Jahren in Abschriften sehr verbreitet. So hatte es auch ein Soldat in der sächsischen Stadt Oschatz, im Zivil Student der Germanistik in München, abgeschrieben. Das kam zur Kenntnis eines Oschatzer Professors, der es nun für nötig hielt, den Studenten wegen Verbreitung abergläubischer und staatsfeindlicher Literatur bei der Geheimen Staatspolizei anzuzeigen. Da der Abschreiber beim Militär war, wurde die Sache einem Kriegsgericht übergeben. Dies hatte mehr Verstand und Humor als die Polizei und der Professor und schlug nach kurzer Untersuchung die Angelegenheit nieder.

957

Ich habe eine unausrottbare Neigung zur Gerechtigkeit<sup>183</sup> und zu dem, was die Nationalsozialisten höhnisch und haßvoll als die „deutsche Objektivität“ bezeichneten und für ein bekämpfenswertes Grundübel der deutschen Art hielten; übrigens nicht nur die Nazis, denn die sogenannten nationalen oder gut vaterländischen Kreise taten das Gleiche. Diese so verlästerte deutsche Objektivität konnte sich freilich mit einer professoralen Weltfremdheit und einer querköpfigen Rechthaberei paaren, die schwer zu ertragen waren. Und doch ist sie in Wirklichkeit nichts anderes gewesen als der noch nicht erstickte Rest des deutschen Gewissens.

Meiner Neigung zur Gerechtigkeit und deutschen Objektivität entspricht meine freilich oft nur mühsam aufgebrauchte oder aufrechterhaltene Hochach-

<sup>182</sup> Das Gedicht „Der Schutzbrief“ entstand 1942; vgl. Werner *Bergengruen*: Zauber- und Segensprüche, Zürich 1947, S. 27.

<sup>183</sup> Eine Novelle gleichen Namens („Gerechtigkeit“, entstanden 1925) erschien in: Werner *Bergengruen*: Die Heiraten von Parma, Hamburg 1940, S. 110–113.

tung vor dem formalen Recht. Ich weiß, daß dies formale Recht tausendmal das Leben und das eigentliche Recht ins Unrecht setzt. Dennoch meine ich, es sei der einzige leidlich haltbare Boden aller Rechtsprechung; wird dieser verlassen, so werden Leben und eigentliches Recht nicht nur in tausend Einzelfällen in Frage gestellt, sondern grundsätzlich und ein für alle Male der Willkür, dem Ungefähr, dem Zufall und der Unberechenbarkeit überantwortet. Wir haben das mit Schauer erlebt in der hinter uns liegenden Periode, in der das sogenannte gesunde Volksempfinden als oft beherrschender Faktor in die Prozedur der Urteilsfindung eingeschaltet worden war. Zugleich aber erfährt die Welt es seit Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden, wie sehr das unabweichlich festgehaltene Recht in Gefahr ist, der Absurdität, der Lebensfeindlichkeit, der Mechanisierung und Fetischisierung zu verfallen.

Ich darf sagen, daß die Neigung zu formalrechtlichen Bedenken mich während der Herrschaft des Dritten Reiches nicht behelligt hat. So geschickt der Nationalsozialismus es auch verstand, sich aller Legalitätsformen zu bedienen und allem, was er verübte, rechtlich einwandfrei erscheinende Fundamente zu schaffen, so hat es hier für mich nie einen Zweifel gegeben. Jeder, der nach nationalsozialistischer Auffassung ein Rechtsbrecher war, jeder Saboteur, jeder Deserteur, jeder Gesetzesübertreter, jeder angebliche Hochverräter hat mir aus dem Herzen gehandelt. Aber der Mensch ist ja Gottlob nicht konsequent, und so macht es einen Unterschied, ob man ein triumphierendes oder aber ein endlich zu Fall gebrachtes Verbrechergesindel betrachtet, und mein Gefühl sträubt sich dagegen, dem letzteren die sogenannte Wohltat des Gesetzes vorenthalten zu wissen. So kann ich es mir denn nicht verwehren, jetzt, da überall prozesuale Abrechnungen stattfinden, mancherlei Gedanken nachzuhängen, die sich schon meldeten, als die ersten Nachrichten von den geplanten Nürnberger und sonstigen Prozessen auftauchten, Gedanken freilich eines Amateurjuristen und dilettierenden Rechtsphilosophen.

Das Volk mit seinem berühmten „gesunden Empfinden“ hätte es verstanden, wenn der Nürnberger Prozeß<sup>184</sup> nicht stattgefunden, sondern wenn man alle Größen des Dritten Reiches, sobald man ihrer habhaft wurde, ohne weiteres aufgehängt hätte. Da hörte man immer wieder die Meinung: wozu die lange Wirtschaft, bringt sie um, schade ums Geld, schade um die Zeit! Die so sprachen, hatten Verständnis für die russische Praxis der ersten Zeit. Die einmar-

---

<sup>184</sup> Der am 20. November 1945 eröffnete Prozeß gegen die Hauptkriegsverbrecher richtete sich gegen 22 als Hauptrepräsentanten des nationalsozialistischen Deutschlands Angeklagte sowie gegen sechs als verbrecherisch eingestufte Gruppierungen und Organisationen des Dritten Reiches. Der am 1. Oktober 1946 erfolgte Gerichtsbeschluß verurteilte zwölf der Angeklagten zum Tod, drei zu lebenslänglichem Gefängnis, vier zu mehrjährigen Haftstrafen, drei Angeklagte wurden freigesprochen. Als verbrecherische Organisationen wurden das Führerkorps der NSDAP, die Gestapo, der SD und die SS eingestuft. Die Vollstreckung der Todesurteile erfolgte am 16. Oktober 1946.

schierenden Russen hatten keine formaljuristische Bedenken, sie sagten einfach: die Nazis sind schuld, und wer in unsere Hände fällt, wird liquidiert. Man kann nicht einmal behaupten, daß dies Verfahren, wenn man menschliche Vergeltungen überhaupt für gerecht hält, absolut ungerecht gewesen wäre, und schließlich kann ja auch eine tote Sache wie ein Ziegelstein oder eine Lawine, kann ein keines Rechtsbewußtseins fähiges Tier wie ein Wolf oder ein Bazillus einen gerechten Urteilsspruch der Vorsehung vollstrecken. Wie die Russen es machten und wie der unterdrückte Teil des deutschen Volkes es sich in tausenden schlaflöser und qualvoller Nächte ausgemalt hat, das ist sicher ein realistisches, natürliches und vielleicht auch zweckmäßiges Vorgehen, und wahrscheinlich fährt man gar nicht einmal so schlecht dabei. Wer aber die Bürde eines abendländischen Rechtsgewissens mit sich trägt, dem wird die Sache nicht so leicht gemacht, und auch er selbst darf sie sich nicht so leicht machen.

Der Nürnberger Prozeß ist nobel geführt worden, und es hat den Anschein, als lasse sich das auch von den sonst geführten oder noch im Gang befindlichen Prozessen sagen. Das Nürnberger Gericht hat Urteile gefällt, die man im Ganzen als gerecht wird bezeichnen müssen, aber es hat sie gefällt mit Hilfe eines Verfahrens, dessen rechtliche Unmöglichkeit auf der Hand liegt. Das haben auch die Richter empfunden. Es ist nicht schade um die Verurteilten. Aber es ist schade um die Rechtmäßigkeit. Und es ist schade um alle diejenigen, die, wo, wann und unter welchen Umständen es sein möge, künftighin mit Hilfe ähnlicher Methoden zur Verurteilung kommen werden. Die volkstümlich-russische Methode hätte solche Schädigungen nicht hervorgerufen, denn sie wurde außerhalb der Rechtsprechung angewandt und hatte daher nicht die Kraft, Präzedenzfälle zu schaffen.

Niemand bestreitet die Gültigkeit des Grundsatzes: „nulla poena sine lege“, das heißt: es kann keine Handlung bestraft werden, die nicht zur Zeit ihrer Begehung vom Gesetz mit Strafe bedroht war. Dieser Satz ist das eigentliche Fundament aller Kriminaljustiz. Es hat uns empört, wenn das Dritte Reich diesen Grundsatz verletzte, etwa wenn es Leute maßregelte, weil sie vor Jahrzehnten, als dergleichen noch nicht verboten war, einer Freimaurerloge beigetreten waren oder Jüdinnen geheiratet hatten.<sup>185</sup> Aber in Nürnberg ist er gleichfalls verletzt worden, und er wird fortwährend in den kleineren Prozessen verletzt, die sich an den großen Nürnberger anschlossen.

Den Erfindern und Anwendern der hier geübten Methode, die ja rechtlich geschulte und in ihrer Mehrheit sicher auch rechtlich empfindende Männer sind, ist

<sup>185</sup> Bergengruen selbst hatte 1919 die der Familie Mendelssohn-Bartholdy entstammende Charlotte Hensel geheiratet, welche im nationalsozialistischen Sprachgebrauch unter der Bezeichnung einer „Dreivierteljüdin“ firmierte. Diese Verbindung trug zum Ausschluß Bergengruens aus der Reichsschrifttumskammer maßgeblich bei; vgl. N. Luise *Hackelsberger*: Charlotte Hensel und „Ein Jüngling, der sich Dichter nannte ...“. In: *Mendelssohn-Studien* 13 (2003), S. 291–297.

nicht ganz wohl dabei. Und darum beteuern sie, der Grundsatz der *nulla poena* gelte selbstverständlich nach wie vor und unter allen Umständen, aber hier sei so Ungeheuerliches zur Sühne zu bringen, daß er eben diesmal, dies eine und aller-einzigste Mal, nicht zu gelten habe. Das klingt nicht ganz unplausibel, und es ist nur arg, daß das von nun an immer wird behauptet werden können, sobald es jemandem bequem ist, der sich im Besitz der Macht befindet.

Unter den vier Punkten der Nürnberger Anklage war der, die Angeklagten hätten den Krieg vorbereitet und begonnen.<sup>186</sup> Nun ist hieran kein Zweifel. Man möchte sogar sagen, der Zweite Weltkrieg sei vielleicht der einzige Krieg der neueren Geschichte, bei dem über die Schuldfrage keinerlei Diskussion möglich sei.

Der Angriffskrieg ist bisher wohl moralisch, nie aber juristisch verurteilt worden. Er galt weder als verboten, noch stellte irgendein Gesetz ihn unter Strafe. Im Gegenteil, die ganze Welt war der Meinung, es gehöre zu den Souveränitätsrechten jedes Staates, kriegerische Vorbereitungen zu treffen und, wenn es ihm angezeigt schien, den Krieg zu erklären. Dieser Punkt setzte denn auch die Nürnberger Ankläger in Verlegenheit. Schließlich verfiel man auf die höchst dürftige Auskunft, daß man eine Verletzung des Kelloggpaktes<sup>187</sup> feststellte, durch den bekanntlich der Krieg geächtet worden war. Aber dieser Kellogg-pakt war nun wirklich ein Chiffon de papier und vollkommen in Vergessenheit geraten, und niemand ist auf den Gedanken gekommen, mit Berufung auf ihn den Kriegen entgegenzutreten, die seit seinem Abschluß vorgefallen sind, oder ihre Urheber zur Rechenschaft zu ziehen.

Da hat man also eine *poena sine lege* verhängt. Naive Menschen werden sagen, jetzt sei endlich der Angriffskrieg zum Verbrechen gestempelt worden und das sei ein Glück für die Menschheit. Die Wirkung wird aber eine andere sein. Da ja grundsätzlich nie eine Partei zugibt, von sich aus den Krieg angefangen zu haben, sondern jede behauptet, die andere trage die Schuld, so wird auf Grund des Nürnberger Präzedenzfalles nach jedem künftigen Kriege – und wer von uns wagt zu hoffen, im Jahre 1945 sei der letzte Krieg der Weltgeschichte zu Ende gegangen? – die siegreiche Partei die Regierungsmitglieder der unterlegenen vor ein Tribunal stellen und ihnen als verbrecherischen Kriegsentfesselern den Prozeß auf Leben und Tod machen. Es wird scheinbar die Urheber-schaft, in Wirklichkeit der Verlust eines Krieges strafrechtlich verfolgt werden.

<sup>186</sup> Die vier Anklagepunkte im Nürnberger Prozeß lauteten: 1. Verschwörung und Planung eines Angriffskrieges, 2. Verbrechen gegen den Frieden, 3. Kriegsverbrechen, 4. Verbrechen gegen die Menschlichkeit.

<sup>187</sup> Der auf Anregung des amerikanischen Außenministers Frank B. Kellogg und mit Unterstützung des französischen Außenministers Aristide Briand 1928 in Paris geschlossene Briand-Kellogg-Pakt sprach sich für eine Ächtung des Krieges als Mittel zur Lösung zwischenstaatlicher Schwierigkeiten aus. Das Deutsche Reich befand sich unter den 15 Nationen, die den Pakt unterzeichneten. Bis Ende 1929 traten weitere 54 Staaten dem Pakt bei.

Ohne weiteres wäre es möglich gewesen, die Anklage etwas weniger weit zu fassen, nämlich als Kriegsverbrecher nicht jene anzusehen, die am Kriege, das heißt an seinem Ausbruch schuld waren, sondern nur diejenigen, die sich im Kriege verschuldet, das heißt während des Krieges völkerrechtswidrige Handlungen begangen hatten oder für die zahllosen schweren Verletzungen völkerrechtlicher Bestimmungen die Verantwortung trugen. Allein aus volkspychologischen und politischen Gründen schien es erwünscht, nicht einzelne Delikte, und mochten diese noch so zahlreich und noch so schwerwiegend sein, sondern sozusagen den gesamten Nationalsozialismus vor Gericht zu stellen und zu verurteilen. Da sagte man denn, die bisherige Rechtsauffassung bedürfe einer revolutionären Erweiterung. In der Tat war es ein Gesamtverbrechen, über das ein Urteil gefällt werden mußte, und alle einzelnen Handlungen waren nur seine Detailbestandteile. Dies Gesamtverbrechen war so neuartig, daß die überlieferten Rechtsnormen vor ihm versagen mußten. Das geltende Recht also wurde vor Gericht, vielleicht unvermeidlicherweise, verletzt. Da ist eine Tür aufgestoßen worden, und niemand kann sagen, wohin man durch diese Tür gelangen wird. Das ist schlimm, denn es geschah ja nicht in einer Krähwinkler Amtsgerichtsverhandlung, sondern im größten Strafprozeß der Weltgeschichte, einem Prozeß, der nun auch wieder Weltgeschichte zu machen geeignet ist. Aber noch schlimmer wäre es, wenn die geschehenen Dinge ungesühnt geblieben wären.

Diese Gedankengänge sind gefährlich. Schließlich kommt man so weit, zu sagen: „Was liegt denn an juristischen Haarspaltereien? In diesem verzwickten Leben gibt es nur eins: man muß sich nicht mit gelehrten Bedenken aufhalten, sondern man muß das tun, was notwendig und vernünftig ist und was durchzuführen man die Macht hat.“ Gewiß, das leuchtet ein. Und es hat nur einen einzigen Nachteil, den nämlich, daß es sich vollkommen mit jener Art der Argumentation deckt, deren das Dritte Reich sich zu bedienen pflegte.

Da sind nun aber noch einige andere Punkte, die mich beunruhigen, und zu ihnen gehört das gegenseitige Verhältnis von Subordinationspflicht und Verantwortlichkeit.

Ist es nicht das Wesen aller Autorität, daß sie dem ihr Unterstellten einen Teil seiner Verantwortungen abnimmt? Kann man einen Scharfrichter wegen der Vollstreckung fehlerhaft gefällter oder ungerechter Todesurteile zur Rechenschaft ziehen? Ich glaube, das wird niemand wollen. Aber könnte man nicht allenfalls sagen, schuldhaft sei eben die Übernahme des Scharfrichterpostens in einer Verbrecherbande? Ja, schon der Eintritt in eine Verbrecherbande sei schuldhaft? Aber hat nicht die Weimarer Verfassung einem jeden demokratischerweise die Freiheit der parteipolitischen Betätigung garantiert?<sup>188</sup> Daß der in die Partei Eintretende sich mit den Zielen der Partei identifizierte, – auch

<sup>188</sup> Die am 11. August 1919 in Kraft getretene Weimarer Verfassung kannte keinen Verfassungsschutz. Daher war es für eine verfassungsfeindliche Partei wie die NSDAP möglich, in den Reichstag bzw. an die Regierungsmacht zu gelangen.

darin konnte nichts Strafbares liegen, denn damit, daß der demokratische Staat diese Partei duldete, damit gab er zu verstehen, daß auch ihre Ziele seiner Auffassung nach nicht außerhalb der Gesetzlichkeit lagen. Und hat sich der damalige Staat mit dieser Beurteilung geirrt, wie sollte man von irgendwelchen kleinen Leuten mehr Einsicht verlangen? Kurz, da steht die Frage vor uns, was denn die Nazis nun eigentlich waren, eine Verbrecherbande oder eine Regierung?

Ich bin der letzte, der ihnen den Verbrechercharakter abstreitet, aber es kommt mir vor, als sei die Frage nicht richtig gestellt. Das ist, als wollte man fragen: „Ja, was ist denn X.Y. eigentlich, ein Oberregierungsrat oder ein Schuft?“

Es ist ein Grundsatz, daß der Soldat zu gehorchen hat. Gut, aber wem? Einer Gangsterbande oder einer Regierung? Ja, darf vom letzten Musketier, vom inferiorsten Beamten verlangt werden, er solle mit Sicherheit zwischen diesen beiden Kategorien zu unterscheiden wissen? Um welche von beiden es sich auch handeln mag, für ihn verkörpert sie sich doch im selben Manne, nämlich in seinem Unteroffizier.

Wir alle sind der Meinung, daß die beschworene Gehorsamspflicht des Untergebenen keine unbeschränkte ist. Schon die Anrufung Gottes bei der Eidesleistung läßt erkennen, daß im Wege eines stillschweigenden Vorbehalts die Möglichkeit von Ausnahmen eingeräumt wird: da nämlich, wo die Erfüllung der Gehorsamspflicht mit den göttlichen Geboten kollidieren würde. Aber hier gibt es Situationen, wo die Kriterien ungewiß sind. Jeder Untergebene kann in den Fall kommen, einen Befehl ausführen zu sollen, bei dem ihm eine solche Kollision gegeben oder doch möglich erscheint. Würde dieser Untergebene, der ja sehr wohl ein Skrupulant, Querulant, Querkopf und Dummkopf sein kann, vor Ausführung eines Befehls jedesmal erst umständliche Erwägungen anstellen oder, falls er mit diesen nicht allein zu Rande käme, irgendwo ein Gutachten einholen und wollte man ihm gar ausdrücklich ein Recht auf solche Aufschub bewirkende Überlegung und Gutachtenbeschaffung zugestehen oder ihm dergleichen womöglich zur Pflicht machen, so würde vermutlich weder die amerikanische Armee noch die britische Marine florieren und jegliche Maschinerie auf der Welt stillstehen.

Man sagt, wer, auch an subalternster Stelle, an bestimmten Dingen, etwa an den Judenmorden, mitgewirkt habe, der hätte wissen müssen, daß er an Verbrechen teilnahm, angesichts deren jede Gehorsamspflicht aufhörte. Aber da waren nun Leute, denen man von früher Jugend an eingetrichtert hatte, die Juden seien nicht Menschen wie alle anderen, sondern Exponenten des Satans, und man tue ein verdienstliches Werk, sie auszurotten; selbst die unmenschlichste Todesart stehe noch in keinem Verhältnis zu dem, was sie in ihrer teuflischen Arglist der nordischen Edelrasse angetan hätten. Diese Leute, – man kann sie mit den Henkersknechten vergleichen, die, wie es ja ihren Berufspflichten entsprach, bei Hexenverbrennungen den Scheiterhaufen herrichteten, – diese Leute hatten das geglaubt, denn wer es ihnen gesagt hatte, das war ihre Autori-

tät gewesen. Und wenn diese Autorität sie gelehrt hätte, die Juden seien die Blüte der Menschheit, dagegen hätten die Zahnärzte aus purer Bosheit die Syphilis erfunden und vergifteten das menschliche Geschlecht vorsätzlich mit Hilfe von Plomben, so hätten sie vermutlich kein jüdisches Haar gekrümmt, dafür aber kein zahnärztliches unausgerissen gelassen. Was also ist an diesen Leuten das Strafbare oder vielmehr: was ist die Ursache ihrer Straffälligkeit? Ihre Autoritätsgläubigkeit? Ihre Dummheit? Ihr Gehorsam?

[...]

Da stoßen wir immer wieder auf dieselbe Frage, und zwar ist das die Frage nach der Legalität der nationalsozialistischen Regierung und aller von ihr vorgenommenen Regierungsakte. Will man die nationalsozialistische Regierung als rechtmäßige Regierung ansehen, so muß man zugeben, daß sie befugt war, Gesetze zu erlassen, die dann mit ihrer verfassungsmäßig vorgesehenen Veröffentlichung im Reichsanzeiger in Kraft traten, mochten diese Gesetze nun aussehen, wie sie wollten, und dann waren wohl auch jene, die diese Regierung für eine rechtmäßige hielten, verpflichtet, ihren Gesetzen zu gehorchen, oder wenigstens könnte man ihnen aus ihrem Gehorsam gegen diese Gesetze nicht nachträglich ein Verbrechen machen. Im allgemeinen ist es auch so gehalten worden, daß die Gesetze ordnungsmäßig im Reichsanzeiger publiziert wurden. Doch erinnere ich mich auch, daß mit Gesetzen operiert worden ist, die als geheime bezeichnet und aus Opportunitätsgründen nicht veröffentlicht wurden. So zum Beispiel hat der Reichsgesundheits- oder Reichsärztführer Conti erklärt, die Tötung der Geisteskranken sei legal, denn sie gehe auf ein Gesetz zurück,<sup>189</sup> von dessen Publikation der Führer aus Rücksicht auf die Volksstimmung abzusehen befohlen habe. Wie kamen nun die Gesetze des Dritten Reiches zustande? Durchaus doch im Rahmen der Verfassung. Es hatte da Wahlen gegeben und Majoritätsbeschlüsse und Ermächtigungsgesetze, und so war da rechtlich alles in Ordnung, und der Staatsbürger und insbesondere der vereidigte Beamte oder Soldat zum Gehorsam gegen die Gesetze verpflichtet. Wer will das bestreiten? Es möchte auch scheinen, formalrechtlich sei jeder Staat befugt, Rassenunterscheidungen zu machen, Konubien zu verbieten und für bestimmte Berufe bestimmte Abstammungsnachweise zu verlangen, vorausgesetzt daß die entsprechenden Gesetze auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommen sind. Dazu gibt es, wenn ich mich recht erinnere, Parallelen auch in

<sup>189</sup> Leonardo Conti, seit 1939 „Reichsgesundheitsführer“ und Leiter des „Hauptamts für Volksgesundheit“ in der Reichsleitung der NSDAP, war als Befürworter von Menschenversuchen an Häftlingen im Dritten Reich für alle im Gesundheitswesen durchgeführten Maßnahmen verantwortlich. Ein Gesetz für die Massenmorde an ca. 120000 Geisteskranken und Behinderten, die seit 1940 durchgeführt wurden, existierte nicht: Hitler ließ den Gesetzesentwurf nie offizielle Gesetzeskraft erlangen, da das deutsche Volk nicht „reif“ dafür sei. Statt dessen wurde die Aktion durch ein Schreiben Hitlers vom Oktober 1939 (rückdatiert auf den 1. September 1939) legitimiert, in dem er verfügte, daß „unheilbar Kranke“ getötet werden sollten.

außerdeutschen Gesetzgebungen, etwa soweit sie sich auf Kolonialgebiete beziehen. Ich glaube, hierin wird man mir zustimmen, wird aber, im Verlaufe unserer Unterhaltung doch etwas mißtrauisch geworden, hinzufügen, natürlich sei der Staat nicht berechtigt, Gesetze zu erlassen, die verbrecherisch oder unmenschlich seien. Wer indessen entscheidet darüber, ob sie das sind? In jedem Staat wird es immer Oppositionskreise geben, die bestimmte beantragte oder erlassene Gesetze als verbrecherisch und unmenschlich bezeichnen werden. Da gibt es keine sicheren, keine allgemein anerkannten Maßstäbe. Kann nicht überhaupt jeder Staat jedes beliebige Gesetz erlassen, vorausgesetzt daß es auf verfassungsmäßigem Wege zustande gekommen ist? Sollen nun die Mitglieder einer Regierung strafrechtlich verfolgt werden, weil sie von diesen in der Verfassung gesicherten Rechten der Gesetzgeberschaft den ihnen anstehenden Gebrauch machten? Oder die Staatsbürger, weil sie diesen Gesetzen gehorchten? Oder weil sie Gebrauch machten von der ihnen durch die Verfassung gewährten Freiheit, sich einer politischen Partei anzuschließen, die nun von ihnen noch eine besondere Gehorsampspflicht forderte?

Selbstverständlich war der Staat nicht befugt, sogenannte spontane Vorgänge wie die vom 9. November 1938 zu organisieren<sup>190</sup> und Millionen von Menschen ohne richterliches Urteil ihrer Freiheit und ihres Lebens zu berauben. So wären denn nur die Dinge strafbar, die *contra legem* oder *praeter legem* geschehen sind? Ach, auch die würden ja schon ausreichen, alle Beteiligten an den Galgen zu bringen! Noch einmal: es ist schwer, die Legalität der nationalsozialistischen Regierung und ihrer mit Hülfe des Apparats von Ermächtigungsgesetzen etc. vorgenommenen Regierungsakte zu bestreiten.

Es hat sich im Rahmen dieser Betrachtungen nun so eingeführt, daß ich mich genötigt fühle, sowohl den *advocatus justitiae* als auch den *advocatus diaboli* zu machen, und es ist das Ärgerliche, daß ich selbst nie sicher bin, welche dieser beiden Rollen ich nun im Augenblick gerade agiere. Nehme man meinewegen an, ich mache mir eine Art Spaß daraus, mit der Fiktion zu jonglieren, es handele sich hier um einen Staat, um eine Regierung und um Gesetze in dem Sinne, in welchem die abendländische Menschheit diese Worte zu brauchen gewohnt ist!

In Wirklichkeit sind alle diese Gesetze zynische Komödien und Spiegelfechtereien gewesen, die von ihren Urhebern selbst belacht wurden. Was ernstgenommen wurde und tatsächliches Gewicht hatte, das waren ja nicht diese der

---

<sup>190</sup> Am 7. November 1938 erschöß der Student Herschel Grynspan in Paris den deutschen Diplomaten Ernst vom Rath. Diese Tat nutzten die Nationalsozialisten zur gezielten Inszenierung pogromartiger Ausschreitungen gegen jüdische Einrichtungen in Deutschland. Am 9./10. November wurden im Reichsgebiet Synagogen in Brand gesteckt, jüdische Geschäfte und Wohnungen zerstört, deren Besitzer angegriffen, verhaftet, teilweise auch ermordet. Die Reichspogromnacht wurde von der nationalsozialistischen Führung als „Reichskristallnacht“ bezeichnet.

äußeren Form nach korrekten Gesetze, sondern das waren die geheimen Anweisungen und Abreden, die Führererlasse, Bestimmungen, Befehle, Richtlinien oder wie man das nun nennen will.<sup>191</sup> Aber als hätten die Nazis künftige Argumentationen vorausgesehen, so waren sie, was sie selber gelegentlich mit ironischem Grinsen aussprachen, peinlich bestrebt, bei allen Gewalt- und Terrorakten eine gewisse Form der Legalität zu wahren, und es fehlte auch nie an beflissenen Juristen, die wie der bekannte Carl Schmitt ihnen dabei zur Hand gingen. Mit plumperer Gerissenheit sind die Formen der Legalität und Verfassungsmäßigkeit wohl nie mißbraucht worden. Wollte man solche Machenschaften als Rechtfertigungen gelten lassen, so machte man sich aus juristischer Gewissenhaftigkeit der auf eben diese Gewissenhaftigkeit gerichteten Spekulation von Verbrechern dienstbar und erfüllte genau ihren Willen. Die raffinierte Bosheit, die sich mit formalen Legalitäten zu sichern trachtete, bliebe straflos, während die naive Bosheit, die auf dergleichen gar nicht verfällt, überall bestraft wird. Dieser Anschein der Legalität ist jedoch in einem anderen Punkte interessant. Denn es liegt hier eine Entschuldigung für manche Verführte. „Schließlich gab es doch das Ermächtigungsgesetz.“<sup>192</sup> das Hitler zu den und den Maßnahmen von vorneherein berechnete ... schließlich hat doch der Reichstag zugestimmt ...“.<sup>193</sup> Solche Auffassungen und Äußerungen waren nicht ganz selten zu hören, und es war für kleine Seelen nicht leicht, sich klar zu machen, bis an welchen Punkt es sich noch um legale Dinge handelte und von wo an um nackte Verbrechen.

Wir können getrost sagen, alle Wahlen, auf welche die Nazis sich beriefen, angefangen mit den Märzahlen 1933,<sup>194</sup> seien infolge der Art ihrer Durchführung samt und sonders als ungültig zu betrachten. Meine Gesinnungsfreunde und ich, wir haben keine dieser Wahlen und Volksabstimmungen ernstgenommen, und wir haben die auf diese Wahlen sich berufende Regierung nie anerkannt; für uns ist sie nie etwas anderes gewesen als eine Horde von Bluthunden und Narren. Auf diesen Standpunkt durften, konnten, mußten wir uns stellen, die wir mit dieser Horde im Kampf lagen. Aber konnte und kann ihn mit der gleichen leidenschaftlichen Unbekümmertheit auch ein Gericht einnehmen?

Die Nazis hatten alle Rechtsnormen aufgehoben, sich selber außerhalb des Rechts gestellt, ja sie hatten sich ausdrücklich und von Grundsatzes wegen zu

<sup>191</sup> Vgl. Martin Moll (Hrsg.): Führer-Erlasse 1939–1945. Edition sämtlicher unpublizierter, in Schriftform ergangener Direktiven Hitlers während des Krieges. Stuttgart 1996.

<sup>192</sup> Als „Ermächtigungsgesetz“ wird das „Gesetz zur Behebung der Not von Volk und Reich“ vom 23. März 1933 bezeichnet.

<sup>193</sup> Mit Ausnahme der SPD stimmten alle im Reichstag vertretenen Parteien (444 der 538 anwesenden Abgeordneten) dem Gesetz zu.

<sup>194</sup> In den letzten, trotz massiver Einschüchterungsversuche seitens der nationalsozialistischen Staatsführung noch einigermaßen freien Reichstagswahlen am 5. März 1933 erreichte die NSDAP 43,9% der Stimmen und verfehlte damit deutlich die absolute Mehrheit.

dieser Stellung abseits des Rechts, abseits aller Gepflogenheiten gesitteter Nationen bekannt. Aber können nun Instanzen, die innerhalb unumstößlicher Rechtsnormen zu Hause sind und an ihnen festzuhalten wünschen, können nun die, – der zugegebenermaßen unerläßlichen Vergeltung zuliebe, – den Boden der Rechtsnormen verlassen? Es heißt in der Bergpredigt: „Wie ihr richtet, so werdet ihr gerichtet werden, und mit dem Maße, damit ihr meßt, wird euch zugemessen werden.“ Gewiß ist damit den Nazis ihr Urteil verkündet. Aber wer nun dies Messen mit dem Maße der Vergeltung ausübt, stellt der sich damit nicht auf eine Stufe mit demjenigen, an dem gerechterweise die Vergeltung vollzogen werden soll?

Die Alliierten, die jetzt die Richter stellen und die Prozesse führen, können nicht gut, wie wir es tun, von einer Gangsterbande sprechen, der den Gehorsam zu verweigern jeder verpflichtet gewesen sei, wenn er sich nicht strafbar machen wollte, – strafbar nicht vor den Gangstern, sondern vor der Weltjustiz! Da haben sie sich selber die Hände gebunden, indem sie diese Gangsterbande eifertig als eine legale Regierung anerkannt haben. Seinerzeit, versteht sich, seinerzeit, nämlich als man noch meinte, es könne sich nicht viel Gefährliches daraus entwickeln. Aber der Mensch haftet nun einmal nicht nur für seine Handlungen, sondern auch für deren Konsequenzen. Man könnte mir erwidern, wer denn die späteren Entwicklungen habe voraussehen können? Ich antworte: jeder, der Augen und Ohren nicht nur hatte, sondern auch zu brauchen entschlossen war. Insbesondere aber vom Staatsmann verlangt man eine gewisse Gabe der Voraussicht, sonst täte er besser, Aborträumer oder Schneeschipper geworden zu sein, welche Metiers es lediglich mit Vergangenheit und Gegenwart zu tun haben.

Die Alliierten haben die Gültigkeit der nazistischen Wahlen anerkannt und die Legalität der nazistischen Regierung, mit der sie paktiert und verkehrt haben, bis diese ihnen den diplomatischen Stuhl vor die Tür stellte. Und sie würden noch heute fortfahren, mit ihr zu paktieren und zu verkehren, und von Fall zu Fall immer wieder auf ein neues München<sup>195</sup> und einen neuen Chamberlain zu hoffen<sup>196</sup> und in uns lästige Schwarzseher und Querulanten zu erblicken und in allen Bestialitäten legale Akte zu sehen, bei denen mitzuwirken der beschworene Staatsbürgergehorsam die Deutschen nötige. All dies täten sie vermutlich noch heute, wenn Hitler nur so viel Verstand gehabt hätte, die Kriegskarte nicht auszuspielen, sondern sie als unabnutzbaren Trumpf in der Hand zu behalten.

Und so haben sie sich selber ihrer besten Rechtsargumente beraubt.

Es gibt in der Weltgeschichte immer wieder Momente, da nicht nur das Unrecht, sondern auch das Recht sich überschlägt; Momente, da die untrennbare

<sup>195</sup> Vgl. Anm. 100.

<sup>196</sup> Chamberlain versuchte durch eine Politik der Zugeständnisse an Hitler („Appeasement“-Politik) Europa vergeblich vor einem neuen Krieg zu schützen.

Verflochtenheit von Recht und Nichtrecht, von Rechtsprechung und Rechtsbrechung sichtbar wird; Momente, da die Wiederherstellung der beschädigten Rechtsordnung nur noch im Wege der Rechtsverletzung möglich zu sein scheint; Momente, da oft nur die salomonische Gestalt eines überlegenen Gerichtsherrn den Ausweg zu finden weiß, indem sie die Urteilsfindung aus den Distrikten aller rechtlichen Gesichertheiten auf die freie Verantwortung des souveränen eigenen Gewissens hinüberreißt, hiermit freilich den flexiblen Charakter der doch für ein Statikum ausgerufenen Justiz offenbarend; Momente, da man an aller objektiven Rechtspflege verzweifeln und meinen möchte, es komme im besten Falle auf einen fortgesetzten schäbigen Kompromiß zwischen dem starren Recht und dem fluktuierenden Leben heraus, die doch beide ihre legitimen Ansprüche haben. Es treten immer wieder Fragen auf, für die es keine Lösung gibt, wie für die Frage nach der Grenzlinie von Subordinationspflicht und Verantwortlichkeit, und vielleicht müssen sie auftreten, um uns an die Unvollkommenheit unserer irdischen Welt zu erinnern. Ja, vielleicht ist das das Wichtige an all diesen Dingen, daß sich an ihnen die Unmöglichkeit, der Bankerott aller menschlichen Gerechtigkeit offenbar macht und daß unserer Überheblichkeit ein Haltruf entgegengeworfen wird. Vielleicht, daß wir zurückgeführt werden zu jener Gesinnung, aus der in der alten Türkei der seinen Urteilsspruch verkündende Kadi ihm die Schlußformel anzuhängen hatte: „Allah weiß es besser.“

969

Als Frucht der Erschütterungen, die in der jüngsten Vergangenheit über unseren Weltsektor hingingen, erhoffe ich eine tiefere und allgemeiner sich verbreitende Einsicht in das wirkliche Charakteristikum unserer Situation, an deren Grundstruktur sich wenig geändert hat.

Man könnte versucht sein, die Signatur eines Zeitalters darin zu erblicken, welche Probleme in ihm vornehmlich zur Lösung drängen, und welche Lösungen erwogen werden. Eine Fülle von Problemen ist heute aufgetaucht und scheint nach Lösung zu verlangen. Aber hierbei wird oft vergessen, daß Probleme (mit Ausnahme von Problemen technischer oder wissenschaftlicher Natur) fast immer unlösbar sind. Probleme werden nicht gelöst; sondern nahezu stets werden sie, was aus den verschiedensten Ursachen geschehen kann und oft überraschend und in gänzlich unvorgesehener Weise sich vollzieht, zu einem bestimmten Zeitpunkt inaktuell. Andere Probleme tauchen auf und drängen die bisherigen, so wichtig diese sich auch gaben, in den Hintergrund. Der Alkoholismus galt früher als ein soziales Problem erster Ordnung. Er verschwand unter der Arbeiterschaft spurlos, – nicht auf Grund der vorgeschlagenen Lösungen und auch nicht erst infolge wirtschaftlicher Notsituationen, sondern im Zusammenhang mit dem Aufkommen des proletarischen Sportbetriebes, der den Arbeiter veranlaßte, zu trainieren statt zu trinken. (Eine solche Entwicklung hatte von den Sozialtheoretikern und von den betriebsamen Da-

men der alkoholgegenerischen Frauenorganisationen niemand vorausgesehen.) Damit wurde der Alkoholismus aus einem sozialen zu einem individuellen Problem, heute ist er auch das kaum noch, – infolge der Verelendung der meisten in den Krieg verflochtenen Länder. Der Kampf um die lediglich formal und partiell erreichte politische Gleichberechtigung der Frauen erledigte sich dadurch, daß auch die Männer der politischen Rechte beraubt wurden, und die Frage, ob eine kasernierte Prostitution bekämpfens- oder förderungswert ist, verliert jede Bedeutung, sobald ein Luftangriff die betreffende Stadt ekrasierte. In Ameisenhaufen sind interne Auseinandersetzungen von großer Intensität denkbar; sicher werden sie sehr oft durch die gedankenlos vollführte Spazierstockbewegung eines Vorüberkommenden gegenstandslos gemacht. Solche Beispiele mag es manche geben.

Wichtiger als alle Einzelproblematik scheint mir jener Kampf zu sein, der ebenso wie in der hinter uns liegenden Ära auch heute noch fast in allen Ländern zu führen ist und leider überwiegend in der Form einer sporadischen und rein individuellen Defensive geführt wird. Dieser Kampf wird nicht immer in seinem eigentlichen Wesen erkannt, nicht einmal von denen, die er als tödlich Verletzte hinterläßt. Er wird voraussichtlich die nächste Epoche beherrschen. Eine Prophezeiung über seinen Ausgang wage ich nicht; doch besteht wohl die Möglichkeit, er werde analog den oben angedeuteten Problemen überhaupt nicht bis zur Entscheidung ausgetragen, sondern durch irgendeine vollkommen neue Konfliktstellung verdrängt werden. Es ist der Kampf gegen die gleiche Gefahr, der wir in den letztvergangenen Jahren fast erlegen sind: der Kampf der Lebendigkeit gegen die Apparatur, der Kampf des Menschen gegen die immer heftiger zur Omnipotenz tendierenden Institutionen und gegen die das Leben zu überwuchern drohenden Sachbeziehungen.

983

Der esoterische Zug, der allem höheren Leben eigen ist, gewinnt in unserem Zeitalter an Bedeutung. Ja, er ist defensiverweise genötigt, seinen Wirkungsbereich fortwährend zu erweitern. Einen Pöbel hat es zu allen Zeiten gegeben. Er findet sich in sämtlichen Zuständen der Kultur, und selbst in den Zukunftskonzeptionen einer klassenlosen Gesellschaft bleibt stillschweigend ein Raum für ihn ausgespart. Sein Vorhandensein wirft Fragen von Bedeutung auf, doch entsteht eine verquere Situation dadurch, daß sie nicht mehr ungeschreit erörtert werden können. Denn heute sitzt ja der Pöbel mit zu Tische oder hat doch seine Verbindungsmänner überallhin vorgeschickt. Man kann über ihn und über alle mit seiner Existenz verbundenen Probleme, das heißt also: über die wichtigsten politischen, sozialen, die Bildung betreffenden Dinge, nicht mehr so reden, als wäre man unter sich, allenfalls noch beim schwarzen Kaffee. Öffentlich muß man tun, als gäbe es ihn nicht. Früher las er keine Journale oder Bücher. Da konnte man über ihn schreiben, aber es bedurfte dessen nicht mit der heutigen Dringlichkeit. Heute ist da eine Notwendigkeit, aber nun geht

es nicht mehr. Auch hier wie auf so vielen Gebieten im Zeitalter der allgemeinen Freiheiten muß sich also ein Code der Verständigung entwickeln, ähnlich dem, der sich unter dem Druck diktatorischer Herrschaftssysteme herauszubilden pfl egt. Vielleicht wird das eines der wichtigsten Kennzeichen der heraufziehenden Epoche sein und ein notwendiges Korrektiv ihrer Zustände, insbesondere derjenigen, die einer im populären Broschürenstil bleibenden exoterischen Betrachtung als ihre Charakteristika erscheinen.

985

Unähnlich so vielen anderen Männern, deren Neigung sich in höheren Jahren immer entschiedener der Vergangenheit zuwendet, fühle ich, wie mit der Zeit meine ehemalige, bis in allerfrüheste Kindertage zurückreichende Freude an der Geschichte ermattet.

Was sind die Triebkräfte der Geschichte? Dummheit und Gemeinheit. Was ist ihr Inhalt? Blut, Brand, Roheit, Leichtgläubigkeit, Irrtum, Verblendung und Überschätzung des Unwichtigen, das schon vom übernächsten Geschlecht in seiner Unwichtigkeit erkannt und nun durch eine neue Unwichtigkeit abgelöst wird. Die Menschen schaffen sich eine Schweinerei vom Halse, um eine andere auf sich zu nehmen; Blendwerk wird gegen Blendwerk eingetauscht. Das ist nicht viel anders als der ewige Wechsel von Nahrungsaufnahme, Verdauung, Ausscheidung und neuer Aufnahme. – ein Turnus, in welchem man den Gipfel der Banalität erblicken mag.

Das Leben der meisten Menschen besteht zu neunzig Prozent aus Torheiten. Der Lebensablauf menschlicher Gruppierungen dagegen soll sich durch eine geheimnisvolle Sinnerfülltheit auszeichnen? Wo wir doch alle wissen, daß jeder Einzelne, sobald er irgendwo in corpore zu fungieren hat, seine allenfalls leidliche Verständigkeit der Gesamtunverständigkeit dieses corpus opfert! Und nicht nur gezwungen, sondern voller Behagen, ja, mit den Empfindungen eines endlich Erlösten!

Was sind die Schicksale von Völkern? Wahrscheinlich haben auch Ameisenhaufen ihre Geschichte. Millionen erregen sich, toben, leiden, gehen zu Grunde, und was davon bleibt, ist ein zweizeiliges Epigramm.

Die Geschichte hat keine Ziele, sie hat nur Wege, krumme, gerade, rückläufige, spiralige, im Ungelände sich verlierende, Holzwege und Sackgassen.

Träger und Leidtragende der Geschichte sind Völker, Stämme, Länder, Staaten und Stände. Aber es kommt mir der Argwohn, alles werde nur um des Individuums willen veranstaltet. Vielleicht ist es die einzige Aufgabe der Geschichte, die Schicksale zu bereiten, vor denen der einzelne Mensch sich zu erweisen hat. Vielleicht ist Napoleon nur auf die Welt gekommen, damit für das Verhalten eines unbekanntes Marketenderweibes eine Folie vorhanden sei, und Hitler nur, weil aus irgendeinem Grunde ein bestimmter kleiner Ayredale-Terrier von einem brennenden Holzbalken erschlagen werden sollte.

Ich wüßte nicht, was mich bewegen könnte, jemals wieder einen historischen Roman zu schreiben.<sup>197</sup> Kaum entschieße ich mich noch, dergleichen zu lesen. Ich mag das Geschichtliche in der Dichtung nur noch gelten lassen, weil Marketenderinnen und Ayredale-Terrier zu ihren ewigen Vorwürfen gehören.

## Zürich/Schweiz: 1949

999

Die Juden und die Deutschen sind Extreme, jene des statischen, diese des un-statischen Zustandes. Daß die Juden sich gleichbleiben durch Jahrtausende, die Deutschen in fortwährender Wandlung begriffen scheinen, so daß man buch-stäblich nie weiß, wessen man sich von ihnen zu versehen hat, dies macht beide für die übrigen Völker unverständlich, interessant, unheimlich.

1008

Lösungen der „deutschen Frage“ gibt es nicht, so viele Scheinlösungen die Ge-schichte auch immer wieder anbietet; und die Deutschen sind ja Gottseidank auch ein ewig fragendes, nicht ein mit plausiblen Antworten sich begnügendes Volk.

Man braucht keine Worte darüber zu verlieren, daß die Aufgabe der Deut-schen nicht in der Beherrschung der äußeren Welt und ihrer Märkte liegt, wo sie zu Zeiten mißverständlich gesucht worden ist. Aber es gehört zu den Ver-zwicktheiten der deutschen Situation, daß bei der Erfüllung der deutschen Aufgabe nur ein kleiner Teil der Nation mitzuwirken berufen ist, der weitaus größere aber naturgemäß ausgeschlossen bleiben muß. Frankreich wird von allen Franzosen, Italien von allen Italienern repräsentiert, und in England hat an seinem bescheidenen Teile noch der kleinste Clerk an der Erfüllung der ge-samt-englischen Aufgabe mitzuarbeiten. Daß dies in Deutschland grundsätz-lich anders ist, auch das rechnet unter die Dämmerlichtigkeiten, Schiefheiten und Unauflösbarkeiten, die so eng mit den schönsten Vorzügen dieser Nation

---

<sup>197</sup> Von den drei großen historischen Romanen Bergengruens bietet der erste („Herzog Karl der Kühne oder Gemüt und Schicksal“, 1930) eine Auseinandersetzung mit der wech-selvollen Geschichte des deutsch-französischen Grenzraumes im späten 15. Jahrhun-dert. Der zweite („Der Großtyrann und das Gericht“, 1935) behandelt in verdeckter Form Fragen und Probleme der eigenen Gegenwart. Der dritte („Am Himmel wie auf Erden“, 1940) vermittelt ein historisches Epochenbild aus der Geschichte Kurbranden-burgs im frühen 16. Jahrhundert. Zum Ganzen Frank-Lothar *Kroll*: *Geschichtserfahrung und Gegenwartsdeutung bei Werner Bergengruen*. In: Ders. (Hrsg.): *Wort und Dichtung* (wie Anm. 137), S. 45–63; Günter *Wirth*: *Literarische Geschichtsdeutung im Umfeld der „Inneren Emigration“* (Werner Bergengruen, Reinhold Schneider, Jochen Klepper). In: Matthias Flotow/Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): *Vergangenheit vergegenwärtigen. Der historische Roman im 20. Jahrhundert*. Leipzig 1998, S. 31–50.

verbunden sind. Der genannte Tatbestand hat nun auch die merkwürdigsten Rückwirkungen auf das innerdeutsche Leben. Nämlich im Zeitalter der Massen ergibt sich die Unmöglichkeit, öffentlich auszusprechen, was das Besondere, was das Eigentliche des doch einen jeden Deutschen angehenden deutschen Zustandes ausmacht; anderswo als im engen Kreise können deutsche Fragen weder rückhaltlos noch fruchtbar erörtert werden.

1011

Von Hause aus war mein Vaterlandsbegriff plump, an Empfindung reicher als an Gedanken, in der herkömmlichen Weise stark militärisch gefärbt. (Freilich mag er wohl auch an Gedanken immer noch reicher gewesen sein als der platte Weltbürgersinn einer gewissen Fortschrittlerkategorie, die nicht einmal jene Zone des Patriotismus durchlaufen hat.) Mit der Zeit suchte mein Patriotismus sich zu spiritualisieren, ohne doch seine Eingengtheit gänzlich preisgeben zu wollen. Diese Stufe bezeichnet etwa meine „Deutsche Reise“.<sup>198</sup> Allerdings hatte sich damals schon längst anstelle des Bismarckreiches das alte Reich als die eigentliche Konzeption der deutschen Geschichte meine Gedanken untertan gemacht; auch ist mein Patriotismus von Natur immer mehr konservativ als national bestimmt gewesen. Die Abkehr von der Bismarckschen Staatsschöpfung und den großpreußischen Ideologien, schon in der „Deutschen Reise“ sichtbar, wurde im „Ewigen Kaiser“ vollends deutlich.

Immer mehr verstärkte sich mein Mißtrauen gegen den Staat und meine Abneigung gegen die ihm notwendigerweise innewohnende Tendenz, seine Machtsphäre zu erweitern und hierzu vor keinem Mißbrauch des Menschen und des Geistes zurückzuschrecken, – eine Tendenz, die keineswegs eine Eigentümlichkeit nur despotischer Regime ist. Wie jede Steuerbehörde das Maximum des Erhältlichen an sich zu bringen trachtet, so muß jeder staatliche Apparat, der ja der Bürokratie nicht entraten kann, nach Erweiterung und Ausbau seiner Positionen streben. Und hierbei wird er seine beste Hilfe in einem gutgläubigen, ahnungslosen und opferbereiten Patriotismus finden.

An die Stelle eines national gebundenen Patriotismus trat bei mir ein kulturell gebundener und an die Stelle eines staatlich gebundenen ein gesamtabendländisches, gesamteuropäisches, gesamtchristliches Bewußtsein. Und wie ich immer wieder erfahren habe, daß den Entwicklungen, die sich im Inneren des

---

<sup>198</sup> Die 1934 erschienene „Deutsche Reise“ schildert eine Fahrt durch Deutschland, die Bergengruen auf den Spuren des Alten Reiches Anfang der 1930er Jahre unternommen hatte. Ein in Inhalt und Stil ähnliches Buch veröffentlichte zeitgleich Bergengruens späterer Freund Reinhold *Schneider*: *Auf Wegen deutscher Geschichte. Eine Fahrt ins Reich*. Leipzig 1934; für den Zusammenhang vgl. Frank-Lothar *Kroll*: *Die Reichsidee im Nationalsozialismus*. In: Franz Bosbach, Hermann Hiery und Christoph Kampmann (Hrsg.): *Imperium. Empire. Reich. Ein Konzept politischer Herrschaft im deutsch-britischen Vergleich*. München 1999, S. 179–196.

Menschen vollziehen, seine äußeren Widerfahrnisse antworten, und zwar antworten im Wege einer bestimmten Gesetzmäßigkeit, so kann ich es auch nicht als einen Zufall empfinden, daß damals jene lange Reise durch Deutschland, die mir immer vorgeschwebt hatte, und jetzt, anderthalb Jahrzehnte später, der römische Aufenthalt und das zu ihm Anlaß gebende Buch<sup>199</sup> an mich herantraten; beides war genau das, dessen ich bedurfte und das meiner geistigen Verfassung entsprach.

1031

In irgendeinem mir heute nicht mehr erinnerlichen Zusammenhange hatte ich im Herbst 1918 in Kiew mit dem Hauptmann der Reserve Otto Meißner zu tun, der bei der Militär-Eisenbahn-Direktion 6 einen gleichgültigen Posten bekleidete und in seinem Zivilberuf Bürgermeister einer elsässischen Kleinstadt war. Er fiel durch nichts auf, weder mir noch sonst jemandem. Es kam die Revolution, und nun wurde Meißner, der es verstanden hatte, in Beziehungen zum revolutionären Soldatenrat zu gelangen, mit einem Schlage zu einer sichtbaren Figur. Nicht sehr lange danach verließen die deutschen Truppen die Ukraine. Schon vorher war die von den Deutschen eingesetzte Regierung des Hetmans Skoropadski gestürzt worden, und die ukrainische Direktorialregierung, an deren Spitze der auch als Dramatiker bekannt gewordene Professor Winnitschenko und der später in Paris ermordete ehemalige Volksschullehrer Petljura standen, war an ihre Stelle getreten. Bereits vor dem deutschen Zusammenbruch war Mumm von Schwarzenstein, ein alter und wohl nur noch für Nebenposten tauglicher Diplomat, zum deutschen Gesandten bei der ukrainischen Regierung ernannt worden. Infolge des Umschwungs kam er nicht mehr dazu, sein Amt anzutreten. An seiner Stelle wurde Meißner, der seine Soldatenratsbeziehungen mittlerweile nach Berlin hatte spielen lassen, überraschend zum deutschen Geschäftsträger ernannt. Damit war er mein unmittelbarer Vorgesetzter geworden, denn nach Abschluß des Waffenstillstandes aus der Armee ausgeschieden, war ich zur deutschen Gesandtschaft übernommen und der Pressestelle zugeteilt worden. Bis auf einen einzigen größeren Zusammenstoß kam ich leidlich mit ihm aus; er war ein Mann von glatter Allerweltskonzilianz. Wie weit sein Ehrgeiz ging, gewährte ich erst später.

Die Rote Armee rückte näher, und die ukrainische Regierung beschloß, ihren Sitz von Kiew nach dem sicherer erscheinenden Winniza zu verlegen; es verstand sich, daß die bei ihr akkreditierten ausländischen Vertreter die Übersiedlung mitzumachen hatten. Aber im letzten Augenblick besserte sich die militärische Lage, – übrigens nicht für lange, – und die Regierung entschloß sich zum Bleiben. Da machte es denn einen höchst unbehaglichen Eindruck, daß

<sup>199</sup> Bergengruen lebte 1948/49 in Rom, in der Gegend zwischen Kolosseum und Lateran; während dieser Zeit entstand sein „Römisches Erinnerungsbuch“ (Freiburg 1949).

Meißner mit dem größten Teil seines Apparats die Flucht nach Winniza bereits angetreten hatte; in der Presse und in den Cabarets wurde diese blamable Voreiligkeit viel glossiert.

Da ich mit einigen Leuten in Kiew zurückgeblieben war, sah ich Meißner nicht wieder. Die Verbindung mit dem Auswärtigen Amt und mit Deutschland überhaupt ging uns verloren, und so erfuhr ich auch nichts von Meißners weiterem Aufstieg.

Endlich entronnen und über die Demarkationslinie der noch in Litauen stehenden deutschen Freikorps gelangt, kaufte ich mir in Kowno ein illustriertes Blatt und erblickte verblüfft meinen dicken Meißner, der seine Zeit nicht verloren hatte, als Staatssekretär, rechte Hand des Reichspräsidenten Ebert, Chef der Präsidialkanzlei und eine Art von Zeremonienmeister oder Oberhofmarschall. In gleicher Stellung wurde der unentbehrlich Gewordene später von Hindenburg, danach von Hitler übernommen.<sup>200</sup> Es ging nicht ohne ihn, der geölte Mann schwamm jederzeit oben. Daß er als Nürnberger Angeklagter freigesprochen wurde, kann nicht wundernehmen, denn etwas anderes wäre der Entelechie, die sich in Meißners Dasein offenbarte, ja entgegen gewesen. Wundernehmen kann nur, daß nicht auch die Spitzen der alliierten Militärregierungen ihn, wie Ebert, Hindenburg und Hitler es getan hatten, eilends zu sich holten und daß Theodor Heuß, vielleicht voreiligerweise, auf ihn verzichten zu können meinte.

1033

Meine baltischen Landsleute, dezimiert, verarmt, über das ganze westliche und südliche Deutschland versprengt, haben sich zu allerlei Vereinigungen und Organisationen zusammengeschlossen, teils zu gegenseitigem Beistande in den Nöten der Zeit, teils weil sie sich verpflichtet glauben, inmitten einer fremden Umwelt an heimatlichen Überlieferungen festzuhalten, denen doch jeder Boden und jede Zukunft genommen ist. Alle Anstrengungen werden natürlich nicht hindern können, daß in einer, spätestens in der zweiten Generation die verlorengegangene Heimat und die spezifischen baltischen Eigentümlichkeiten nur noch als eine Art von Familiensage fortleben, aber keine Wirklichkeitsbedeutung mehr haben werden, denn die Nachkommenschaft wächst unter Reichsdeutschen auf und muß von ihnen eingesogen werden. Das mutet einen an wie ein säkularisiertes Nonnenkloster, in welchem man den alten und zur Ehe oder zu irgendeinem Gewerbe nicht mehr tauglichen Nonnen erlaubt, bis an ihr bereits absehbares Lebensende hinzuschumpfen.

<sup>200</sup> Meißner wurde 1920 Leiter des Büros des damaligen Reichspräsidenten Ebert, 1923 erfolgte die Ernennung zum Staatssekretär. Von 1934 bis 1945 war er Chef der Präsidialkanzlei, seit 1937 auch Staatsminister. 1949 wurde er im letzten der insgesamt zwölf Nürnberger Nachfolgeprozesse von den Alliierten angeklagt und freigesprochen. Seine Memoiren veröffentlichte er 1950 unter dem Titel „Staatssekretär unter Ebert, Hindenburg, Hitler“.

Die Aussichtslosigkeit dieser konservierenden baltischen Bemühungen hat etwas Rührendes und Bedrückendes zugleich, und für mich kommt noch meine Abneigung gegen alles Vereinswesen mit Statuten, Fragebögen, Mitgliederversammlungen und ähnlichen Spießereien hinzu, um mich zu äußerster Zurückhaltung aufzufordern.

So gern ich unter Landsleuten bin, – im Grunde sind sie mir der einzige vertraute und verbundene Menschenschlag, – so entschieden meide ich ihre organisierten Zusammenballungen, denn gerade bei diesen ausgeprägten Individualisten ist es besonders widerwärtig, die hinabziehende Wirkung herdenmäßiger Gemeinschaftlichkeit beobachten zu müssen. Aber bei sich bietenden Gelegenheiten werde ich doch mehr oder weniger gewaltsam in diese baltischen Gruppierungen geschleppt. Und was das Ärgste ist, auch hier erfahre ich wieder den vielleicht nicht unheilbaren, aber einstweilen noch keineswegs verheilten Schnitt, den der Nationalsozialismus mitten durch alle menschlichen Gemeinschaften innerhalb der deutschen Welt und Umwelt gezogen hat. Man kommt zu den Balten, alle halten sie zusammen wie Pech und Schwefel, und mitten unter ihnen sitzen unbefangen die alten SS-Mörder oder doch die Gutheißen, Beförderer, Mitmacher aller Scheußlichkeiten der vergangenen und doch noch so wenig vergangenen Jahre und zerbrechen sich im Stillen die Köpfe über die Möglichkeiten einer nationalsozialistischen Renaissance. Das gilt auch von vielen meiner Verwandten, von ehemaligen Kameraden und Freunden. Ich kann mit diesen Menschen nicht mehr naiv umgehen, als sei nichts gewesen, ich kann nicht mehr mit ihnen zusammenleben, mögen es nun Balten oder Reichsdeutsche sein, und auch in diesem Zusammenhange tritt mir immer wieder eine Stelle aus einem Sonett Reinhold Schneiders in den Sinn:

„... der ich in der Fremde nicht  
und in der Heimat nicht vermag zu leben.“

1034

Ich würde es nicht laut sagen und nicht öffentlich, und schon gar nicht außerhalb Deutschlands, denn ich bin kein Denunziant. Aber ich fürchte, die Deutschen sind entschlossen, bei sich bietender Gelegenheit abermals eine ungeheuerliche Dummheit zu begehen. Vielleicht wird diese Dummheit zunächst nicht einmal als Dummheit kenntlich sein, und auch gescheite Leute werden sie willkommen heißen; zum Schluß aber wird sie sich nicht nur als Dummheit, sondern auch als Verbrechen enthüllen, und womöglich wird es dann endgültig zu spät sein. Man kann nur hoffen, der Geist der Geschichte – und es ist in der deutschen Geschichte ja immer auch etwas vom Wirken eines guten Geistes zu spüren gewesen! – werde den Deutschen die Gelegenheit vorenthalten. Mag er sich dazu jedes Werkzeugs bedienen, selbst eines noch so böse erscheinenden!

1035

Selbst wenn sich in Deutschland politisch, wirtschaftlich, sozial gewisse Gleichgewichtszustände herausbilden sollten. – was, wenn nicht größere Störungen vorkommen, in der nächsten Zeit geschehen dürfte. zum mindesten im Westen, – selbst dann wird es noch lange dauern, bis Arglosigkeit, Unbefangenheit und Selbstverständlichkeit zurückkehren.

Was dem Wiedergewinn dieser kostbaren und eigentlich gesellschaftsbildenden Güter im Wege steht, das ist im Grunde nichts anderes als der Umstand, daß der Kampf zwischen dem Nationalsozialismus und seinen deutschen Gegnern nicht ausgetragen worden ist.

Der Nationalsozialismus wurde von außen her gestürzt oder, wenn man will, durch sich selbst, denn der unbewußte Drang zur Selbstvernichtung zwang ihn ja, dem Globus, dessen Gewicht ihn erdrücken mußte, den Kampf anzusagen. Uns aber ist es nicht gelungen, den Feind zu Fall zu bringen; was uns einzig glückte, war dies, daß wir einige seiner Positionen unterhöhlten, die Zahl und Festigkeit seiner inländischen Gegner erhöhten und etwas von der durch ihn tödlich bedrohten deutschen Grundsubstanz intakt erhielten, so daß nach dem Zusammenbruch des Regimes doch etwas vorhanden war, an das angeknüpft werden konnte.

Eine Niederwerfung des Nationalsozialismus von innen her hätte vermutlich klarere Verhältnisse geschaffen. Man hätte die Großen abgeurteilt und die Kleinen amnestiert. (Daß mancher Große sich kleinzumachen gewußt hätte, darf freilich als gewiß angenommen werden.)

Es hätte nicht gleich die Niederwerfung sein müssen. Schon das wäre von unschätzbarem Wert gewesen, wenn sich über die geschehenen Konspirationen und gescheiterten Umsturzversuche hinaus irgend etwas gezeigt hätte, – und sei es selbst in letzter Stunde oder letzter Minute, wo die Gefahr nicht mehr groß war! Aber den folgsamen Deutschen fehlte der Befehl zur Befehlsverweigerung und Rebellion. Und als die Alliierten schon zwei Kilometer vor dem Ortseingang standen, selbst da rührte sich niemand von allen diesen Leuten, die vorher nicht müde wurden, einem zu versichern: „Bei uns im Dorf sind schon alle Beile geschliffen, alle Rollen verteilt, jeder weiß genau, wem er persönlich den Schädel einschlägt, wenn es so weit ist ...“. Einiges dieser Art geschah freilich, doch war es von so geringem Umfange, daß es politisch nicht zu Buche schlagen konnte. In der Hauptsache war es eben so, daß man sich sagte: „Jetzt kommen die Anderen, damit haben wir eine neue Obrigkeit, wollen wir doch abwarten, was die für Befehle ausgeben wird.“ Wie sollte denn der Deutsche handeln, ohne daß eine anerkannte Instanz ihn ausdrücklich autorisiert hätte! Allerdings muß man ihm zugute halten, daß eine lange Zeit des Druckes ihn müde und entschlußlos gemacht hatte. Aber das meiste lag doch an seinem Lakaien-Charakter und an seinen Lakaien-Überlieferungen.

Wahrscheinlich hätten zahlreiche bessere Elemente unter den Nazis aufrichtig das Tischtuch zwischen sich und ihren ehemaligen Parteifreunden zer-

schnitten, vermutlich mit einem Aufatmen. Vielleicht hätte sich nicht jener Verwischungsvorgang ereignet, den die Fehler, Dummheiten und Widersprüche der Alliierten hervorriefen; nämlich daß Nationalsozialisten, Nichtnationalsozialisten und Antinationalsozialisten fallweise immer wieder in die gleiche Front gedrängt wurden, weil sie den gleichen Bedrängnissen ausgesetzt waren, und daß den Nationalsozialisten einige rechtfertigende Scheinargumente in die Hand gespielt wurden, die auch vielen Nichtnationalsozialisten einleuchtend klingen mußten.

Kurz, die Scheidewand zwischen den Nazis und den andern ist nicht, wo es notwendig gewesen wäre, weggeräumt und nicht, wo es notwendig gewesen wäre, gestützt und aufrechterhalten, sondern sie ist vernebelt worden. Man vermißt sie dort, wo sie sein müßte, und man rennt gegen sie, wo man sie nicht erwartet hätte. Es ist alles im Nebel, und manchmal fragt man sich, wer unter den Deutschen vom gewonnenen Kriege sprechen darf, die Nazis oder wir.

1036

Ein Universitätsprofessor sagte mir, völlig naiv und ohne zu ahnen, was für eine Selbstverurteilung, zugleich aber auch, was für eine Verurteilung seiner ganzen Menschenschicht er damit aussprach: „Wir hatten in dieser Zeit kein anderes Bestreben als das, niemanden merken zu lassen, wie ablehnend und feindlich wir dem nazistischen Regime gegenüberstanden.“ Was läßt sich von einem solchen Volke erwarten?

1037

In den ersten Jahren nach dem Sturz des Hitlerreiches gedachte ich in einigen Aufzeichnungen gewisser literarischer Exponenten des nationalsozialistischen Regimes. Blättere ich heute in diesen Niederschriften, so sehe ich verwundert, wie weit ich damals mit vielen anderen wider besseres eigenes Wissen der Vorstellung erlegen war, mit dem Frühling 1945 sei eine gänzlich neue Aera angebrochen. Ich meinte, die Herolde Hitlers seien endgültig abgetreten und sie würden in ihrer Verschwundenheit bleiben, so daß ihrer nekrologisch zu gedenken wäre. Und diese Fehlmeinung beherrschte mich besonders im Gedanken an die nationalsozialistischen Literaten.

Vielleicht ist der Irrtum begreiflich. Damals, in der Zeit nach der Kapitulation der braunen Heeresmacht, lebte ein jeder an seinem Orte – und der meine war ein abgeschiedenes tirolisches Dorf<sup>201</sup> – für sich wie auf einer Insel. Was man erfuhr, war lückenhaft. Die Post funktionierte nicht, Zeitungen waren schwer erhältlich und schlecht informiert. Eine Kommunikation, die über den

---

<sup>201</sup> Bergengruen lebte mit seiner Familie nach der Zerstörung seines Hauses in Solln bei München von 1942 bis 1946 in Achenkirch in Tirol.

Wohnort hinausreichte, gab es kaum; bot sie sich, so trug sie den Charakter des Zufälligen. Das Gerücht herrschte. Das Jüngstvergangene schien bereits unendlich weit hinter einem zu liegen. Die meisten Menschen hatte man aus dem Auge verloren.

Erst allmählich gewann man wieder den Begriff einer auch jetzt noch wirksamen Kontinuität, denn erst allmählich gewann man einen Überblick, wen der Strudel endgültig verschlungen hatte und wer wiederaufgetaucht war. Die Wiederaufgetauchten machten eine viel größere Zahl aus, als man angenommen hatte. Unter ihnen meldeten sich mit der verwunderlichsten Unverfrorenheit jene über und über Kompromittierten, von denen man geglaubt hatte, sie würden sich aus den Mauselöchern, in denen sie Unterschlupf gefunden hatten, nie mehr hinaustrauen. Sie suchten wiederanzuknüpfen, als wäre nichts geschehen und als kehrten sie soeben von einem anderen Planeten, auf dem sie dornröschenhaft das letzte Jahrzwölft verbrachten, auf die deutsche Erde zurück. Sie taten dar, daß sie nie das Geringste mit dem Nationalsozialismus zu schaffen gehabt hatten, und wenn doch, dann nur aus den achtungswertesten Gründen. Eine Reihe von Briefen erhielt ich von Hans Friedrich Blunck, der übrigens unangefochten auf seinem holsteinischen Gutshof saß und sich, die Kenntnislösigkeit des Auslandes benutzend, schon wieder so weit vorgedrängt hatte, daß er namens einer angelsächsischen Quäker-Gruppe die Verteilung von Lebensmittelspenden an erprobte Antinationalsozialisten organisieren durfte: wie man hörte, stellte er Leuten, die ihm bei seiner Rehabilitierung zur Hand gehen würden, ziemlich unverblümt besondere Zuteilungen in Aussicht. In einem seiner Briefe, von denen ich keinen beantwortet habe, erklärte er, nie Nationalsozialist gewesen zu sein und nie der Partei angehört zu haben. Offenbar hatte er versäumt, sich zur Unterstützung seines Gedächtnisses eine Kopie dieses Schreibens aufzuheben; sonst hätte er mir wohl nicht in einem späteren Briefe die rühmlichen Motive auseinandergesetzt, die ihn zum Eintritt in die Partei veranlaßt hätten. Er klagte über die Vorurteile, mit denen er, obwohl ein alter Exponent des demokratischen Deutschland, zu kämpfen habe, sprach aber die zuversichtliche Hoffnung auf seine völlige Rehabilitierung aus. Inzwischen ist ihm diese zuteil geworden: er mußte eine Buße zahlen und darf wieder schreiben. Ähnlich ist es, obwohl nicht immer ganz so glatt, mit fast allen seinesgleichen gegangen.

Bald nach dem Kriege begann die Zeit der nach einem populären Reinigungsmittel benannten „Persil-Briefe“: wie an viele andere ergingen auch an mich zahllose Bitten kompromittierter Nationalsozialisten, ich möge ihnen entlastende Erklärungen schreiben, die sie den alliierten Militärbehörden und den deutschen Spruchkammern vorlegen könnten. Ich habe das in fast allen Fällen mit Bereitwilligkeit getan und es nur dort abgelehnt, wo ich nicht aus eigener Kenntnis urteilen konnte, sondern lediglich auf die Darstellung des Petenten angewiesen gewesen wäre. Es handelte sich dabei überwiegend, jedoch keineswegs ausschließlich, um Leute aus der Literatur. Manchen habe ich entschei-

dend helfen können. Das war schon in der unglückseligen Periode der Denazifizierungen mit all ihrer Willkür, ihren Zufälligkeiten, ihren Abhängigkeiten von lokalen Bedingungen. Gegen unwichtige Nebenfiguren ergingen Urteile von unverzeihlicher Schärfe und unverzeihlicher politischer Kurzsichtigkeit. Häufiger aber waren, wenigstens in der Zone der Literatur, die Fälle, in denen der skrupellose Ausnutzer der nationalsozialistischen Konjunktur sich in gleicher Skrupellosigkeit mit den Okkupationsbehörden zu stellen und sein Einschwenken in den neuen Zustand mit soviel Geschick zu vollziehen wußte, daß er fast ungestraft davonkam.

Wo im Umkreis der Literatur von den Spruchkammern harte Urteile gefällt wurden, da sind sie fast alle nach nicht sehr langer Zeit revidiert, gemildert, aufgehoben worden. So ging es auch im Falle Kolbenheyers, in den ich hineingezogen wurde.<sup>202</sup>

Im Sommer 1948 bat mich die mit der Angelegenheit Kolbenheyer betraute Münchner Spruchkammer um ein Gutachten. Das gleiche Ersuchen ging an Bert Brecht, Erich Kästner und Alfred Kerr. Kolbenheyer sollte in die sogenannte Gruppe II eingestuft, das heißt, unter die Aktivisten gerechnet und dementsprechend bestraft werden. In meinem Gutachten habe ich mir alle Mühe gegeben, diese Härte von ihm abzuwenden und die Spruchkammer zu einer gelinderen Auffassung zu stimmen. Freilich machte ich kein Hehl daraus, daß ich von Kolbenheyers Bedeutung eine geringe Meinung habe.

Dies mußte ich, wenn ich ihm helfen wollte, schon deswegen betonen, damit die Spruchkammer sah: hier äußert sich nicht ein Freund Kolbenheyers, sondern ein Freund der Gerechtigkeit. Ich drang nicht durch. Die Spruchkammer pflichtete den scharfen Äußerungen der drei anderen Gutachter bei, Kolbenheyer kam in die Gruppe der Aktivisten und wurde mit einer beträchtlichen Geldbuße, mehrjährigem (ich glaube gar, zehnjährigem) Schreibverbot, Heranziehung zu Sühnearbeiten usw. bestraft; doch wurde dies Urteil schon im folgenden Jahre abgemildert oder aufgehoben, so daß er schließlich doch noch ganz leidlich davongekommen ist. Eine über das Ziel hinausschießende Animosität hat sich aber nicht nur in den Gutachten der genannten drei Männer und in der Strafbemessung, sondern auch in der Prozeßberichterstattung geltend gemacht. Die Darstellung war summarisch, einseitig, tendenziös. In Münchner Blättern hieß es in den Überschriften: „Kolbenheyer auf Grund der Gutachten von Bergengruen, Brecht, Kästner und Kerr verurteilt“, oder: „Auch Bergengruen hält Kolbenheyers geistige Bedeutung für gering.“ Daß ich für ihn eingetreten war, wurde verschwiegen. Offensichtlich sollte der Eindruck hervorgerufen werden, auch ich hätte mich an diesem wohlfeilen Kesseltreiben beteiligt. Ich bekam empörte Zuschriften und gelte in jenen Kreisen vermutlich

<sup>202</sup> Vgl. Dokumentenanhang, Nr. IV.

seitdem als unversöhnlich, hartherzig und von niedrigen Racheinstinkten beherrscht. Insbesondere der unglückselige Hans Grimm scheint, wohin er kommt, diese Darstellung mit Eifer zu verbreiten.

Offenbarte ein beträchtlicher Teil des deutschen Volkes nach 1945 eine abstoßende Neigung zur Selbstrechtfertigung um jeden Preis und eine düstere Entschlossenheit, jeder Selbstbesinnung auszuweichen und dafür den Nachdruck auf die freilich sehr krassen Torheiten und Unzulänglichkeiten der Besatzungsmächte zu legen, so wußten die Nazi-Literaten von diesen Stimmungen den größten Vorteil zu ziehen. Jeder etwas sorgsamere Blick in die periodische Presse gibt darüber Auskunft. Das Bild wechselt rasch: je nach der augenblicklichen Situation und je nach dem Leserkreise, auf den sie rechnen, treten die Nazi-Literaten bald als von je her bewährte Demokraten auf, bald stimmen sie mit kleinen zeitgemäßen Abwandlungen die alten Töne an.

Wenige bekennen sich zu ihrem Irrtum, wenige haben soviel Geschmack, sich zurückzuhalten. Zu diesen gehört Wilhelm von Scholz, zu jenen soll Ina Seidel gehören. Man sagt mir, sie habe keinen Versuch gemacht, ihre nationalsozialistische Vergangenheit zu vertuschen, was wohl in ihrem Falle auch nicht leicht gewesen wäre, sondern habe freimütig erklärt, der nationalsozialistischen Suggestion zum Opfer gefallen zu sein. Dagegen läßt sich nicht viel sagen, denn auch der schärfste Rigorist kann dem Menschen das Recht auf den Irrtum nicht abstreiten.

Manche flüchten sich unter die Kirchendächer. Die katholische Kirche hat den Rückkehrenden ihre Pforten pflichtgemäß offengehalten. Die evangelische tat mehr: vielfach schien sie bestrebt, die steuerlos treibenden Wracks in ihre Docks zu lotsen und dann zur Aufforstung ihres einigermaßen lichten Mastenwaldes zu benutzen. Man dachte sie wieder manövrierfähig zu machen und unter der Kirchenflagge von neuem auslaufen zu lassen. So bemühte man sich um Dwinger, Zillich und viele andere. Hier drängt sich die parenthetische Bemerkung auf, daß heute die politisierende Kirche nicht mehr die katholische, sondern in stärkerem Maße die evangelische ist.

Im Ganzen läßt sich sagen, daß fast sämtliche literarische Leibgardisten Hitlers in die Arena zurückgekehrt sind und sich munter tummeln. Sie haben Gruppen gebildet, einer zieht den andern nach sich, es ist eine Art Freimaurei, in Deutschland wie in Österreich.

Gewiß hätte ich es nicht gebilligt, wenn man diesen Leuten mit Hülfe von Ausnahmegesetzen für alle Zeit den Rückweg in die Öffentlichkeit versperrt hätte. Wohl aber war ich der Meinung gewesen, das lesende und bücherkaufende Publikum, „die Welt der Redaktionen und der Kritik“ und vor allem die Verlegerschaft würde, von einem Mindestmaß an Takt und Verantwortungsbeußtsein geleitet, jene Zurückhaltung üben, die von den braunen Autoren weder zu erreichen noch zu erwarten war. Offenbar habe ich mich geirrt. Ein Teil der Verlegerschaft meint seines Absatzes am sichersten zu sein, wenn er die alten Partei-autoren neu auflegt und in den ihm nahestehenden Blättern propa-

giert; ja, er meint sich damit vor den Rückständigen, welche die Zeit nicht verstehen, einen Vorsprung gesichert zu haben.

Der Zustand ist unbehaglich, aber er beschränkt sich nicht auf die Literatur, sondern gibt der deutschen Situation überhaupt das Gepräge.

Ich bin, ich möchte es hoffen, nicht kleinlich, gehässig, nachtragend, rachsüchtig und ich habe seit langem gewünscht, die undurchführbare Zweiteilung des deutschen Volkes in Schuldige und Unschuldige möchte aufhören, – wenn schon nicht um der Menschlichkeit und Christlichkeit, so doch wenigstens um der politischen Klugheit willen. Und doch kann ich mich in die heutige Lage noch nicht recht finden, und der Umgang mit ehemaligen Nazis – wüßte man nur sicher, daß es ehemalige sind! – wird mir in vielen Fällen mühsam, in manchen unüberwindlich schwer. Natürlich hat es keine Bedeutung, wenn sich jemand für eine Weile hat blenden oder täuschen lassen. Die Menschen, bei denen es so liegt, haben von mir weder Feindseligkeit noch auch den geringsten Vorbehalt zu erwarten. Mit den andern verkehre ich manchmal, als sei nichts gewesen. Ja, mit diesem oder jenem gelingt mir dieser unbefangene Umgang sogar immer. Aber vor der großen Mehrzahl erlebe ich doch immer wieder einen Augenblick, da mir alles Geschehene wieder einfällt. Jeder von ihnen ist doch in irgendeiner Weise mitschuldig an der Zerstörung Europas und Deutschlands, mitschuldig am Blute, an den Qualen, an der Verelendung von Millionen. Und ginge es nach ihnen, so finge das Jahr 1933 von frischem an, diesmal vielleicht geschickter, – ohne Betriebsunfälle und ohne 1945.

Gewiß, wir sollen vergeben. Aber wie vergibt man dem, der keine Vergabung wünscht? Der darauf beharrt, recht gehabt und recht getan zu haben und nur durch eine unbegreifliche Schicksalstücke, gewissermaßen durch einen Irrtum der Weltgeschichte zu Fall gekommen zu sein? Der nur auf die neue Gelegenheit wartet, um seine alten und, wie er meint, rechtmäßigen Handlungen fortzusetzen?

Während des Dritten Reiches war alles einfacher. Man verkehrte mit niemandem, der auch nur im Verdacht des Nationalsozialismus stand. Jetzt ziehe ich es mitunter vor, mich gar nicht erst zu erkundigen, wie der und der sich in der Terrorzeit verhalten hat; Erfreuliches hört man selten. Man ist unsicher und soupçonnös, und das ist kein Zustand, bei dem es einem in der eigenen Haut wohl sein kann. Ohnehin habe ich die Neigung, Menschen aus dem Wege zu gehen. Wie sollte ich also unter den Menschen in dieser Hinsicht nicht die ehemaligen Nazis obenan stellen?

Vielleicht könnte ich auch sagen: Nicht weil diese Leute Nazis waren oder es noch sind, sind sie mir unsympathisch; sondern weil sie so beschaffen waren, daß sie mir unsympathisch sein mußten, darum hatten sie Nazis werden müssen.

In summa: man kann nur von Fall zu Fall und nach Augenmaß entscheiden. Alles andere ist Theorie und dummes Zeug. Ist mir einer bekömmlich, so werde ich mich wahrscheinlich auch an seiner nationalsozialistischen Vergan-

genheit – vorausgesetzt allerdings, daß sie Vergangenheit ist! – nicht übermäßig stoßen. Ist er mir unbekömmlich, so kann er hundertmal ein Feind oder ein Opfer des Nationalsozialismus gewesen sein, – es hilft nichts. So ungerecht, so inkonsequent sind wir alle. Vielleicht muß man über derlei Dinge nicht zuviel nachdenken. Rechnungen gehen nie auf, es sei denn im abstrakten Raume.

1043

Was der Schweizer<sup>203</sup> unter Freiheit versteht, das ist nicht Unabhängigkeit der Persönlichkeit, sondern Autonomie des kleinsten politischen Gebildes, in erster Linie der Gemeinde, von der aus nach oben hin das Staatswesen sich aufbaut. So große Vorteile dies System hat, durchführbar ist es nur innerhalb der schwächtigen Größenverhältnisse der Schweiz, und es ist sinnlos, es als nachzuahmendes Muster anderen Ländern zu empfehlen. Es hat auch Nachteile: die unmittelbare Beteiligung jedes Einzelnen an allen angeblich öffentlichen Dingen und an den ewigen Abstimmungen führt dahin, daß die Menschen das Gefühl für den Unterschied zwischen Wichtigem und Unwichtigem verlieren: notwendig erzeugt sich eine Gesinnung der Kleinlichkeit.

So sehr der Schweizer über seine eigene Bürokratie und allen von ihr ausgeübten Zwang zu schimpfen pflegt, so unerschütterlich ist er doch davon überzeugt, eben ein *freier* Schweizer zu sein. Dies ist nur damit zu erklären, daß ihm der Begriff der Freiheit und infolgedessen auch das Verlangen nach Freiheit abgeht. Sein geringes Freiheitsbedürfnis findet Befriedigung schon in Wilhelm Tell-Aufführungen, im Absingen patriotischer Lieder und im Abbrennen von behördlich genehmigten Freudenfeuern auf genau bestimmten Plätzen.

Die Unfreiheit des Einzelnen ist groß. In alles wird hineinregiert, doch empfinden die Leute das nicht als Eingriff, denn als Freiheit gilt ihnen bereits die Beobachtung verbrieftter Legalität bei der Vergewaltigung des Individuums, und diese wird nie verletzt. Übrigens geschieht die Vergewaltigung nicht nur durch Instanzen, sondern ebenso durch Konventionen. Abhängiger als andere ist der Schweizer von dem, was die Leute denken, dem, was die Nachbarn sagen könnten, dem, was immer so gewesen ist. Auch der politisch liberal Gesinnte, ja, der mit Umsturzedanken Spielende ist von einem schwerfälligen Konservatismus der Gewohnheiten und Anschauungen. Jeder fürchtet sich, aufzufallen und von einem Typus und dessen Vorurteilen abzuweichen. Infolgedessen hat er manche Neigungen zu ersticken. Gelegentlich wird ihm das sauer, aber er hat nun einmal eine gültige Allgemeinmoral erlernt, von der er nicht frei wird. Das Hinuntergeschluckte schafft sich sein Ventil in Krankheits- und Anfälligkeitszuständen der seelischen Organe. Die Schweiz ist das klassi-

---

<sup>203</sup> Bergengruen lebte von 1946 bis 1958 in Zürich. Dort residierte auch der Arche-Verlag, in welchem fast alle seine nach 1945 herausgekommenen Bücher erschienen.

sche Land der Psychiater und ihrer Patienten, der dilettierenden Psychologen und des Sektierertums.

Das Zeitalter der Diktaturen bestätigte dem Schweizer seine vermeintliche Freiheit, denn er gewöhnte sich, sein Los mit dem der despotisch regierten Länder zu vergleichen. Aber in normalen Zeiten ist selbst in Deutschland, von Italien oder Rußland ganz zu schweigen, die Freiheit des Individuums größer gewesen als in der Schweiz, denn die Freiheit als ein Element des Lebens kann ja sehr wohl auch dort existieren, wo gewisse politische Rechte ungleich sind; der russische Pilger wäre in der Schweiz wegen Vagabundage von der Polizei aufgegriffen worden. Die Freiheit besteht in der nicht schrankenlosen, aber doch größtmöglichen Unabhängigkeit des Individuums, nicht jedoch in einem Maximum an mehr oder weniger zwangsweise stattfindender Heranziehung des Einzelnen zum Genuß („Genuß!“) von staatsbürgerlichen Rechten und Ob-  
liegenheiten.

Was die Schweizer vor Exzessen wie dem Nationalsozialismus bewahrt hat, das war nicht ihre Verfassung und Demokratie, sondern ihr praktischer, nüchterner, phantasieloser und ehrbarer Sinn, der keine Hörigkeit gegenüber unkontrollierten Gefühlsimpulsen kennt, sondern zuerst die Frage stellt: was kann dabei herauspringen? Dieser Sinn siegte schnell über anfängliche nazistische Sympathien, obwohl er sie nie völlig hat ausrotten können. Dieser Sinn läßt sich jedoch nicht anderen als Muster hinstellen, denn man kann ja allenfalls Einrichtungen kopieren, nicht aber Beschaffenheiten.

Was man heute Demokratie nennt, das gibt es in der Schweiz erst seit hundert Jahren.<sup>204</sup> Die ursprünglichen Staatsformen sind patrizisch-oligarchisch gewesen, und Nachklänge dieser Art wirken noch heute. Das Volk spürt das, und daher stammt sein Mißtrauen gegen gute Umgangsformen und sein Glaube, Plumpheit und Anständigkeit seien gleichzusetzen.

Der Deutschschweizer ist, so wenig er das wahrhaben möchte, eine Spielart des Allgemeindeutschen. Den deutschen Hang zur Nebulosität teilt er freilich nicht. Ihr tritt seine oft platt anmutende Durchschnittsverständigkeit entgegen, der in einer gehobenen Sphäre die schöne, oft klassisch anmutende Klarheit der großen Schweizer Autoren entspricht. Andere deutsche Eigenschaften setzt er jedoch fort und treibt sie auf den Gipfel: Neid, Arbeitswut, Hausfrauenwahnsinn, Ordnungsfanatismus, Glauben an Pädagogik, Schulmeisterei, Krähwinkelei und die Spießerei des Vereinswesens und der Vereinsfestlichkeiten. Der kalvinistisch bestimmte Puritanismus hat in der schweizerischen Entwicklung

---

<sup>204</sup> 1845 schlossen sich die streng katholischen schweizer Kantone Luzern, Zug, Freiburg und Wallis zu einem „Sonderbund“ gegen zunehmende liberale Bewegungen zusammen, die eine Entmachtung der Aristokratie und eine Umgestaltung der Verfassung im liberalen Sinne forderten. Im „Sonderbundskrieg“ vom November 1847 wurde der Bund geschlagen, so daß die Reform der Bundesverfassung 1848 durchgeführt werden konnte. Die neue Verfassung vom 12. September 1848 war von liberal-demokratischer Prägung.

eine ähnliche typusbildende Funktion ausgeübt wie der preußische Militarismus in der deutschen.

Der Schweizer Konservatismus beruht auf dem Schweizer Sicherheitsbedürfnis und auf dem ihm entspringenden Glauben, es müsse möglich sein, dem Schicksal wie bisher so auch in alle Zukunft das Betreten eidgenössischen Bodens zu verwehren. Das Sicherheitsbedürfnis ist ungebrochen, das Sicherheitsgefühl hat seinen Stoß erhalten. Weitsichtigere erkennen, daß der überlieferte Neutralitätsbegriff wohl für anderthalb Jahrhunderte ein praktischer Regenschirm sein konnte, aber vielleicht nicht jeder meteorologischen Zukunftsentwicklung gewachsen ist. Doch denkt man so etwas ungern zu Ende, und auch dieser Umstand ruft unterirdische Paniken oder doch Beunruhigungen hervor, die sich den Ausweg in seelische Störungen suchen müssen.

1045

Einer der naheliegendsten, aber schweren Irrtümer ist die Annahme, die Geschichte verlaufe geradlinig. Diesem Irrtum unterliegt ex officio der gewöhnliche Historiker. Er ist gewohnt, ein Teilziel der geschichtlichen Bewegung zu betrachten, auf das in der Vergangenheit die Entwicklung sich hinzubewegen schien und das ihm als erreicht gilt. Einer solchen Betrachtung muß sich die geschehene Bewegung als eine geradlinige darstellen, auch wenn der Betrachter die einzelnen Abweichungen, Ausbiegungen, Retardierungen noch so sorgsam registriert.

In den nämlichen Fehler verfällt, und vielleicht noch leichter, der Politiker. Er möchte etwas durchsetzen, und so stellt sich auch ihm die Bewegung der Geschichte als etwas Geradliniges dar oder doch als etwas, das die Möglichkeit geradlinigen Verlaufes hat.

Von einem vielleicht noch so verhüllten Glauben an die Geradlinigkeit der geschichtlichen Bewegung gehen alle Prognosen der Historiker und Politiker aus, sobald sie sich über begrenzte Teilgebiete hinauswagen. Und dieser Glaube verdammt sie zum Scheitern.

Das Ziel, dem die Geschichte sich zubewegt, ist unbekannt. Wir wissen allenfalls, daß die Bewegung sich spiralig vollzieht.

1055

Das Dritte Reich liegt heute, viereinhalb Jahre nach seinem Sturz, schon so weit hinter mir, daß ich fast in Verlegenheit gerate, wenn man mich auffordert, von ihm zu erzählen. Dies namentlich, wenn die Aufforderer nicht zu denjenigen gehören, die das höllische Jahrzwölf in Deutschland miterlebten: da ist ohnehin die Verständigung schwer, so wie sie nach Kriegen älterer Zeit, den Ersten Weltkrieg eingeschlossen, zwischen Soldaten und Zivilisten schwer war.

Das Dickicht von Gefährdungen und Bedrohungen, in welchem ich damals lebte, ist nicht zu schildern, nicht festzuhalten, nicht von einem Historiker pragmatisch zu erfassen, es ist in all seinen Verflechtungen auch in meiner

eigenen Erinnerung kaum mehr völlig präsent zu machen; vielleicht war auch das Pragmatische das Geringste, und das Fluidale, nicht Meßbare und nicht Wägbare hatte den Vorrang.

Genug, daß mein Engel mich hindurchgeführt hat. Täglich sollte man sich daran erinnern, um dankbar und zuversichtlich zu sein.

1066

Zu den schwer begreiflichen Verblendungen gehört es, daß der italienische Faschismus, ungewarnt durch das Beispiel der Französischen Revolution, das tat, was nicht einmal Bolschewismus und Nationalsozialismus gewagt hatten: nämlich daß er seine eigene Geburt zum Ausgang einer neuen Zeitrechnung machte.<sup>205</sup> Vielleicht hat er, der doch sonst im Gegensatz zum Nationalsozialismus so viele Elemente der Mäßigung in sich trug, schon damit seinen Sturz besiegelt.

Es liegt ein bedeutsames Eingeständnis darin, daß die Welt der weißen Völker die Zeitrechnung nach der Geburt Christi niemals auf längere Dauer und niemals anders als auf beschränktem Raume angetastet hat. Die Zählung seit Erschaffung der Welt bleibt, kaum irgendwo noch ernstgenommen, den Juden, die Hedschra-Rechnung den Mohammedanern überlassen, und die Olympiadenrechnung wird auch der leidenschaftlichste Hellas-Verehrer nicht beleben wollen. Aber ein Winkel erhält sich in unseren Herzen, in welchem immer noch ein wenig ab urbe condita gezählt wird.

## Zürich/Schweiz: 1951

1104

Der deutsche Nationalismus pflegt bis in seine entferntesten Ausläufer hinein etwas unstimmig Erscheinendes zu enthalten, das zum Nachdenken reizt. Der blondhaarige Mensch gilt ihm als ein nationales Ideal, aber der deutschen Sprache fehlt das Wort, um diese Herrlichkeit zu bezeichnen. Es hilft nichts, sie muß sich mit dem welschen „blond“ behelfen. Die Philologen sprechen allerdings die Vermutung aus, hinter dem mittellateinischen „blundus“ oder „blondus“ möge sich ein verlorengegangenes altgermanisches Wort verbergen; aber eben, selbst wenn die Vermutung zutreffen sollte, ist es leidigerweise verloren und nicht wieder aufzufinden. Wenn sogar der deutsche Hyperteutone diesen

---

<sup>205</sup> Nach der Machtübernahme Mussolinis in Italien am 28./29. Oktober 1922 führte die neue Regierung eine mit dem Jahr „I“ beginnende Zeitrechnung ein. Es war üblich, als Beweis faschistischer Gesinnung, die herkömmliche Datumsangabe durch die neue Zählung zu ergänzen.

Sachverhalt hinnimmt und wenn nicht einmal der Allgemeine Deutsche Sprachverein<sup>206</sup> es für passend gehalten hat, uns einen eigenständigen Ersatz, etwa „haargeel“, vorzuschlagen – und nicht einmal während des Tausendjährigen Reiches – so wirft das ein Licht darauf, wie erbärmlich schlecht der Deutsche und erst recht der Überdeutsche mit seiner Muttersprache Bescheid weiß.

Aber vielleicht warnt ihn ein Instinkt: beschäftigte er sich sorglicher mit ihr, so liefe er Gefahr, dahinterzukommen, welch ausschlaggebenden Anteil an der Entstehung der deutschen Sprache die lateinischen Einströmsel gehabt haben. Dächte man sie sich fort – von den eigentlichen Fremdworten nicht zu reden –, so würden die Deutschen von ihrer Sprache als noch auf der Stufe eines Halbnomadenvolkes vorbäuerlicher Epoche lebende Nation gekennzeichnet: ja, es wäre die Epoche, die noch nicht einmal das Pferd kannte und sich an einer rohen Weide- und Jagdwirtschaft genügen ließ.

Um zur Blondheit zurückzukehren: natürlich gibt es keinen normativen Schönheitskanon, nach welchem eine Farbe höher im Rang stünde als die andere. Wahrscheinlich gilt immer die seltenere Haarfarbe für die schönere. Darum ist es schief, wenn eine Nation von Blonden das Blond vergöttert. Das ist so naturwidrig und verbreitet wie die Selbstanbetung. Im Falle der heutigen Teutomanen könnte es am Ende den Schluß zulassen, daß das ursprüngliche Blond in Deutschland seltener zu werden begonnen habe. Seit wann, bliebe zu untersuchen; vielleicht seit dem Zeitalter des Dreißigjährigen Krieges, denn es muß wohl ein Prozeß von Jahrhunderten sein. Bei den alten Römern wurden die Blondhaarigen offenbar um ihrer Seltenheit willen hochgeschätzt. Später, nach den germanischen Invasionen, galt blondes Haar als Zeichen der Zugehörigkeit zur siegreichen Herren- und Erobererschicht. Die Blondhaarigkeit steht in Italien noch heute hoch im Kurse.

Ich selbst war, gleich meinen Eltern und Geschwistern, von Kindheit auf blond, und noch als Student habe ich für den Typus des hellhaarigen, langschädelligen Nordgermanen gegolten. Danach begann mein Haar sich zu verdunkeln: heute ist es ohnehin ergraut, – ein Prozeß, der alle Ursprungsfarben friedlich auszulöschen pflegt. Ich bin vorwiegend unter Blonden aufgewachsen. Aber von jeher hat mich die Dunkelhaarigkeit angezogen, obwohl ich mir das anfangs auf Grund anerzogener Teutonismen nicht eingestehen mochte und es mir mit den Besonderheiten des jeweiligen Einzelfalles erklären wollte.

1105

Immer wieder überrascht die Wahrnehmung, wie ungebrochen auch heute noch die Naivität des italienischen Nationalismus ist und wie unbekümmert, wie ur-

---

<sup>206</sup> Der „Allgemeine Deutsche Sprachverein“ wurde 1885 von Hermann Riegel mit dem Ziel der Pflege und Erhaltung der deutschen Sprache gegründet. Während des Zweiten Weltkrieges erlosch der Verein, wurde aber 1947 unter der Bezeichnung „Gesellschaft für deutsche Sprache“ wiedergegründet.

teilsunfähig sich in Italien auch der Gebildete die vaterländische Geschichte so lange zurechtbiegt, bis sie von überhängenden Lorbeerzweigen zugedeckt ist. Dies mag in der jahrhundertelangen Fremdherrschaft begründet sein. Man ist indessen ungerecht genug, beim deutschen Nationalismus wenig nach seiner Genesis zu fragen und sich dafür an seine Existenz zu halten. Man ist ferner ungerecht genug, den Italienern lächelnd hingehen zu lassen, was man bei anderen Völkern auf der Debetseite bucht. Das hängt nicht nur mit der Liebenswürdigkeit und Humanität ihres Volkscharakters zusammen, sondern auch damit, daß ihr Nationalismus harmlos ist wie die Prahlerei von Kindern. Ihre vollkommene militärische Unfähigkeit schließt es aus, daß er jemals zu einer Bedrohung der Nachbarn und des Friedens werden könnte. Was sein fascistisches Aufflammen gefährlich machte, war doch nur die deutsche Freundschaft;<sup>207</sup> und sie war es ja auch, was dem Versuch einer Militarisierung des Nationalismus das Grab schaufelte.

1108

Lohnend wäre eine sprachgeschichtliche Untersuchung der Worte „nördlich“ und „nordisch“ und ihres gegenseitigen Verhältnisses. „Nördlich“ war offenbar nie etwas anderes als die sachlich-bescheidene Feststellung eines Tatbestandes, und „nordisch“<sup>208</sup> mag in seinen Anfängen kaum etwas anderes gewesen sein. Später wurde es poetisiert und romantisiert, und zwar bis in die Gefilde des Wahnhaften hinein, und nachdem dieser Prozeß sich vollzogen hatte, wurde es unter dem Vorgeben, es sei nichts anderes als die Bezeichnung eines wissenschaftlich gesicherten Sachverhalts, zu seiner eigentlichen Wirksamkeit entlassen. Aber da konnte das bereits gewagt werden, denn einem entsprechenden Prozeß war inzwischen als Ganzes die deutsche Nation erlegen.

<sup>207</sup> Das faschistische Italien unter Mussolini stand dem nationalsozialistischen Deutschland zunächst eher ablehnend gegenüber. Im Zuge des italienischen Überfalls auf Abessinien und des spanischen Bürgerkrieges kam es jedoch zu einer Annäherung, die am 25. Oktober 1936 zum Abschluß eines Beistandspaktes („Achse Berlin-Rom“), sowie zum Beitritt Italiens zum „Anti-Komintern-Pakt“ führte. Bei Kriegsbeginn 1939 zunächst zögerlich, trat Mussolini 1940 dann auf deutscher Seite in den Krieg ein. Nach seinem Sturz schloß das königliche Italien 1943 einen Friedensvertrag mit den Alliierten, während der von den Faschisten gehaltene und von deutschen Truppen besetzte nördliche Teil des Landes („Republik von Salò“) erst 1945 von alliierten Truppen befreit wurde.

<sup>208</sup> Dazu im vorliegenden Zusammenhang Klaus von See: Das Schlagwort vom „nordischen Menschen“. In: Ders.: *Barbar. Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*. Heidelberg 1994, S. 207–232, 383–391.

## Zürich/Schweiz: 1952

1116

Ende der zwanziger oder Anfang der dreißiger Jahre lernte ich den Wiener Dichter Sonka kennen. Seines Vornamens entsinne ich mich nicht mehr, ich weiß nur, daß er sich zu ärgern pflegte, wenn man ihn mit dem viel bekannteren Otto Soyka, einem damals erfolgreichen Romancier, verwechselte. Er selbst machte von seinem Vornamen keinen Gebrauch, vielleicht hieß er ebenfalls Otto.

Sonka war Anarchist. Vor allem aber war er naiv wie ein Kind. Kindlich war auch sein Verlangen, bemerkt zu werden, kindlich sein Beifallsbedürfnis. Als ich ihn zuerst sah, mußte ich an eine Gestalt aus Tolstois letztem Roman, dem von mir übersetzten „Hadschi Murat“,<sup>209</sup> denken; nämlich an die Gestalt eines Orientalen, dessen „schöne Widderaugen“ Tolstoi rühmt. Solche Augen hatte auch Sonka.

Ich nehme an, Sonka ist ausschließlich oder doch vor allem Lyriker gewesen. Ich erinnere mich nur an eins seiner Gedichte, eine Art Selbstbekenntnis. Er sagte hier von sich, er sei der und der und das und das gewesen, und zuletzt hieß es:

„der Renegat der Bourgeoisie  
und Sonka, Dichter vieler Lieder.“

Das war klangvoll.

Als er mich bat, ihm in eins meiner Gedichtbücher eine Widmung zu schreiben, da schrieb ich auf das Vorsatzblatt:

„Für Sonka, Dichter vieler Lieder.“

Sonka dachte hoch von seiner anarchistischen Bestimmung und von seiner Gefährlichkeit für bürgerliche Staatswesen. Als nach dem österreichischen Linksputsch<sup>210</sup> zahlreiche Verhaftungen vorgenommen wurden, von Sonka aber niemand Notiz nahm, war er bitter gekränkt. Er schrieb einen anonymen Brief an die Polizei, in welchem er auf die staatsgefährliche Tätigkeit des p.p. Sonka hinwies und zu seiner Verhaftung aufforderte. Nichts geschah. Der enttäuschte Sonka begann zu urgieren. Durch Hartnäckigkeit erreichte er endlich sein Ziel. Ein Polizist erschien in seiner Wohnung und machte sich, höchst un-

<sup>209</sup> Leo N. *Tolstoi*: Chadshi-Murat. Ein Roman aus den Kaukasuskämpfen. Aus dem Russischen von Werner Bergengruen. Berlin 1924.

<sup>210</sup> Im Juli 1927 kam es nach einem Freispruch für zwei Angehörige einer rechtsradikalen Gruppe, die im Januar 1927 bei einer militanten Auseinandersetzung mit dem sozialdemokratischen „Republik-Schutzbund“ zwei Personen getötet hatten („Schattendorfer Prozeß“), zu gewalttätigen Demonstrationen, bei denen am 15. Juli 1927 der Wiener Justizpalast angezündet wurde und nach dem Einschreiten der Polizei 90 Todesopfer zu beklagen waren. Der darauffolgende eintägige Generalstreik und ein anschließender Verkehrsstreik führten nicht zum von den Sozialisten erhofften Sturz der christlich-sozialen Regierung.

lustig und in der offenkundigen Absicht, unverrichteter Dinge bald wieder heimzugehen, an die Hausdurchsuchung. Es gelang Sonka, ihm belastendes Material in die Hände zu spielen. Auch jetzt dachte der Beamte noch an einen Rückzug, doch setzte Sonka ihm derartig zu, daß er ihn schließlich für verhaftet erklären mußte. Nun bot Sonka ihm zehn Schillinge für den Fall, daß er einwilligte, ihn dreimal gefesselt am Café Museum vorüberzuführen. Der Polizist nahm das Geld, gab und hielt sein Versprechen. Im Café Museum saß die Literatur. Vor ihr genoß Sonka defilierend seinen Triumph.

Es half nichts, aus dem Gefängnis wurde er geschwind wieder entlassen. Eine Weile hörte ich nichts von ihm.

Ich lebte in Berlin, in Deutschland herrschte der Nationalsozialismus, und Sonka war nicht nur Anarchist, sondern auch Jude. In Verkennung all dieser Umstände schrieb er mir auf einer offenen Postkarte, er könne nicht mehr in Wien bleiben. Was ich davon hielt, wenn er sich in Deutschland eine neue Existenz aufzubauen versuchte? Und ob ich bereit sei, ihm dabei zu helfen?

Damals wurde noch nicht die gesamte Auslandspost zensiert, immerhin machte man umfangreiche Stichproben. Wenn Sonkas Karte der Zensur vorgelegen haben sollte, dann hat der Zensor vermutlich gedacht, der Schreiber sei ein vom Dollfuß-Regime<sup>211</sup> verfolgter österreichischer Nationalsozialist. Auf solche Gedanken ist aber Sonka bestimmt nicht gekommen; er schrieb völlig naiv. Unnütz zu sagen, daß ich nichts für ihn tun konnte; er wäre wahrscheinlich schon an der Grenze verhaftet worden. Ich erfuhr dann, er sei gleich vielen seiner Gesinnungsgenossen von Wien nach Prag emigriert. Ich verlor ihn aus den Augen.

Im Jahre 1951 wurde ich plötzlich wieder an diesen armen, kindlichen und, wenn man will, kindischen Menschen erinnert. In einer westfälischen Stadt kam ein junger Geistlicher zu mir, der während des Krieges als Soldat eine Weile in Prag gewesen war, und zeigte mir jenes Gedichtbuch mit meiner an Sonka gerichteten Widmung. Er hatte es in einem Prager Antiquariat gefunden und gekauft. Dies Antiquariat, so erfuhr er dann, war dafür bekannt, daß die deutsche Gestapo die hinterlassenen Bücher ihrer Opfer dorthin zum Verkauf zu geben pflegte.

Das Vorsatzblatt meines Buches also war Sonkas Totenschein geworden. Mich bewegte der Ausgang eines Lebens, auf dessen harmlose Schauspiele-

<sup>211</sup> Der seit 1932 als Bundeskanzler amtierende christlich-soziale Politiker Engelbert Dollfuß regierte ab März 1933 mit Notverordnungen und installierte am 1. Mai 1934 eine neue, ständestaatlich geprägte Verfassung, in welcher die zuvor geschaffene Parteiformation „Vaterländische Front“ zur alleinigen politischen Willensträgerin erhoben wurde. Das Dollfuß-Regime war um die Stärkung der österreichischen Staatsgesinnung bemüht und bekämpfte entschieden die österreichischen Nationalsozialisten, die den „Anschluß“ Österreichs an das Deutsche Reich betrieben. Bei einem gescheiterten nationalsozialistischen Putschversuch wurde Dollfuß am 25. Juli 1934 ermordet.

rei das Schicksal zuletzt mit einer Wendung zu sinistrem Ernst geantwortet hatte.

1118

Eine bestimmte Art deutscher Kultur- und Literaturgeschichtsschreibung hört nicht auf, in der, wie es heißt, verhängnisvollen Spaltung der Nation in Gebildete und Ungebildete einen der Hauptgründe alles deutschen Malheurs zu erblicken. Gelehrte Bildung, so wird behauptet, sei in die Dichtung eingedrungen und habe der natürlichen Geistesinheit der Nation ein Ende gemacht. Damit habe einer der Fehlwege der deutschen Geschichte begonnen. Die antik kostümierende Klassik habe die aufgerissene Kluft verbreitert, statt sie zu schließen. Wann diese Spaltung geschehen sei, darüber bekommt man verschiedene Meinungen zu hören. Meist wird auf die Epoche des Dreißigjährigen Krieges Bezug genommen.

Da wird sentimental eine goldene Zeit gerühmt, in der Ritter, Handwerker und Bauernmädchen die nämlichen Lieder sangen und angeblich alles in deutscher Sprache Gedichtete von jedem Deutschen verstanden wurde. Sicher hat es einmal eine solche Zeit gegeben. Es war die Zeit, da das differenziertere Leben des Geistes sich im Wesentlichen der lateinischen Sprache bediente, die deutsche Dichtung aber einen ausschließlich volksliedhaften Charakter trug.

Freilich könnte das nur im frühesten Mittelalter gewesen sein. Schon der Parzival<sup>212</sup> wurde von manchen Zeitgenossen seiner Schwerverständlichkeit halber getadelt: es ist absurd, zu denken, ein der Ständedichtung angehöriges Werk könne das ganze deutsche Volk beschäftigt haben. (Daß es damals noch keine einheitliche deutsche Sprache gab, mag hier außer Betracht bleiben).

Gewiß, die Holzfäller des Mittelalters konnten die Lieder der Minnesinger immerhin noch verstehen. (wenn sie sie auch vermutlich als Herrschaftsalbernheiten belächelt und belacht haben, denn Holzfäller neigen nun einmal zu unkomplizierteren Liebesbeziehungen), während spätere Holzfäller nicht gewußt hätten, was bei Hölderlins Hymnik<sup>213</sup> zu denken sein möchte.

Aber nun weiß man doch auch, daß in jedem Volke immer nur sehr wenige Menschen fähig sind, Dichtung aufzunehmen. Unter den sogenannten Gebildeten ist es ein kleiner, unter den sogenannten Ungebildeten ein noch kleinerer Bruchteil. In einem Negerstamm freilich, der beim Begräbnis des Häuptlings einen Klagegesang heult, wird fast jeder den monoton wiederholten – vielleicht sehr eindrucksvoll wiederholten! – Empfindungen des Liedes folgen können. Je kunstloser die Kunst, je näher die Dichtung noch dem alltäglichen von

<sup>212</sup> Wolfram von Eschenbaechs zwischen 1200 und 1210 verfaßter Versroman schildert die Abenteuer und Irrwege des „unerfahrenen Jünglings“ Parzival, dem es schließlich gelingt, den durch wunderbare Kräfte ausgezeichneten Stein des heiligen Gral zu finden.

<sup>213</sup> Friedrich Hölderlins „Hyperion oder der Eremit in Griechenland“ erschien in zwei Bänden, Tübingen 1797/99.

Hinz und Kunz mitgelebten Leben, umso verständlicher ist sie für eine Allgemeinheit, in der ja Hinz und Kunz die Mehrzahl ausmachen.

Auch die Deutschen sind einmal ein Naturvolk gewesen. Sie werden eine kraftvolle, innige, ursprüngliche, aber eingeschränkte Dichtung gehabt haben, von deren Herrlichkeit uns die Volkslieder noch einen Begriff geben, und eben um der Eingeschränktheit willen haben viele ihr folgen können. Dann aber sind reichere und tiefere Inhalte in die Dichtung eingeströmt, und von da an konnten ihr nur noch wenige folgen. Will man nun darin eine Entartung der Dichtkunst, ein nationales Unglück sehen? Das ist doch dummes Zeug, nichts anderes.

1123

Wenn wir die Vergangenheit betrachten – und das nennt man Geschichte treiben – was ist da eigentlich das Interessante? Das, was die Menschen getan und erlitten, oder das, was sie gedacht, empfunden, geglaubt haben? Was sie getan und gelitten haben, ist das nämliche, was auch wir tun und leiden, mithin die Summe der Banalitäten. Was der Mensch tut und leidet, das empfängt seine Bedeutung doch erst aus dem, was er empfindet, denkt, glaubt. Ideengeschichte, Empfindungsgeschichte ist der Kern der Weltgeschichte.

1124

Fast alle Schwierigkeiten im Zusammenleben der Menschen und der Völker ergeben sich aus der fortwährenden Verwechslung von Maximum und Optimum.

1126

Gesellschaftliche Demokratie ist nur bei höflichen Nationen wie den Italienern erträglich. Bei den von Natur unhöflichen findet sich unter demokratischen Umständen sofort die Rüpelhaftigkeit und der freundschaftliche Sauherdenton ein.

## Zürich/Schweiz: 1953

1146

Alle Totalitarismen haben ein Gemeinsames: jeder von ihnen ist die Verabsolutierung zunächst einer Idee oder eines leicht faßlichen Ideals, danach aber des Opportunen: Ein erreichter Zustand soll bewahrt werden. Hiermit gerät man in die Defensive, auch wo man aggressiv vorgeht. Man braucht Glacis, um Errungenschaften zu sichern, und Glacis, um die Glacis zu sichern, die damit zu Errungenschaften werden, und das setzt sich fort. Dergleichen hat nichts mehr mit der Idee zu tun, alles dagegen mit dem Wunsche nach Zustandsbewahrung, als deren Werkzeug nun die Idee erscheint.

Als Charakteristikum der nächsten Phase stellt sich das allmähliche, aber unaufhaltsame Entweichen aller über den vermeintlichen Vorteil hinausgehenden Gedankenelemente dar. Der Zynismus wird hoffähig. Die ihn verhüllenden Ideenschleier werden rissig. Endlich plagt sich, von ein paar hiermit beauftragten Halbsubaltern abgesehen, niemand mehr mit Flickversuchen.

1149

Totalitarismus wird nur dort möglich, wo eine Ordnung gestört oder geschwächt ist. An solcher Störung oder Schwächung macht jeder sich mitschuldig, und insbesondere tun es merkwürdigerweise jene Schichten, die ihrer natürlichen Aufgabe nach bewahrend und hütend zu wirken hätten, zugleich aber, wären sie nicht mit Verblendung geschlagen, erkennen müßten, daß gerade sie – und ihre Aufgaben! – von einem Sieg der neu empordrängenden Mächte das meiste, ja, alles zu fürchten haben. Vorbereitung und Führung der zum Totalitarismus zielenden oder ziellos auf ihn hin gerissenen Revolutionen hat fast immer bei der Schicht gelegen, gegen die sie sich richteten. Dies sonderbare und verhängnisvolle Gesetz läßt sich durch die ganze Weltgeschichte beobachten, an der Französischen Revolution, am Nationalsozialismus und, vielleicht noch deutlicher, an allen revolutionären Bewegungen in Rußland – angefangen mit denen der jungen Gardeoffiziere, die, während sie bei den Okkupationstruppen in Frankreich standen, die noch in den Lüften geisternden Relikte der Ideen von 1789 atmosphärisch in sich sogen, bis zu Bakunin, Krapotkin, Lenin.

1151

Das Dritte Reich hat uns gelehrt, wieweit der Mensch – mitten in Europa – ausschweifende Verwirklichungen zuläßt. Damit ist eine ganz neue Erfahrung gewonnen worden. Es versteht sich, daß sie genutzt wird.

Was uns vom Dritten Reich geblieben ist und fast unaufhebbar geworden scheint, ist der totalitaristische Zug alles Lebens; es ist nichts mehr, das nicht zu Verstaatlichung drängte oder gedrängt würde.

Hier liegt die schicksalsvollste Frage unserer Zeit. Sie geht jedes Land an, scheint sich aber am hitzigsten im gründlichen Deutschland zu stellen, wo Tendenzen zu staatlicher Omnipotenz sich überdies auf alte Traditionen berufen können. Auffallender freilich sind die Entwicklungen in England und Amerika, denn im Gegensatz zu Deutschland handelt es sich dort um einen Bruch mit grundlegenden Überlieferungen. England war bei aller Festgegründetheit des Staatswesens der klassische Hort der Individualfreiheit, und Amerika hat von seinen Anfängen bis in unser Jahrhundert das Ideal des auf bestimmte Befugnisse einzuschränkenden, kontrollierten und gebändigten, also des schwachen Staates vertreten.

[...]

1152

Wer selber vom Wirbel geschichtlicher Vorgänge erfaßt worden ist, der neigt dazu, die von ihm miterlebten Entwicklungen, die von ihm gemachten Erfahrungen zu generalisieren. Wir erlebten die Exzesse des Nationalismus mit und sahen, wie sie sich überschlugen und ad absurdum führten; wir meinten, das Zeitalter des Nationalismus gehe zu Ende. Heute sehen wir, daß das allenfalls für die weißen Völker gilt. Für alle anderen fängt dies Zeitalter erst an. Ein Blick auf Afrika und Asien zeigt das. Wir haben Nationalismen zu erwarten, die an schauderhaften Folgen alles je in Europa Geschehene übertrumpfen werden. Und wo sind denn in Europa die Nationalismen überwunden worden? In schmalen Oberschichten.

1154

Vielleicht ist alles Kopfzerbrechen und Reden umsonst. Vielleicht handelt es sich gar nicht mehr um die Behauptung der Freiheit und auf der ganzen Welt ist die Freiheit bereits verspielt, ausgenommen ein paar wilde oder halb wilde Länder.

Vielleicht ist alles, was heute und morgen getan werden kann, nur dies, dem unaufhaltsamen Totalitarismus – der wahrscheinlich weder rot noch braun sein, sondern die öde Couleur blaßgrauer Bürokratengesichter tragen wird – gewisse Spielregeln aufzunötigen und die Freiheitsberaubung durch ein resignatives Ja zu Freiheitsbeschränkungen abzufangen. Denn die Freiheit verträgt unter Umständen ein Mehr und ein Weniger, der Totalitarismus nicht; gelingt es, ihn zu beschränken, so ist er, als Totalitarismus, schon besiegt.

Vielleicht wird die Freiheit auf längere Zeit nirgends sonst überleben als in einigen tapferen Seelen. Und wenn sie wieder aus der Nacht hervortritt, wird sie eine andere Freiheit geworden sein, vielleicht eine höhergeartete, vielleicht eine niedrigere, und am Ende würden *wir* sie nicht einmal als Freiheit wiederzuerkennen wissen.

1156

Was die Freiheit am meisten bedroht, das sind nicht die Totalitarismen. Es sind die Knechtlichkeitsinstinkte im Inneren der Menschen selbst. Und es ist ihre Unfähigkeit, zu begreifen, daß Freiheit noch etwas anderes ist als die einem jeden geöffnete Möglichkeit, mit Hilfe des Stimmzettels an der Majorisierung und Unterdrückung des andern, das heißt aber: an der legalen Versklavung seiner selbst, teilzunehmen.

Kurz, sie verwechseln die edle Dame Libertas mit der ordinären Silberwäscherin Marcelline, genau so wie es uns Eichendorff in seinem Märchen von Libertas und ihren Freiern erzählt hat.<sup>214</sup>

<sup>214</sup> Das 1848/49 entstandene Märchen „Libertas und ihre Freier“ erschien erstmals im dritten Band von Joseph von Eichendorffs „Sämtlichen Werken“ 1864.

## Zürich/Schweiz: 1956

1190

Heute noch, mehr als ein Jahrzehnt nach der Zertrümmerung der Terrorherrschaft und dem Ende des Krieges, gewahrt man überrascht, daß der Emigrantenkoller noch keineswegs verheilt ist.

Ein sehr großer Teil der Emigranten – und darunter finden sich auch Leute, die nach Deutschland zurückgekehrt sind – lebt retrospektiv, vergleichbar den Angehörigen der Frontsoldatenbünde oder den Alten-Herren-Verbänden studentischer Korporationen; also unfruchtbar. Noch heute werden die läppischen Behauptungen von einst wiederholt: die ganze deutsche Literatur war emigriert, zurückgeblieben nur die Horde der Dilettanten und Nichtskönnen; jeder Nichtemigrierte war ein Nazi und ein Mitschuldiger an allen Greueln; gelitten wurde in den zwölf Jahren nur in der Emigration; in Deutschland gab es nichts zu leiden.

Der Emigrantenkoller, von dem manche auf eine noble und männliche Art zu genesen wußten, scheint bei anderen unheilbar. Das gilt vor allem von denen, deren Leiden konstitutionell bedingt ist, so von Hermann Kesten, einem unglücklichen, von Ehrgeiz zerrissenen neurasthenischen Giftabsonderer.<sup>215</sup> Seine maßlose Aggressivität, in nichts hinter derjenigen der ärgsten nationalsozialistischen Hetzer zurückbleibend, ist nicht durch seine Erlebnisse bewirkt; vielmehr hat er bereits mit ihr in den zwanziger Jahren die literarische Arena betreten.

Die Krankheit des Emigrantenkollers ist legitim. Wir müssen sie tragen. Wir wollen alles tun, was wir können. Wir wollen die Krankheit respektieren, wir wollen mit den an ihr Leidenden freundlich umgehen und vor allem Geduld mit ihnen haben. Und nur eins können wir nicht: die vom Emigrantenkoller Befallenen und nicht Freigewordenen als Gesunde anerkennen und in ihren Äußerungen etwas anderes erblicken als der Diagnose dienliches klinisches Beobachtungsmaterial.

## Zürich/Schweiz: 1957

1210

Bertolt Brecht war ein Ärgernis, aber im typologischen Bilde des Dichters ist ja nun einmal ein Raum auch für diese Funktion ausgespart. Er war ein mir und vielen anderen zuwiderer Mensch, der uns mit dem ärgerlichen Vergnügen an

---

<sup>215</sup> Hermann Kesten war von 1927 bis 1933 in Berlin Verlagsleiter, emigrierte dann in die Niederlande, wo er beim Verlag Allert de Lange eine Abteilung für deutschsprachige Exilliteratur gründete, die er bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkriegs leitete.

seiner außerordentlichen Begabung außerordentlich beglückt hat. Hätte man ihn aufgehängt, so wäre nicht viel dagegen einzuwenden gewesen; aber wir alle hätten uns hernach zu seinem Galgen geschlichen und ihn mit Lorbeerkränzen geschmückt.

Physiognomisch gesehen war er ein Mann ohne Lippen. Er hatte statt des Mundes einen Schlitz. Man beobachtet das oft bei lieblosen Doktrinären und Fanatikern. Dies war er, und überhaupt war er alles das, was ein Dichter nicht sein darf, wenn er nicht sein Dichtertum und sich selbst aufgeben will. Und doch hat dieser Mann nie aufgehört, ein Dichter zu sein. Wäre er nicht gleichzeitig ein Machthaber gewesen, dessen man schlecht entraten konnte, so hätte die offizielle östliche Literaturbeaufsichtigung ihn für einen „Formalisten“ erklärt<sup>215a</sup> – ein Scheltwort, das dem mit ihm Bedachten bekanntlich sein Dichtertum attestiert.

Ich möchte glauben, was auf den zahlenmäßig starken schwächeren Teil der westdeutschen Intelligenz so intensiv gewirkt hat, sei nicht eigentlich Brechts dichterische Potenz gewesen, sondern eher die eiserne Unverschämtheit, mit der er seine Befehle ausgab. Wüßten wir es nicht längst aus der Geschichte aller Fascismen, der braunen wie der roten, so könnten wir auch diesen Einzelfall als ein lehrreiches Beispiel dafür nehmen, wie willkommen dem ratlosen Menschen die kategorische Forderung, ja, der Befehl ist. Und jeder Befehl enthält ja für den Schwachen die Versuchung, ihn zu befolgen, eben und nur weil er Befehl ist.

Brecht war der einzige wirkliche Dichter, den man ohne Verlust ins Esperanto hätte übersetzen können. Die Sprache war ihm ein Mittel der Verständigung und, in noch höherem Grade, der Belehrung. Aber jede Sprache, die nichts anderes ist, muß verdorren. Hätte man ihm das vorgehalten, so wäre seine Antwort gewesen: „Na, und? Was Sie verdorren nennen, das wäre in Wirklichkeit eine Rückkehr der Sprache zu ihrem eigenen Wesen.“ Konsequenterweise hätte er verlangen müssen, die Dichtung und ihre Sprache habe dort anzufangen, wo die Neandertaler- und Volksschülersprache aufhört. Aber im Grunde hat er, manchen seiner eigenen Äußerungen zum Trotz, diese Forderung nicht erhoben, und schon ein Satz wie: „Meine Seele, Bruder, ist das Aechzen der Kornfelder“ beweist, daß auch dieser Simplificateur sich dem nicht verschließen konnte, was frühgeschichtliche Zauberer und von je her Dichter und Religiöse gewußt haben: daß sakrale Dinge (und also auch sakralisierte Profandinge) einer sakralen Sprache bedürfen.

<sup>215a</sup> Die „Anti-Formalismus-Kampagne“ in der DDR-Kulturpolitik nach 1951 richtete sich gegen die gesamte künstlerische Moderne, die von parteioffizieller Seite als „bürgerlich-dekadent“ verworfen wurde; vgl. explizit Günter *Erbe*: Die verfeimte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem „Modernismus“ in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur in der DDR. Opladen 1993.

1239

Vom Verschwinden der Stände und ihrer Ordnungen hat man rührenderweise eine Befreiung des Individuums erwartet. Aber wie sich sehr bald zeigte, hat sich niemand darüber gewundert, daß das Individuum nun nicht in den Genuß irgendeiner Freiheit kam, sondern der Diktatur der Institutionen und ihrer Kollektive ausgeliefert wurde. Doch liegt das Beachtenswerte nicht in dieser neuen Auslieferung des Individuums, sondern in deren verwunderungslosen Hinnahme. Es ist, als habe im Grunde keiner etwas anderes erwartet als diese Selbstverständlichkeit. Alte Fesseln scheinen das einzige zu sein, was in dieser auf Abhängigkeiten eingerichteten Welt vor neuen und unvergleichlich drückenderen zu schützen vermag. Es trifft sich betrüblich, daß die menschliche Natur es keinem erlaubt, Folgerungen aus solchen Einsichten zu ziehen.

## Baden-Baden: 1958

1242

Der Mensch der Zukunft wird vermutlich teils auf bestimmte Eigenschaften hin planmäßig gezüchtet werden, teils werden sich diese Eigenschaften aus den sozialen Bedingungen, in denen er lebt, mit der Zeit ganz von selbst ergeben. So könnte sich auf lange Sicht etwas bilden wie erbliche Stände – Manager, Funktionäre, Industriearbeiter und auch etwas, das von fern an Bauern erinnert. Es ist keineswegs undenkbar, daß sich diese erblichen Stände zu Rassen entwickeln, vielleicht gar zu etwas der alten Vorstellung von Nationen Entsprechendem.

1243

Wir haben geglaubt, Nationalsozialismus und Bolschewismus seien abscheuliche Exzesse und Anomalien. Eine spätere Weltgeschichte wird in ihnen nur kindliche Rüpeleien sehen, nur Flegeljahre der Menschheitsentwicklung, rauhe Vorläufererscheinungen, vergleichbar dem prähistorischen Kannibalismus, vor dem es im Ernst doch niemanden mehr schaudert, ja, der sogar einen Charakter des Spaßhaften angenommen hat. Schon heute scheint es ausgemacht, daß die Zukunft nichts kennen wird als die Totalität, und es wird wenig Unterschied machen, ob man von totaler Demokratie oder von totalem Autoritätsstaat spricht. Denn den Verlockungen, die an die Menschheit herantreten – (man nennt sie im Populärjargon die Aufgaben, die sich ihr stellen) – kann erfolgreich nur innerhalb von Totalsystemen nachgegeben werden.

Wer heute aktiv in der Politik steht, der kämpft entweder für etwas, das auch ohne seine Hilfe sich verwirklichen wird, oder gegen etwas, das er nicht aufzuhalten vermag. Man bedarf seiner höchstens, damit kurzlebige Spielregeln für Übergangszeiten geschaffen werden oder Wiegenlieder, mit denen man Kinder von ihren Leiden ablenkt und zur Ruhe bringt.

1244

Der freie Bauer von einst verschwindet, die Hörigkeit kehrt wieder, nur ist sie nicht an eine Gutsherrschaft gebunden, sondern an viel anonymere Mächte. Eine Rückkehr der Schollenpflichtigkeit, zu der sich im Kolchosensystem bereits Ansätze gefunden haben, ist vorstellbar, während es einer speziellen bäuerlichen Erbutertänigkeit kaum bedürfen wird, da ja jeder Mensch schon durch seine Geburt Leibeigener des Kollektivs sein wird. Der aus der bäuerlichen Erbutertänigkeit Entlaufene könnte in der Zukunft auch durch eine glückliche Flucht kein Freier werden, denn eine Freiheit wird es für niemanden geben. Schon heute wird ja von Freiheit nur noch zu Unrecht gesprochen. Was man so nennt, ist ein System von Sicherheitsvorkehrungen gegen das Überbordende von Willkür und Gewalt. Es ist genau die Freiheit der von Hirten und Hunden bewachten Schafsherde.

1247

Obwohl sich in den Wohnhausbau, gleichgültig ob es sich um Eigen- oder um Mietshäuser handelt, heute schon sehr gravierende Elemente staatlich-bürokratischer Omnipotenz eingeschaltet haben, werden doch immer noch von Individuen Häuser gebaut, bewohnt, vermietet und gemietet, verkauft und erworben; und in den zivilisierten Ländern steht das Eigentumsrecht an immobilien Objekten ja noch immer in Kraft. Aber wir spüren bereits, daß die alte Selbstverständlichkeit und Sicherheit durchlöchert ist. Es gehört keine Prophetengabe zu der Behauptung, daß die Entwicklung langsam und unerbittlich den totalen Staat und die von ihm bestellten Instanzen an die Stelle bringen wird, die heute noch der Hauseigentümer wie überhaupt der Eigentümer von Grund und Boden innehat.

Der Prozeß der Vernichtung des Eigentums und seiner allmählichen Ersetzung durch vom Kollektiv zugewiesene Mittel der Bedarfsdeckung wird wahrscheinlich in den einzelnen Ländern unter verschiedenen Formen geführt und zu verschiedenen Zeiten abgeschlossen werden. In einigen Menschenaltern oder, wenn man die ganze Erde einschließlich der heute noch abgelegensten Gebiete ins Auge faßt, in einigen Jahrhunderten könnte er vollendet sein.

Der Wohnungsbau wird dann ausschließlich in der Hand der Instanzen liegen, und der Architekt wird gleich dem Arzt Beamtencharakter haben. Es versteht sich, daß die Wohnungen das jeweils zeitgemäße Maximum an Komfort aufweisen und so unindividuell sein werden, wie es heute die Kragen- oder Hosennöpfe sind. Ihre Größe wird nur noch bestimmt werden durch die Anzahl der Familienmitglieder oder wie man sonst die Angehörigen der kleinsten Kollektivzelle nennen wird.

In den genormten Wohnungen werden genormte Menschen leben, denn die Normung der Wohnungen und die Normung der Menschen haben einander wechselseitig zur Voraussetzung. Es liegt auf der Hand, daß die Genormtheit des Menschen sich nicht auf Besitz, Wohnung, Kleidung, Nahrung, Unterhal-

tung und Komfort beschränken wird und etwa die Gedanken und Empfindungen der Menschen unangetastet lassen könnte. Ja, man darf annehmen, der erreichte Zustand der Geschichtslosigkeit werde auch eine Schicksallosigkeit der einzelnen Menschen heraufführen.

Nun darf man aber nicht meinen, der Prozeß der Eigentumsvernichtung werde zum Stillstand kommen, wenn es keinen immobilien Besitz mehr gibt. Dieser Prozeß wird auch die bewegliche Habe ergreifen und damit die letzte Eigentumskategorie in die Hände oder doch unter die Verwaltung und Kontrolle der Instanzen bringen. Natürlich wird jeder ein bestimmtes Maß an technischem Gerät besitzen, und seine Schuhe oder seinen Löffel wird ihm niemand nehmen dürfen. Aber sein Besitz wird Ähnlichkeit mit dem haben, was der Soldat in der Kaserne in sein Spind räumt. Denn da die genormten Wohnungen notwendigerweise eng und auf Individualitätsexzesse nicht eingerichtet sein werden, wird niemand die Möglichkeit haben, eine Bibliothek von Umfang, größere Musikinstrumente, das gewöhnliche Maß überschreitende Plattensammlungen oder gar Kunstwerke zu besitzen. Wo sich dergleichen noch findet, werden die Eigentümer sich genötigt sehen, es öffentlichen Kulturanstalten zum Geschenk zu machen. Niemand wird in der Lage sein, Gegenstände von Affekt und Pietätswert aufzuheben. Es wird auch nicht möglich sein, zu vererben oder zu erben, denn jedes Erbstück müßte den ohnehin knappen Raum bis zur Unerträglichkeit beschränken. Es wird nichts mehr geben, was den Menschen mit seiner eigenen Vergangenheit, der seiner Familie oder sonst einer zeitenüberdauernden Gemeinschaft verbindet. Und das alles wird den Untergang dessen bedeuten, was wir, vielleicht in Irrtümern befangen, aber unlöslich mit diesen unseren Irrtümern verbunden, als Kultur bezeichnen. Doch wird der genormte Mensch das nicht einmal wahrnehmen, sondern sich mit dem Bewußtsein begnügen, daß nicht unterzubringende, aber aus irgendwelchen Gründen offenbar erhaltenswerte Dinge in bestimmten Gebäuden gehütet und zu bestimmten Stunden kostenlos besichtigt werden können.

Es ist möglich, daß Katastrophen die hier skizzierte Entwicklung verlangsamten, abbiegen oder einfach abbrechen. Bleiben sie aus, so scheint der Weg in die Zukunft vorgezeichnet. Und doch sollte man annehmen, daß sich der sanften Gewaltsamkeit des totalen Staats hier und da Individualismen in den Weg stellen werden. Da wird denn, wenn die Propaganda versagt, die Praxis der Begabtenauslese und die in die Hand der Instanzen geratene Lenkung der Berufswahl dafür sorgen müssen, daß die Überreste einer harmoniestörenden Originalität verschwinden, und so wird es nach einiger Zeit niemanden geben, der an der Hölle etwas auszusetzen findet. Angesichts solcher Perspektiven gibt es nur zwei Trostargumente: erstens das Gesetz, nach dem geschichtliche Entwicklungen niemals geradlinig verlaufen, und zweitens die Gewißheit, daß wir selber die äußerste Herabwürdigung des Menschen nicht mehr erleben werden; und auch das Miterlebenmüssen der einzelnen Schritte, die auf dieses Ziel zu führen, wird einmal ein Ende haben.

1271

Die Geschichte zeigt uns Volks- und Staatswesen, denen offenbar von Natur ein Gesetz der Zentripetalkraft innewohnt. Schon seit sehr langer Zeit gehört Deutschland nicht mehr zu ihnen. Hier scheint im Gegenteil als ein merkwürdiges und düsteres Gesetz die Zentrifugalkraft zu wirken. Vom Ausgang des Mittelalters an gehen immer wieder Randgebiete verloren. Holland, Flandern, Luxemburg, Lothringen, das Elsaß und die Schweiz scheiden aus dem Verband des Reiches, ebenso der baltische Nordosten, Böhmen und die österreichischen Länder. Das gewaltsam Einverleibte läßt sich weder organisch assimilieren noch auf die Länge behaupten. Die territorialen Veränderungen nach 1945 sind von einer schauerlichen Konsequenz gezeichnet.

Kleine Korrekturen sind denkbar. Im Großen werden die Entscheidungen der Geschichte nicht rückgängig zu machen sein. Hier muß man vollkommen realistisch denken und alle Illusionen über Bord werfen.

1278

In den Panikstimmungen unserer Tage steckt natürlich ein Fehler. Die von ihnen Befallenen gleichen einem Manne, zu dessen Kenntnis zufällig an einem bestimmten Zeitpunkt ein bestimmtes, ihm bisher unbekannt gebliebenes Gesetz kommt, das im Wege der Kollektivhaftbarmachung irgendwelche Handlungen zu ahnden droht. Unser Mann meint nun, Straftat und Strafvollstreckung stünden unmittelbar bevor. In Wirklichkeit hat der Termin, an dem er von jenem Gesetz hörte, mit diesen beiden anderen, völlig unbekanntem und vielleicht gar in der Irrealität verbleibenden Terminen keinerlei Zusammenhang. Das Gesetz war längst in Kraft, und nur er erfuhr es verspätet. Er hat keinen Grund, anzunehmen, die Straftat werde nun ungesäumt begangen und geahndet werden. Aber da er es nun einmal für ein Zeichen höheren Menschentums hält, jeder Panik zu erliegen, springt er wollüstig in die Abgründe der neurotischen oder psychotischen Massenerkrankungen, die sein Zeitalter ihm bietet. Und jeder, der sich abseits hält, gilt ihm als herzlos und inhuman.

1284

Nach dem Zusammenbruch von 1918 ergab sich ein neues Phänomen, das aufs engste mit der sogenannten Jugendbewegung der letzten Jahre vor 1914 zusammenhing,<sup>215b</sup> übrigens auch heute noch in Wirkung ist. Ich meine die kol-

---

<sup>215b</sup> Als Versuch zu einer selbständigen Lebens- und Kulturgestaltung der Jugend bekämpfte die um 1910 ihren Höhepunkt erreichende „Jugendbewegung“ die wachsende Mechanisierung und Materialisierung der zeitgenössischen Lebenswelt und versuchte durch Wanderungen, Brauchtumpflege und Sport einen neuen Lebensstil zu schaffen.

lektive Haftbarmachung einer Generation. Nicht so sehr bestimmten politischen, sozialen, psychologischen Umständen wurde die Schuld an der Katastrophe zugeschrieben, sondern der Generation der Väter schlechthin. Damit offenbarte die Jugend, ob bürgerlich oder proletarisch, eine bis dahin unbekannte Solidarität, in der sich zugleich der Verfall der gültig gewesenen gesellschaftlichen und ständischen Ordnung dartat. Diese Auffassung spielte stark auch in die expressionistische Dichtung mit ihren Generations- und Vatermord-dramen hinein.<sup>216</sup> Man war schuldig, nicht weil man Politiker oder General war, sondern weil man den Geburtsjahrgängen von 1850 bis 1865 angehörte, und gegenüber diesen simplifizierenden Verdammungsurteilen konnte es keine Rechtfertigung geben; so wie später das Verbrechen, als Jude geboren zu sein, von vorneherein den Prozeß entschied.

1309

Das Heimatgefühl ist eine natürliche, organische Urempfindung, schon in der vorstaatlichen Zeit primitiver Kulturen gegeben und mit Lebensformen im Bunde. Das Vaterlandsgefühl ist bewußter, auf bestimmte Staatsformen bezogen, an Einrichtungen gebildet und voll kategorischer Imperative; oft haftet ihm etwas Gewalttames und Künstliches an. Das Heimatgefühl sagt dem Menschen: „du darfst“ und: „so bist du“, das Vaterlandsgefühl: „du sollst“ und: „so hast du zu werden“.

Der glücklichste, selten verwirklichte Fall ist die Identität der Objekte und die Identität der ihnen geltenden Empfindungen.

Deutschland und Italien lehren durch all ihre Vergangenheit, aber auch noch in unserer Gegenwart den Vorrang des Heimatgefühls vor dem Vaterlandsgefühl. Das Heimatgefühl ist das stabilere und nicht leicht der Gewalt auflösender Krisen unterworfen. Das Nationalgefühl hat mit beiden seine Berührungspunkte, es kann sich mit beiden verschwistern und sie zu Leistungen oder Exzessen anreizen. Das Heimatgefühl kann mit einer jovialen, wahrhaft humanen Selbstironie verbunden sein, mit der sich Vaterlands- und Nationalgefühle nur selten paaren.

Sehr charakteristisch war das Divergieren unserer beiden Empfindungen in dem zusammengestückelten Preußen. Ein preußisches Heimatgefühl konnte es nicht geben, es sei denn im provinziellen Bezirk, ein preußisches Vaterlandsgefühl aber im Grunde ebensowenig. Die Ansätze zu einem solchen, meist im achtzehnten Jahrhundert erkennbar geworden, gingen im kleindeutschen Vaterlandsgefühl der Bismarckzeit unter. Nur ein Staatsgefühl gab es in Preußen, und von diesem hat sich manches bis in die jetzige Zeit erhalten.

<sup>216</sup> Ein Musterbild für dieses Genre lieferte das 1916 in Dresden aufgeführte expressionistische Drama von Walter Hasenclever: *Der Sohn*. Ein Drama in fünf Akten. Leipzig 1914.

Unsere baltischen Urgroßväter sagten noch in aller Unbefangenheit: „Livland“ (oder Kurland oder Estland) „ist mein Vaterland“. Deutschland wurde von ihnen als das Mutterland empfunden, ob auch selten ausdrücklich bei diesem Namen genannt. Von Rußland als von einem Vaterlande wurde nur im Pathos des behördlichen Feierstils und der Loyalitätsadressen gesprochen.

Später, unter dem Einfluß des heraufkommenden Nationalitätenwahns wurden unsere drei alten Provinzen ausschließlich als Heimat bezeichnet, der Name eines Vaterlandes nur noch Deutschland gegeben. Bei der brutalen, als Umsiedlung bezeichneten Deportation der baltischen Deutschen im Herbst 1939<sup>217</sup> rief Alfred Rosenberg seinen Landsleuten zu: „Sie sollen Ihre Heimat verlieren, um dafür ein Vaterland zu gewinnen!“ Von den so Angeredeten fand fast die Hälfte ihr Grab, andere zerstreuten sich in Kanada, den Vereinigten Staaten, Südamerika, Australien, die Mehrzahl geriet in das deutsche Vater- oder Mutterland, um hier im Lauf einiger Jahrzehnte oder Generationen ihre Sonderempfindungen abzutun.

Für mich persönlich sind die Ostseeprovinzen Heimat und Vaterland zugleich gewesen.

## Baden-Baden: 1959

1319

Die Entwicklung der letzten Jahre hat es dahin gebracht, daß der Emigrantenkoller mit der ganzen hitzigen Schärfe dieser Krankheit nun auch viele Leute von der sogenannten inneren Emigration, also während des Dritten Reiches im Lande verbliebene Gegner des Nationalsozialismus, erfaßt hat. Es versteht sich, daß die Krankheit sich bei ihnen anders äußert als bei den eigentlichen Emigranten.

Sie sehen überall braun. Jedes Gespräch mit ihnen nimmt in kurzem die Wendung auf ihre fast zur fixen Idee gewordene Vorstellung von der wieder-auferstandenen Allmacht des Nationalsozialismus und von der Vogelfreiheit seiner Gegner. Die Schuld an dieser Situation wird dem Bundeskanzler Adenauer und seinen Anhängern gegeben.

Warum? Dem Haß, den sie gegen Hitler und die Seinen empfanden, fehlt heute das rechte Objekt. Da sie sich aber an diesen Haß als an ein Element ihres Lebens gewöhnt hatten und sich nicht mehr von ihm zu lösen vermochten, mußte ihm ein neuer Gegenstand gesucht werden; man fand ihn in der Person Adenauers als des aktivsten, willenskräftigsten, herrscherlichsten Staatsmannes der Zeit, eines Mannes mit allerdings autokratischen Zügen. Bekämpft man

<sup>217</sup> Vgl. explizit Dietrich A. Loeber: *Diktierte Option. Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941*. Neumünster 1972.

Adenauer, so bekämpft man zugleich die deutsche Aufrüstung.<sup>218</sup> Bonn gilt als Hochburg des Militarismus. Vom Militarismus Rußlands und der Satellitenstaaten wird in den Kreisen, in welche viele dieser alten Widerstandskämpfer – immerhin machen sie nicht die Mehrheit aus – hineingeglitten sind, weit weniger gesprochen.

Es ist kindisch, anzunehmen, Adenauer habe Sympathien für diejenigen, die zu den eifrigen Dienern und Liebedienern der braunen Tyrannenwirtschaft gehört haben; er hat in den zwölf Jahren genug unter ihnen zu leiden gehabt.<sup>219</sup> Für Sympathien und Antipathien ist in der wenig gemütvollen, schwer affizierbaren Natur dieses Mannes und in seinem politischen System kein Raum, und gar der Gedanke, die von ihm zu machende Politik auf Antipathien und Haßgefühle zu basieren, kann ihm nicht kommen. Er braucht Mitarbeiter, und er nimmt die ihm geeignet Erscheinenden, wo er sie findet. Selbstverständlich hat es in der Beamtenhierarchie des Nazistaats auch tüchtige Männer gegeben, besonders in der zweiten und dritten Garnitur. Solche hat er sich unbedenklich zur Mitarbeit geholt, sofern sie nicht durch ausgesprochen kriminelle Verfehlungen belastet waren. Diese Vorstellung ist nicht behaglich, aber das politische Leben ist nun einmal seiner Natur nach an Behaglichkeiten arm. Adenauer den Vorwurf zu machen, er protegiere Nazis, ist albern. Er protegiert Männer, die er als Mitarbeiter und Untergebene brauchen kann. Zugleich wird ihm der Gedanke angenehm sein, daß die ehemaligen Nationalsozialisten fester in seiner Hand sind als manche andere seiner Leute; sie wissen, daß, wenn er sie fallen läßt, sie ins Nichts fallen. Und ähnlich wie Adenauer verhalten sich auch die kleineren Machthaber, in welchen Sphären es auch sein mag.

So kommt es, daß in vielen keineswegs gleichgültigen Stellen ehemalige Nationalsozialisten sitzen. Oft sind es sachlich wertvolle und vielleicht in ihren Ressorts kaum entbehrliche Männer, die am Nationalsozialismus aus gutgläubigem Irrtum oder aus Opportunismus teilgenommen haben. Das macht sie nicht gerade sympathisch, ist aber kein Grund, sie für alle Zeiten in den Eisenschrank zu sperren.

Daß auch ein paar Unbekehrte und Unbelehrbare unter ihnen sind, muß in Kauf genommen werden, denn Hypotheken solcher Art lasten auf allen

<sup>218</sup> Konrad Adenauer hatte den drei westlichen Alliierten schon seit März 1949 seine Bereitschaft bekundet, einen westdeutschen Verteidigungsbeitrag innerhalb einer europäischen Armee zu leisten. Die im Gefolge des sich ab Mitte 1950 massiv verschärfenden „Kalten Krieges“ und der damit verbundenen Furcht vor Übergriffen der Sowjetunion auf ganz Deutschland von Adenauer betriebene Wiederbewaffnung war in der westdeutschen Bevölkerung umstritten. 1955 trat die Bundesrepublik, nach dem Scheitern der zunächst favorisierten Pläne für eine Europäische Verteidigungsgemeinschaft, der NATO bei.

<sup>219</sup> Die Nationalsozialisten hatten Adenauer unmittelbar nach ihrer Machtübernahme als Kölner Oberbürgermeister abgesetzt. Später war er mehrfach verhaftet worden, zuletzt im Gefolge des 20. Juli 1944.

menschlichen Verhältnissen. Daß sie nicht übermäßig zahlreich sind, dafür bürgt der Umstand, daß der Mensch ja nicht aus Erde, sondern aus Treibholz gemacht ist. Mag sein, daß einige von ihnen in ihren Mußstunden davon träumen, wie schön es wäre, wenn eine siegreiche Hakenkreuzfahne ohne Risiko entrollt werden könnte. Das sind Stimmungen, keine ernstlichen Gefahren. Nach einer solchen Vergiftung des Volkskörpers, wie sie in Deutschland von 1918 bis 1945 stattgefunden hat, wäre es naiv, anzunehmen, daß die letzten Giftreste von damals bereits ausgeschwitzt sein könnten; das wird vielleicht erst der Fall sein, wenn der Volkskörper wieder einen neuen, diesmal aus ganz anderen Apotheken stammenden Giftstoff aufgenommen hat, also nicht im Wege eines Gesundungsprozesses.

Es ist nicht zu leugnen, daß sich immer noch skandalöse Vorgänge ereignen und daß manche Behörden, in denen dieser und jener alte Nazi oder dieser und jener aller politischen Überlegungen unfähige Formalist den Ausschlag gibt, es an Wachsamkeit und Energie fehlen lassen. Und doch gibt die Addition aller dieser Vorkommnisse keinem Unbefangenen das Recht, von einer akuten neonazistischen Gefahr zu sprechen.

Unbefangenheit freilich läßt sich von den an chronischem Emigrantenkoller Leidenden nicht erwarten. Ihre Krankheit zwingt sie, Antinazismus und Neonazismus zu perpetuieren. Fehlt es an Symptomen für die braune Umsturzgefahr, so müssen sie beschafft werden. Dies geschieht im Wege der Verallgemeinerung, Vergrößerung, Übertreibung, und man hat dabei seine optima fides, denn zum Krankheitsbilde des Emigrantenkollers gehört ein Verfolgungswahn, der dem Blick des von ihm Befallenen alle Verhältnisse, Proportionen und Dimensionen verzerrt. Sie schreien nach einer Politik des Ressentiments und verkennen, daß Ressentiment zwar im Privatleben vieler Menschen unentbehrlich scheint, als Grundlage politischen Verhaltens aber noch nie eine Fruchtbarkeit gehabt hat. Eine Äußerungsform des Ressentiments ist auch die Entlarvungssucht, die Suche nach dunklen Punkten in der Vergangenheit des Gegners. Gewiß, auch ich möchte einem aktiven Teilnehmer an den braunen Greueln nicht die Hand geben müssen, aber hat es einen Sinn, immer wieder in die Welt hinauszuschreien, daß ein kleiner und ängstlicher Gemüsehöcker einmal stellvertretender Ortsgruppenleiter von Bumsdorf gewesen ist?

Wie seinerzeit die nationalsozialistische Hysterie überall die dunklen Umtriebe der als allmächtig ausgerufenen Juden, Freimaurer und Jesuiten witterte, so wittern die überreizten Leute vom inneren Emigrantenkoller überall die alten Nationalsozialisten, von denen in Wirklichkeit die meisten sich mit allen ihren Energien ins Geschäftsleben gestürzt haben, um nur ja sich nicht ihren Anteil am Wirtschaftswunder entgehen zu lassen.

Ich weiß nicht, ob der innere Emigrantenkoller heilbar ist. Vorderhand deutet nichts auf Genesungsmöglichkeiten hin.

Zu den tragisch berührenden Momenten rechne ich es, daß Männer, die während der Hitlerzeit den unerschrockensten Widerstand geleistet haben, heute in

eine falsche Front geraten sind.<sup>220</sup> Sie finden sich Seite an Seite mit Elementen, die um kein Haar weniger totalitär sind als die Nazis, nur daß sie Rot statt Braun tragen. In dieser Gesellschaft verlieren die vom Emigrantenkoller Ergriffenen den Blick dafür, daß die aller Gesittung und Menschlichkeit drohende Gefahr heute nicht von den kraftlosen Relikten der nationalsozialistischen Aera ausgeht, sondern von den Kommunisten und von deren halbkommunistischen Anhang in der deutschen Intelligenz und in den Gewerkschaften. Manche von den alten Widerstandskämpfern sind zweideutig geworden. Um die Annäherung an die neuen Kampfgefährten vollziehen zu können, dazu haben sie einer Selbstvergewaltigung bedurft, die einen Bruch in ihrem Wesen bewirken mußte. Sie spüren ihn selbst, und um ihr Mißgefühl zu übertäuben, müssen sie sich immer heftiger und immer geräuschvoller radikalisieren. Vorwiegend sind es Leute aus der Bildungsschicht, oft von Hause aus konservative und christliche Männer. Ich begegne ihnen vielfach in meiner Berufssphäre. Es sind alte Freunde unter ihnen, um die es mir weh tut, aber in je hitzigeren Stadien ihre Erkrankung tritt, umso schwieriger muß der Umgang mit ihnen werden.

1321

Die Demokratie ist für mich keine Weltanschauung, sondern ein Zustand – man könnte auch sagen: eine Geschichtsperiode – und, wie in unserer Zeit die Dinge liegen, das kleinere von mehreren Übeln. Den Weg von ihr zur Tyrannis hat die Geschichte häufig beschritten, und es ist zu befürchten, daß sich diese Entwicklung wiederholen wird. Die Monarchie hat sich meistens als ein Bollwerk gegenüber totalitären Strömungen gezeigt. Ich müßte mich selbst und die

---

<sup>220</sup> Diese Anspielung bezieht sich auch auf Bergengruens Freund Reinhold Schneider, der im Dritten Reich zu den entschiedensten literarischen Gegnern des Nationalsozialismus gehört und nach 1945 zunächst als eine Symbollfigur des „anderen“, christlich-konservativen Deutschlands gegolten hatte; vgl. Peter *Meinhold*: Reinhold Schneider – ein Mann des Widerstandes. In: *Saeculum* 30 (1979), S. 264–279. Schneiders „christlicher Protest“ gegen eine Wiederbewaffnung der Bundesrepublik war 1950/51 von Ost-Berlin propagandistisch vereinnahmt worden, woraufhin ihm zahlreiche westdeutsche Zeitschriften und Zeitungen die Aufnahme seiner Beiträge verweigerten. Der „Fall Schneider“ beherrschte den publizistischen Diskurs Anfang 1951 mehrere Monate lang und fand seinen Abschluß erst mit der 1952 maßgeblich von Theodor Heuss betriebenen Aufnahme Schneiders in den Orden Pour le mérite für Wissenschaft und Kunst und der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1956. Vgl. im einzelnen Jutta *Gosner*: Der Fall Reinhold Schneider. In: Gerhard Hay (Hrsg.): Zur literarischen Situation 1945–1949. Kronberg 1977, S. 227–239; ferner Anselm *Doering-Manteuffel*: Katholizismus und Wiederbewaffnung. Die Haltung der deutschen Katholiken gegenüber der Wehrfrage 1948–1955. Mainz 1981, S. 165–170; Ekkehard *Blattmann* und Klaus *Mönig* (Hrsg.): Über den „Fall Reinhold Schneider“. München/Zürich 1990; Ekkehard *Blattmann*: Reinhold Schneider – Militarisierung oder Passion. Frankfurt am Main 1992; C. *Koepcke*: Reinhold Schneider (wie Anm. 158), S. 201–213.

Welt, in der ich atme, verleugnen, wollte ich in der Demokratie mehr sehen als einen derzeit freilich nicht zu entbehrenden Notbehelf.

1328

Jeder von uns ist zwar, was von vielen vergessen wird, ein Enkel der Vergangenheit, aber eben doch ein Sohn seiner eigenen Zeit, was gleichfalls von manchen vergessen wird, wenn auch nicht von ebenso vielen.

Der Gedanke, ich hätte in dem und dem Zeitalter geboren werden und leben mögen, ist eine romantische Gedankenspielerei und beruht auf einer Fiktion, denn was da 1830 geboren wurde und 1910 starb, das hätte eben nicht ich sein können, sondern das war ein Altersgenosse meiner Großväter. Das ist also nicht viel anders als die Träumereien, die manche Leute anstellen: wie wäre mein Leben verlaufen, wenn mein Vater, wonach es vielleicht eine Zeitlang aussehen konnte, statt meiner Mutter ein bestimmtes anderes junges Mädchen geheiratet hätte? Man vergißt, daß es alsdann „mich“ überhaupt nicht gegeben hätte, sondern einen ganz anderen Menschen, und vielleicht nicht einmal den.

Immerhin sind solche Gedankenspiele im allgemeinen harmlos, und wer da will, mag sich getrost mit ihnen amüsieren, solange er sich ihres Spielcharakters bewußt bleibt und ihnen nicht erlaubt, zu ernstlichen Lebensbestandteilen zu werden.

Unter solcher Einschränkung gebe ich gern zu, daß das Zeitalter der Freiheit, der Lebensselbstverständlichkeit, der Pferde, der Dienstboten, der gesellschaftlichen Ehrbegriffe und des untotalen, ja, nur zaghaft und durchaus partiell ins Einzelleben eingreifenden Staates, das mit dem Ersten Weltkrieg zu Ende ging, für mich einen Gegenstand der Liebe und Anhänglichkeit bildet. Aber nun weiß ich genau, daß zwar meine Jugend noch in diese Epoche fiel, daß aber der größere Teil meines Lebens in eine andere hineingehört.

Selbst wer seine Eltern und Vorfahren und sein Volk verflucht, bleibt dennoch ihr Abkömmling. Und so wird der Mensch auch von der Zeit, gegen die er manche Einwände haben mag, aber in die er hineingesetzt wurde und die er mitzuleben hat, geformt und hört niemals auf, ihr Genosse und zu einem guten Teil auch ihr Geschöpf zu sein.

So muß man denn sein Zeitalter en bloc nehmen, wie man es auch mit den Menschen machen muß, von denen man sich nicht einzelne wohltuende Eigenschaften herauspicken kann, denn diese sind untrennbar mit allen ihren anderen Eigenschaften verbunden. Auf die Zeitalter angewandt, heißt das: Ich kann nicht Leibeigene und Penicillin zugleich haben.

An der heutigen Zeit ist vieles, das mich bedenklich stimmt oder verdrießt. Das hat aber nichts zu sagen, denn ich weiß ja, daß die notwendigen Unvollkommenheiten der Welt sich in jedem Zeitalter ihr diesem entsprechendes Kostüm suchen müssen.

Wenn sich meine Gedanken manchmal mit allerlei Unzukömmlichkeiten beschäftigen, die unserem Zeitalter eigentümlich sind, so geschieht das nicht,

weil ich mich mit greisenhafter Grämlichkeit oder Wehleidigkeit beklagen möchte, sondern weil es mich treibt, unserem Zeitalter den Puls zu fühlen; dies aber, weil ich gern den Versuch unternehme, mir ein Bild von künftigen Entwicklungen und Zuständen zu machen; und hierzu ist die erste Voraussetzung ein Registrieren der Eigentümlichkeiten unserer Gegenwart, denn alle Zukunft wächst ja aus dem, was vor ihr gewesen ist.

Ich weiß, daß die Irrtumsquellen, die schon bei der Deutung der Vergangenheit ungeheuerliche Dimensionen haben, sich potenzieren, sobald man es sich herausnimmt, den Blick in die Zukunft zu richten. Und vielleicht steckt auch in diesen Versuchen notwendigerweise ein Element jener erwähnten Gedankenspielerlei. Und doch kann ich mich hiervon nicht lossagen. Denn wenn Goethe fordert – und mit ihm wohl wir alle – der Mensch müsse sich von dreitausend Jahren der Vergangenheit Rechenschaft zu geben wissen, so scheint mir die Forderung ebenso legitim, er habe sich Gedanken auch über das zu machen, was mitzuerleben ihm nicht mehr gestattet sein wird – selbst auf die Gefahr hin, daß die Zukunft von diesen Gedanken nicht mehr als ein sehr bescheidenes Bruchteilchen bestätigen wird.

1338

Das Tätigkeitswort „diffamieren“ wurde, wie sehr viele altmodische Fremdwörter, in meiner Heimat noch gebraucht, wenngleich nicht mehr sehr häufig. In Deutschland war es obsolet und fast unbekannt. Ich brauchte es als erster in meinem 1922 geschriebenen Roman „Das große Alkahest“, der in der Neufassung von 1938 den Titel „Der Starost“ erhielt,<sup>221</sup> und ahnte nicht, daß es in weniger als einem Jahrzehnt eine Modevokabel werden sollte.

Ich nehme an, Hitler werde das Verbum aus Österreich mitgebracht haben, wo es noch ebenso lebendig gewesen sein mag wie im Baltikum. Er bediente sich seiner, um sich, bald weinerlich, bald tobsüchtig, über die gehässigen Verleumdungen zu beklagen, mit denen in den Jahren vor der sogenannten Macht ergreifung seine so reine und edle Mission verunglimpft wurde.

Es ging mit dem Diffamieren ähnlich wie mit den von Hitler und den Seinen so gern in den Mund genommenen „Garanten“, statt deren man außerhalb Oesterreichs und der baltischen Provinzen allgemein „Bürgen“ sagte. Die meisten Reichsdeutschen haben das Wort „Garant“ zum ersten Male aus dem Munde ihres Führers vernommen, und zwar mit ziemlichem Befremden.

Von Hitler übernahm das Diffamieren sein Propagandist Goebbels, der es in Reden und Zeitungsartikeln bis zur Unerträglichkeit strapazierte. Es hat die nationalsozialistische Herrschaftsperiode überdauert, während die Garanten verschwunden sind. Für das Hauptwort „Diffamierung“ haben unsere Puristen neuerlich den „Rufmord“ erfunden, der sich nun allerdings kaum zur Ab-

---

<sup>221</sup> Vgl. Anm. 156 und Anm. 162.

wandlung in die Verbalform eignet. So ist das Diffamieren ein Lieblings-Tätigkeitswort der Heutigen geblieben; ein Wort, das ihre Lieblingstätigkeit bezeichnet.

1341

Reinhold Schneider hat etwa vom Kriegsende bis an seinen Tod, also dreizehn bis vierzehn Jahre hindurch, keinen Arzt mehr zu Rate gezogen. All mein Zureden und Bitten war umsonst; es war umsonst, daß ich davon sprach, welche Fortschritte die Heilkunde inzwischen gemacht und wie sehr die deutsche Medizin dadurch gewonnen, daß sie den verlorengegangenen Kontakt zur wissenschaftlichen Entwicklung der anderen Ländern wiedergefunden hatte; umsonst, daß ich ihm sagte, er brauche sich den Arzt ja nur anzuhören und niemand könne ihn zwingen, Ratschlägen, die ihm nicht einleuchteten, zu folgen; umsonst, daß ich hinwies auf einen ihm in Verehrung zugetanen Arzt, der auch mich behandelt hatte, einen Mann des zartesten Verständnisses für Sonderfälle, atypische körperliche Abläufe und die Verflechtung physischer Vorgänge mit psychischen. Liebevoll, aber unerbittlich und ohne Begründungen, lehnte er ab, als binde ihn ein geheimer und geheim bleiben sollender Schwur.

Reinhold Schneider fürchtete, ein Arzt könnte sein Leben verlängern. Er hat den Tod nicht gerufen, wohl aber inbrünstig ersehnt. Er war entschlossen, seinem Zugriff keinen Widerstand entgegenzusetzen.<sup>222</sup>

Um das Jahr 1943 sprach ich über ihn mit dem Arzt, der, als letzter, ihn behandelt hatte, einem Freiburger Universitätsprofessor. Dieser bezeichnete sein Leiden, eine Darmknickung, einerseits als nicht operabel, andererseits als qualvoll, aber nicht gefährlich. Ich vermute, die Untersuchung werde sich spezialistenhaft nur an ein einziges Organ gewandt haben, nämlich an den Darm, und ihre Ausdehnung auf den Gesamtorganismus am Widerstande des Patienten gescheitert sein. Ich zweifle nicht daran, daß eine sorgfältige klinische Untersuchung noch manchen anderen Befund ergeben hätte, etwa Störungen in den Drüsenfunktionen, denen vielleicht auch Reinhold Schneiders abnorme Länge von 2,10 Metern zuzuschreiben gewesen wäre. Möglicherweise hat er auch Krankheitserscheinungen an der Wirbelsäule gehabt. Seit langem ging er am Stock, zeitweilig auch an zwei Stöcken. Oft habe ich an die mir ja wohlbekannte Claudicatio intermittens gedacht. Er selbst sprach ungern und eigentlich nur in Andeutungen über seinen körperlichen Zustand. Er klagte nie.

Daß der Wunsch nach dem Tode als eine Grundmelodie seiner so vielfältig angefochtenen Existenz ihn beherrschte, leidet keinen Zweifel. Und doch ist der Sachverhalt verwickelter als er scheinen möchte, und die banalen Formeln: „er wollte sterben“ oder: „er war ein Pessimist“ werden ihm nicht gerecht.

<sup>222</sup> Vgl. Werner Bergengruen: Zum Tode Reinhold Schneiders (1958). In: Ders.: Mündlich gesprochen (wie Anm. 84), S. 51–54.

Denn parallel mit der Annäherung an den Tod ging ein gegenläufiger Prozeß. Kennte ich ihn nicht seit Jahren, so würde ich mich getrauen, ihn von den Seiten seines letzten Buches „Winter in Wien“<sup>223</sup> abzulesen. Es ist mir auffällig, daß die meisten Leser nur die Stimme des Todes aus ihm heraushören wollen – vielleicht um mit einer einmal akzeptierten Meinung nicht in Differenzen zu geraten.

Wie unüberhörbar äußert sich im „Winter in Wien“ neben der Schwermut, der Verzweiflung, dem Erlösungswunsch die Hinwendung zum Leben, zur Erde, jener Erde, die er, allen Absagen zum Trotz, und je härter er zu einem widerstandslosen Sterben entschlossen war, desto inniger immer wieder als seine Erde, als die Erde seiner Liebe erkannte!

An allem Lebendigen nimmt er Anteil. Sein Drang, sich der Totalität nicht nur dieser Stadt, nicht nur Österreichs, sondern der Welt schlechthin mächtig zu machen, läßt nichts aus. Mit welcher Inständigkeit überläßt er sich nicht nur dem Überwältigenden, sondern ebenso dem unscheinbarsten Detail! Er bemächtigt sich der Architekturen, der Landschaft im Spiel der Witterungen. Seine Sinnesorgane sind jedem Eindruck offen, und alles, was ihn ergreift, ihn berührt oder auch nur streift, geht in seine Schatzkammern ein. Er sieht und spricht viele Menschen. Immer wieder kehrt er in den Museen ein. Mit wahrer Unersättlichkeit wendet er sich dem Theater und seinen Beglückungen zu, und sogar von der Operette läßt er sich bezaubern – zum ersten Mal in seinem Leben. Das ist nicht der Mann, von dem man leichthin sagen dürfte, er halte sich nur noch im Vorsaal des Todes auf.

Wenn man will, kann man an die Paradoxie denken, die ja in Reinhold Schneiders Dasein sich allenthalben sichtbar macht. Doch darf man auch sagen: seine Liebe zur Erde wuchs, je entschiedener die Erde aufhörte, mit der Welt identisch zu sein, seit sie kleiner, jünger, vielleicht schutzbedürftiger geworden war und je glühender er seine Hoffnung darauf setzte, sie verlassen zu dürfen. Es war, als wolle er – der Demutsvolle, der nicht müde wurde, den Gedanken des Opfers als der einzigen in unserer Zeit noch möglichen Form des Sieges zu verherrlichen – das, was hinzuopfern er entschlossen war, noch kostbarer machen durch die Liebe, die er ihm entgegenbrachte. Er war nicht von jenen, die sich damit begnügen können, Geringes zum Opfer zu bringen – so mußte er das Opfer bekränzen und es durch seine Liebe erhöhen.

<sup>223</sup> Reinhold *Schneider*: *Winter in Wien*. Aus meinen Notizbüchern 1957/58. Mit der Grabrede von Werner Bergengruen, 6 Zeichnungen von Hans Fronius, einer Porträtaufnahme sowie einer Wiedergabe der Totenmaske des Dichters. Freiburg 1958; vgl. explizit: *Widerruf oder Vollendung*, Reinhold Schneiders „Winter in Wien“ in der Diskussion, Freiburg/Basel/Wien 1981; neuerdings auch Ekkehard *Blattmann*: *Reinhold Schneiders Ideenlaboratorium*. Notate aus dem „Freiburger Kreis“ um Karl Färber und Reinhold Schneider. In: F.-L. Kroll (Hrsg.): *Die totalitäre Erfahrung* (wie Anm. 32), S. 267–301.

Überaus mißfällig sind mir alle Versuche, einzelne Äußerungen Reinhold Schneiders aus ihren Zusammenhängen zu reißen und sie nach geschickt vorgenommenen Gruppierungsmanövern als Beweise dafür auszugeben, daß er außerhalb des Glaubens der Kirche gestorben sei. Ja, es fehlt nicht einmal an Querköpfen, die ihn – gerade ihn! – gegen die Kirche meinen ausspielen zu können. Die Kirche aber war, wie es ihr zukommt, weiser und feinführender als diese grobschlächtigen Gemüter. Sie hat sich auch nach seinem Tode zu ihm bekannt, ihn als ihren „Vorbeter“ gerühmt und ihm Ehren erwiesen, die, wie die Aufbahrung und Einsegnung im Freiburger Münster, sonst dem bischöflichen Range vorbehalten sind.

Er selbst in seiner radikalen Aufrichtigkeit, die keine Schonung für die eigene Person kannte, er selbst hat nie ein Hehl daraus gemacht, daß er so wenig wie die Apostel und viele der ihnen nachfolgenden Heiligen von Zweifeln freigeblieben ist. Ja, der Zweifel, ihm auferlegt und männlich von ihm „ausgetragen“ (dies war einer seiner Lieblingsausdrücke), hatte unstreitig seine Stelle unter den Anfechtungen, die der unablässige Andrang körperlicher Qualen, der Mitschmerz um alle Leiden unserer Zeit und die ihm eingeschaffene, oft bis an die dunkelste Verzweiflung sich steigernde Schwermut gegen ihn aussandten. Aber wo findet sich ein Anzeichen für den willentlich vollzogenen Akt einer Absage an die Kirche und ihren Glauben?

Mit voller Absicht habe ich meine Rede an seinem Grabe<sup>224</sup> mit einem seiner Gedichte geschlossen, in welchem die Verse stehen:

„Und über Zweifelsqualen  
reißt mich die Liebe fort“.

Mir scheint, es sei damit das letzte Wort gesprochen. Vor den nur Gott offenbaren Geheimnissen dieser wahrhaft großen Seele kann sich nichts anderes geziemen als das Schweigen der Ehrfurcht.

1362

Es hat lange gedauert, bis ich begriff, daß ein nationalistischer Konservatismus es nie weiter bringen kann als zu einer krähwinkeligen Karikatur im Stile der deutschnationalen Patentpatrioten Hugenbergscher Richtung.<sup>225</sup> Für einen entwickelteren Geruchssinn wird um den Nationalismus immer etwas von dem schweben, was Bismarck den „Ludergeruch der Revolution“<sup>226</sup> genannt hat.

<sup>224</sup> Werner *Bergengruen*: Grabrede auf Reinhold Schneider (1958). In: Ders.: Mündlich gesprochen (wie Anm. 84), S. 55–61.

<sup>225</sup> Alfred Hugenberg hatte die DNVP seit Übernahme des Parteivorsitzes 1928 konsequent zu einer jegliche Zusammenarbeit mit den demokratischen Kräften innerhalb des Weimarer Parteienspektrums verweigernden Haltung und zu einer nationalistisch-völkischen Verengung des Parteikurses geführt.

<sup>226</sup> Das Diktum vom „Ludergeruch der Revolution“ stammt nicht von Bismarck, sondern vom preußischen König Friedrich Wilhelm IV., der damit die ihm von der Frankfurter Paulskirche im April 1849 angebotene Kaiserkrone verwarf.

Als ich die Unvereinbarkeit des konservativen und des nationalistischen Wesens einmal erkannt hatte, da habe ich nicht gezögert, meine Wahl zu treffen.

1369

Ein paar Worte über Absicht und Sinn dieser Aufzeichnungen hätte ich vernünftigerweise an ihren Anfang stellen sollen. einen Anfang also, der nun viele Schreibseiten und fast zwei Jahrzehnte zurückliegt. Aber wer sieht bei solchen Unternehmungen schon zu Beginn den Fortgang voraus? Ich konnte nicht wissen, daß aus ein paar flüchtig hingeworfenen Notizen mit der Zeit ein Lebensbegleiter für mich werden sollte, eben ein Compendium Bergengruenianum. Es hat hier wohl auch das Gesetz mitgespielt, wonach in höherem Alter der Gedanke immer mehr jenen Raum ausfüllt, der früher von der Unmittelbarkeit der Empfindungen beherrscht wurde: man gerät eben von den lyrischen Jahren über die epischen in die nachdenklichen.

Jeder Mensch verfaßt so ein Compendium, nicht jeder freilich setzt es auf Papier. Ich habe nie im Sinne gehabt, eine pragmatische Autobiographie zu schreiben, vielmehr als die von mir pflichtschuldig geleistete Selbstdarstellung die Summe des von mir Gereimten und Erzählten angesehen. Dieser Summe habe ich als ein opus supererogationis die hier vorliegenden Aufzeichnungen hinzugegeben. Ich bin der Meinung, ein solches Compendium, zusammengesetzt aus Beobachtungen, Erinnerungen, Betrachtungen und Bekenntnissen entspreche, eben als Zeugnis gelebten Lebens, als Extrakt des Erfahrenen, Gefühlten, Gedachten und Gelittenen, meiner Natur besser als die chronologische Aneinanderreihung von Memorabilien.

Gewiß ist manches darunter, dem ein fremder Leser weder Geschmack abgewinnen noch Anteil schenken wird. Ein solcher möge nachsichtig bedenken, daß nicht jedes einzelne der zahllosen Mosaikstiftchen, aus denen dies Selbstbildnis sich zusammensetzt, um seine Aufmerksamkeit werben will.

Aber nun gehöre ich, ein Sohn des letzten Jahrzehnts des vergangenen Jahrhunderts, wohl in manchem Betracht zu den Letzten – den Letzten einer verfallenden Zeit, den Ci-devants, den bywschie Ijudi, den letzten Balten, den letzten Kaiserlichen oder Königlichen, den letzten Parteigängern der Freiheit, ja, in einem bestimmten Sinne vielleicht gar zu den letzten Dichtern, in jener Art, in welcher mein Rittmeister ein Letzter gewesen ist.<sup>227</sup> Betrachtet man das hier zu Papier Gebrachte unter einem solchen Gesichtswinkel, so mag ihm am Ende eine Bedeutung zukommen, auf die es per se nur schwerlich einen Anspruch erheben dürfte.

Und noch etwas anderes habe ich hier zu erklären. Vielleicht nämlich wird man sich darüber wundern, daß in diesen Aufzeichnungen ein ausgedehnter

<sup>227</sup> Werner *Bergengruen*: Der letzte Rittmeister. Erzählungen. Zürich 1952.

Raum kleinen Dingen, ja, Bagatellen gewidmet wird. Vornehmlich diese wollen als Mosaikstiftchen angesehen werden, und doch auch als etwas mehr.

Meine Liebe gehört dem Unscheinbaren, und ich bin des Glaubens, daß es ein gänzlich Unwichtiges nicht geben kann, denn jedes Geringe steht für ein Größeres. Zu meinen liebsten Habseligkeiten gehört ein Stück vom Palast des Septimius Severus, ein weißlich-grauer Marmorbrocken, nicht größer als eine Kinderhand, aber deutlich die Kannelierung eines Säulenschaftes und die Spuren des Mörtels tragend, in diesem Bruchstück meine ich nicht nur das ganze Rom, sondern das ganze Altertum zu besitzen. Das Tageslicht spiegelt sich in jedem Wassertropfen, jedem Glassplitterchen, und aus dem unbedeutendsten Detail kann etwas abgelesen werden. Das alte Wort „pars pro toto“ scheint mir eine wesentliche Einsicht zu verkünden, und die Stufenleiter vom Staubkorn bis zum Herrn der Welten ist für mich die wahre Jakobsleiter; die Engel steigen auf ihr empor und nieder.

1398

In der Politik wie bei jeder anderen menschlichen Betätigung ist es das Wichtigste, von zwei Gefahren die größere zu erkennen und sein Verhalten danach einzurichten. Dies wird erschwert durch den häufigen Wechsel der Gefahrenschwerpunkte, der vom Bedrohten Wachsamkeit und Elastizität verlangt. Aber gerade die aufzubringen, fällt dem Menschen schwer, der ja gern aus Gewohnheitlichkeit und aus Gedankenträgheit an akut gewordenen, nun aber überholten Gefahren festhält. Wir wissen alle, daß der Nationalsozialismus unsere größte Gefahr gewesen ist, und sehen mit Beunruhigung, daß viele Menschen, insbesondere innerhalb der sogenannten Bildungsschicht, ihre Gedanken nicht von dieser Gefahr lösen können und wie Hypnotisierte oder Monomanen auf den „Neonazismus“ starren. Die Anzeichen dessen, daß unter den heutigen Deutschen noch Residuen des Nationalsozialismus vorhanden sind, lassen sich nicht verkennen, und es wäre ein Wunder, wenn es dergleichen nicht gäbe. Menschlich betrachtet, sind manche Vorkommnisse empörend. Politisch gesehen, handelt es sich um ärgerliche Bagatellen, nicht um Gefahren. Und selbst wer hier Gefahren erblicken will, müßte erkennen können, daß es im Vergleich zu denen, die vom Kommunismus drohen, höchst bescheidene Gefahren sind. Der deutsche Intellektuelle jedoch, immer noch in den alten politischen Fortschrittsvorstellungen befangen, ohne Instinkt, weltfremd, kindlich und wehrlos gegenüber jeder Suggestion, billigt zwar den Bolschewismus nicht, hält ihn aber im Vergleich zum Neonazismus für harmlos; denn der Kommunismus gilt ihm für ein Phänomen der Linken, der Nationalsozialismus für eins der Rechten – von so einfachen, längst sinnlos gewordenen Denkschemata kann er sich nicht freimachen. Diese Intellektuellen, von denen heute innerhalb ihrer Schicht ein geistiger und zugleich gesellschaftlicher Terror ausgeübt wird, bezeichnen sich mit Stolz als Nonkonformisten, weil sie die Regierung und deren Wunsch, um jeden Preis dem Bolschewismus das Eindringen in ihr Gebiet zu

verwehren, in halb ausgesprochener, halb unbewußter Bundesgenossenschaft mit dem Kommunismus bekämpfen. In Wirklichkeit handelt es sich um den krassesten Konformismus, der sich denken läßt. Innerhalb der intellektualistischen Bildungsschicht steht unsereiner isoliert. Die Nonkonformisten sind wir.

1402

Vor dem ersten Kriege war Deutschland reich an seriösen, leidlich seriösen und weniger seriösen Zeitschriften und Zeitungen, und oft waren es Organe von alter und respektabler Tradition, wie das ja in stabilen Epochen zu sein pflegt; etwa die „Tante Voß“, die aus der Aufklärungszeit stammte<sup>228</sup> und mit ihrem vollen Titel „Königlich privilegierte Vossische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen“ hieß, oder die von Gustav Freytag begründeten „Grenzboten“<sup>229</sup> oder das politisch-satirisch-humoristische Wochenblatt „Kladderadatsch“,<sup>230</sup> ein Kind der Achtundvierziger Revolution, das nun doch schon ein wenig alt geworden war; aber es gehörte nun einmal dazu.

Dies „Nun einmal dazugehören“ erscheint mir als ein wichtiges Merkmal. Man brauchte viele dieser Blätter nicht zu lieben, aber sie gehörten nun einmal dazu, und alle zusammen drückten sie die Gesinnungen der Zeit aus, in der man zu Hause war. Die großen Verlagshäuser Scherl,<sup>231</sup> Mosse,<sup>232</sup> Ullstein<sup>233</sup> ragten hervor und waren einander ähnlicher als sie glaubten. Es wäre schwer gewesen, sich die Welt ohne all diese Blätter vorzustellen, von denen ich nur einige zufällig und wahllos herausgegriffene beim Namen nenne:

ohne das Berliner Tageblatt,<sup>234</sup> in dessen Feuilleton sich alle Radikalismen

<sup>228</sup> Die aus einem 1704 gegründeten Wochenblatt hervorgegangene, ab 1824 täglich erscheinende älteste Berliner Tageszeitung firmierte seit 1904 unter dem Namen „Vossische Zeitung“, wurde 1914 vom Verlag Ullstein übernommen und galt als Organ des gebildeten linksstehenden Bürgertums. Im März 1934 mußte das Blatt sein Erscheinen einstellen.

<sup>229</sup> Als „Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst“ 1841 in Brüssel zur Förderung der Beziehungen zwischen Belgien und Deutschland gegründet, 1842 nach Leipzig verlegt, galt das Blatt zunächst als führendes liberales Organ seiner Zeit, gewann seit 1873 ein zunehmend konservatives Gepräge und wurde zuletzt Sprachrohr Gustav Stresemanns. 1923 stellten „Die Grenzboten“ ihr Erscheinen ein.

<sup>230</sup> Das politisch-satirische illustrierte Berliner Wochenblatt, 1848 gegründet, galt zunächst als radikal, später als eher nationalliberal. Nach 1933 verlor es jede politische Bedeutung und wurde 1944 eingestellt.

<sup>231</sup> Vgl. Anm. 42 und Anm. 71.

<sup>232</sup> Vgl. in diesem Zusammenhang explizit Elisabeth Kraus: Rudolf Mosse. Vom Weltkrieg zum Pressezaren. In: F. G. Schulz (Hrsg.): Geschäft mit Wort und Meinung. Medienunternehmer seit dem 18. Jahrhundert. München 1999, S. 77–100.

<sup>233</sup> Der 1877 von Leopold Ullstein gegründete Verlag wurde 1933 enteignet und 1952 an die Familie Ullstein rückerstattet.

<sup>234</sup> Gegründet 1872 als liberales Organ von Rudolf Mosse, erschien die Zeitung seit 1878 zweimal täglich und wurde nach 1933 bis zu ihrer Einstellung 1939 als nationalsozialistisches Unternehmen weitergeführt.

austoben durften, während im Wirtschaftsteil die herzhafte kapitalistische Orientierung triumphierte;

ohne die altroyalistische Kreuzzeitung<sup>235</sup> mit ihren brauchbaren außenpolitischen Informationen;

ohne die „Weißen Blätter“ als das Sprachrohr des jungen Expressionismus (nicht zu verwechseln mit der späteren gleichnamigen Widerstandszeitschrift,<sup>236</sup> die der gegen Ende des Zweiten Weltkriegs hingerichtete Karl Ludwig von Guttenberg herausgab und an der Reinhold Schneider und ich mitarbeiteten);

ohne die Wochenschriften „Sturm“<sup>237</sup> und „Aktion“<sup>238</sup> die sich in Kunst und Politik dem Revoluzzertum verschrieben hatten und dafür sorgten, daß dem sogenannten Bürger, wenn anders er von ihnen überhaupt Notiz nahm, gelegentlich ein paar Schauer über den Rücken liefen;

ohne die leidenschaftlich überschätzte „Weltbühne“<sup>239</sup> die heute in der Ostzone auf die geistloseste und ödeste Art die Moskauer Heilsbotschaft linientreu verkündet;

ohne die governantenhafte Bildungsbeflissenheit der „Täglichen Rundschau“<sup>240</sup> mit ihrem kenntnislosen, schon erheiternden Katholikenhaß;

ohne „Jugend“<sup>241</sup> und ohne „Simplizissimus“<sup>242</sup>

ohne das amüsante „Bayrische Vaterland“<sup>243</sup> das nur fünf Pfennige kostete

<sup>235</sup> Vgl. Anm. 41.

<sup>236</sup> Zu diesem ab 1934 erscheinenden christlich-monarchistischem Publikationsorgan vgl. Maria Theodora *Freifrau von den Bottlenberg-Landsberg*: Die „Weißen Blätter“ des Karl-Ludwig Freiherrn von und zu Guttenberg. Zur Geschichte einer Zeitschrift monarchistisch-religiöser Opposition gegen den Nationalsozialismus 1934–1943. Berlin 1990.

<sup>237</sup> Die zwischen 1910 und 1932, zunächst wöchentlich, ab 1916 monatlich in Berlin erscheinende, von Herwarth Walden gegründete Zeitschrift „Der Sturm“ trat für die neuen Richtungen in Kunst und Literatur ein und galt als führendes Organ des deutschen Expressionismus.

<sup>238</sup> Die zwischen 1911 bis 1933 von Franz Pfemfert herausgegebene Zeitschrift war Sprachrohr expressionistischer Literatur und Kunst.

<sup>239</sup> 1905 als Theaterzeitschrift „Die Schaubühne“ in Berlin gegründet, wurde das Blatt 1918 in „Weltbühne“ umbenannt, hieß ab 1933 „Wiener Weltbühne“ und erschien ab 1934 als „Die neue Weltbühne“ in Prag, seit 1938 in Paris. Herausgeber war seit 1927 Carl von Ossietzky. Das entschieden linksorientierte Blatt war zuletzt Sprachrohr zahlreicher emigrierter Schriftsteller.

<sup>240</sup> Als bürgerlich-nationale Tageszeitung 1880 gegründet, wurde das Blatt 1922 an die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ verkauft, von 1924 bis 1928 als „Neue Tägliche Rundschau“ erneut herausgegeben und war 1932/33 in der Hand des konservativen „Tat-Kreises“. Im Oktober 1933 stellte die Zeitung ihr Erscheinen ein.

<sup>241</sup> Die von 1896 bis 1940 in München erscheinende humoristisch-satirische „Wochenschrift für Kunst, Literatur, Leben und Politik“ galt als Organ der literarischen Jugend der Jahrhundertwende und ihres neuen Kunststils, des „Jugendstils“.

<sup>242</sup> Die liberale, politisch-satirische Wochenschrift wurde 1896 von Albert Langen und Th. Th. Heine in München gegründet und erschien bis 1942.

<sup>243</sup> Die 1869 in München gegründete Tageszeitung „Das Bayerische Vaterland“ trug eine stark anti-preußische Tendenz.

und trotz des 1866 geschlossenen Friedens<sup>244</sup> den Kampf gegen Preußen bis in den Weltkrieg hinein fortsetzte; und viele andere.

Ich wundere mich, daß wir all dies Gewächs wenigstens in großen Zügen zu verfolgen wußten, aber wir hatten ja Zeit. Auch die heutigen Illustrierten waren bereits vorgebildet, wenn sie auch zu einem Teile immer noch mit der Zeichnung statt mit der Photographie arbeiteten; freilich wurde der schon damals recht lebhaft bedarf an informativer Oberflächenunterhaltung dieser Art von einer, mit heutigen Zuständen verglichen, winzigen Blätterzahl mit allerdings hoher Auflage gedeckt.

Mit dem ersten Kriege begann der Windbruch im Blätterwalde, und es zeigte sich, daß das Leben dennoch weiterging. Und das tat es sogar nach den härteren Orkanen der zwölf braunen Jahre.

In das Bild miterlebter Zeiten gehört für mich auch die „Deutsche Rundschau“<sup>245</sup> hinein, und ein wenig gehört sie auch noch in das Bild der heutigen.

Seit dreißig Jahren zähle ich mich zu ihren Mitarbeitern, und ich bin einer der wenigen Menschen, wo nicht gar der einzige – in Deutschland und vielleicht überhaupt auf der Erde –, welche die „Deutsche Rundschau“ komplett besitzen, von der ersten Nummer ihres Gründungsjahres 1874 bis zu der gegenwärtig letzten vom Juli 1959. Ich hoffe, diese Verbindung werde nie abreißen, und ich erwäge nur bisweilen, wer von uns beiden den anderen überleben wird.

Die Rundschau hat fast zwei Jahrzehnte vor mir voraus. Der Großvater meiner Frau und nach ihm mein Schwiegervater gehörten wie zahllose Familienväter der damaligen Bildungsschicht zu ihren Abonnenten. Aus ihrem Nachlaß kamen die alten Jahrgänge in meine Hand. Sie überlebten auch den Luftangriff, sie waren in ihrer Gesamtheit zu voluminös für die eigentliche Bibliothek und wurden daher in unserem als Gästezimmer dienenden Gartenhäuschen aufbewahrt: es überstand den Bombenkrieg.

Die Deutsche Rundschau ist eins der immer seltener werdenden Phänomene, in denen sich noch eine Kontinuität des Lebens zu verbürgen scheint, – der man in nachdenklicheren Augenblicken doch mißtrauen möchte.

Ihren höchsten Glanz hatte sie in ihrer ersten Lebenszeit. Dies beweist, daß ihr Begründer und langjähriger Herausgeber Julius Rodenberg den Finger am Puls der Zeit hatte und deren Wünsche und Bedürfnisse kannte. Es war die Zeit

---

<sup>244</sup> Mit dem Frieden von Prag 1866 zwischen Österreich und Preußen wurde der Deutsche Bund aufgelöst und Preußen als deutsche Hegemonialmacht bestätigt; Österreich war danach in Norddeutschland ausgeschaltet. Vorausgegangen war der deutsche „Bruderkrieg“ von 1866 zwischen Österreich und den diesem verbündeten süddeutschen Staaten gegen Preußen, den Preußen durch den Sieg bei Königgrätz für sich entschieden hatte.

<sup>245</sup> Die 1874 von Julius Rodenberg in Berlin gegründete Monatsschrift wurde seit 1919 von Rudolf Pechel geleitet.

nach dem siegreichen Kriege, nach der Einigung Deutschlands, die Zeit der beginnenden wirtschaftlichen Expansion und des Aufschwunges der Naturwissenschaften und ihrer Anwendungen, mit dem freilich die Dichtung nicht Schritt zu halten wußte. Doch waren die großen Namen der damaligen Literatur, Fontane, Storm, Keller, C.F. Meyer, Paul Heyse in der Rundschau als in der repräsentativen und typusbildenden Monatschrift des jungen Reiches regelmäßig vertreten; ebenso die erlauchten Namen der Wissenschaft. Alle Zonen des geistigen, politischen, wirtschaftlichen Lebens wurden beleuchtet. Die Rundschau war lange Zeit fast konkurrenzlos und in der Tat unwegdenkbar.

Die Zeit wandelte sich. Rodenberg konnte nicht erkennen, daß dem Neuen, das als bestürzend revolutionär empfunden wurde, die Zukunft gehörte. Er lebte des irrigen Glaubens, die Geschichte des Geistes könne konservativ weitergehen – er, der doch im Politischen ein Liberaler war, freilich mit allen von den damaligen Moral- und Vaterlandsbegriffen gebotenen Einschränkungen. Er hielt den Naturalismus, Ibsen und Hauptmann für Eintagsverirrungen.

Mit seinem sicheren Instinkt für das Zukunftsreiche gründete der Verleger S. Fischer<sup>246</sup> 1890 die „Neue Rundschau“<sup>247</sup> – schon der Titel war eine Kampfansage – und spielte sie mit Glück gegen die bereits alternde Deutsche Rundschau aus. Doch war diese einstweilen wohl zu schwächen, nicht aber zu schlagen. Sie überstand, den Nachdruck stärker als zuvor auf das Politische legend, auch den Ersten Weltkrieg und die ihm zunächst folgenden Wirren, wenn sie sich auch an Wirkung und Erfolg mit der jüngeren Rivalin längst nicht mehr vergleichen konnte.

In der Zeit der großen Wirtschaftskrise zu Beginn der dreißiger Jahre schrumpfte sie. Dann aber gab ihr der Nationalsozialismus zwar nicht die alte, wohl aber eine völlig neue Bedeutung und Kraft.

Unter Rudolf Pechel, der 1911 in die Redaktion eingetreten war und 1924 die Herausgeberschaft übernommen hatte, führte die Deutsche Rundschau als fast einziges Blatt den unerschrockensten und taktisch klügsten Kampf gegen die nationalsozialistische Tyrannis.<sup>248</sup> Was dieser Kampf für das deutsche Leben und für die Erhaltung der seelischen Substanz der Nation bedeutet hat, ist kaum abzuschätzen.

<sup>246</sup> Der Verlag (vgl. Anm. 115a) war Mittelpunkt und Hauptförderer deutscher Gegenwart Autoren seit dem Aufkommen des Naturalismus.

<sup>247</sup> Die zunächst als „Freie Bühne“ 1889 in Berlin gegründete Monatsschrift war das Organ der zeitgenössischen literarischen Moderne. Seit 1904 firmierte der Verleger S. Fischer als Herausgeber.

<sup>248</sup> Pechel, seit 1919 Herausgeber der „Deutschen Rundschau“, war ein enger Freund Werner Bergengruens. Vgl. Rudolf Pechel: *Zwischen den Zeilen. Der Kampf einer Zeitschrift für Freiheit und Recht 1932–1942*. Mit einer Einführung von Werner Bergengruen. Wiesentheid 1948, S. 5–22; Werner Bergengruen: *Rudolf Pechel*. In: Ders.: *Mündlich gesprochen* (wie Anm. 84), S. 189 ff. (Rede zum 70. Geburtstag im Süddeutschen Rundfunk, Stuttgart, 30. Oktober 1952).

Zugleich mit Pechels Verhaftung 1942 wurde die Deutsche Rundschau verboten. Nach ihrer Wiederkehr 1946 hatte sie zunächst die denkbar günstigsten Startbedingungen. Aber sie hatte nun einmal die Zeit ihrer Jugend, ja, ihrer eigentlichen Lebenskraft überschritten; biologischen Veränderungen sind ja Unternehmungen und Gruppierungen nicht weniger unterworfen als Individuen. Sie hatte nicht mehr Atem genug für den Wettlauf mit jüngeren Organen. Sie blieb zurück, und es sind wohl auch manche redaktionelle Fehler gemacht worden. Es wurde experimentiert und dem Emigrantenkoller zu viel Tummelterrain eingeräumt. Die Abonnentenzahl sank. Die Rundschau konnte sich aus Eigenem nicht mehr erhalten.

Auch jetzt fand sich, wenn sie dem Erliegen nahe schien, immer jemand, der sie aus alter Anhänglichkeit oder aus Respekt vor ihrem tapferen Kampf gegen Hitler im letzten Augenblick sanierte. Aber Injektionen, die einer neunzigjährigen Dame gemacht werden, können aufschieben, nicht heilen.

Daß sie zum zweiten Male eine große Zeit haben durfte, ist nur der Courage und Standhaftigkeit Rudolf Pechels zu verdanken. Und selbst wenn ihr jetzt kein sehr langes Leben mehr zugemessen sein sollte, den Ruhm der Kampf- und Widerstandszeit kann ihr niemand nehmen.

1412

Was vielen als das Charakteristikum unserer Zeit erscheint, manche gelegentlich zu Zögern und Zurückhaltung stimmt, andere indessen abstumpft und wieder andere mit triumphalen Sensationsempfindungen berauscht, das ist nicht die grundstürzende Radikalität der neuen Entdeckungen, Erfindungen, Entwicklungen, sondern die Geschwindigkeit, mit der alle diese Veränderungen sich vollzogen haben. Hier ist in der Tat, was in der Weltgeschichte so selten geschieht, – um nicht zu sagen: nie – der Beginn eines neuen Zeitalters datierbar geworden.

Nun reicht freilich die neue Welt noch tief in die Vergangenheit zurück, und es leben manche, deren Väter mit eigenen Augen Goethe gesehen haben. Ich bin noch nicht übermäßig alt, und doch komme auch ich aus Zeiten, die für die Jüngeren schon in unabsehbare Entfernungen abgesunken, ja, legendär geworden sind. Ich habe noch einen alten Herrn gekannt, einen emeritierten Pastor, der 1850 als holsteinischer Freiwilliger in der Schlacht bei Idstedt<sup>249</sup> mitgekämpft hatte. Und ich, ein Zeitgenosse, (wenn auch nicht Teilnehmer) der heutigen Gesellschaftsreisen nach Italien, ich sehe vor mir noch das große Ölbild, das mein Urgroßvater sich zur Erinnerung an seine Italienreise hatte malen las-

<sup>249</sup> Bei Idstedt errang die preußische Armee 1850 einen Sieg im deutsch-dänischen Krieg, der 1849 erneut wegen der Herzogtümer Schleswig und Holstein ausgebrochen war. Trotzdem mußte Preußen im Frieden von Berlin 1850 auf Druck von Frankreich und Rußland die Herzogtümer aufgeben. Im Londoner Protokoll von 1852 wurden die autonomen Herzogtümer in einer Personalunion mit Dänemark verbunden.

sen und an dem mein frühester Begriff von Italien sich bildete. Es zeigte ihn zu Pferde, mit Säbel und Pistolen bewaffnet, denn es war noch die Blütezeit des Brigantenwesens, hinter ihm den Reitknecht auf einem Schimmel, ringsum Zypressen, antike Trümmer, Aquädukte. Von dieser Reise erzählten mein Großonkel und meine Großtanten, also die Kinder des biedermeierlich Reisenden, noch so, als läge sie nur wenige Jahre zurück.

Meine Kindheit und Jugend standen noch unter dem Zeichen des Petroleums, der Stearinkerzen auf den Nachttischen, der gänzlich berufslosen Frauen, der Pferde und der Monarchen. Republiken konnten dem lieben Gott nicht wohlgefällig sein, wenn auch in einzelnen Fällen sein unerforschlicher Ratschluß sie vorderhand noch tolerierte. Darwin galt für einen böswillig Irrenden, und auf Befehl Virchows hielten die Naturforscher das Skelett des Neandertalers für das eines preußischen Landwehrmanns aus der napoleonischen Zeit.<sup>250</sup>

Damals waren, vielleicht nicht in Deutschland, aber bei uns zulande, noch Gespräche möglich wie das folgende. Ich saß, neunjährig, mit einem Buch auf einer Bank im Garten meiner geliebten Großtante Mathilde von Bidder. Ihr Gärtner fragte mich: „Was lesen Sie da, Jungherr?“ – Ich: „Etwas über Geschichte.“ – Er: „Was für Geschichte? Biblische Geschichte, Weltgeschichte oder Naturgeschichte?“ Im Grunde zerfiel noch der größte Teil der Wissenschaft in diese Kategorien.

1900 bin ich zum ersten Mal in einer elektrisch betriebenen Straßenbahn gefahren, 1901 sah ich meinen ersten Film, der zugleich auch für die meisten Erwachsenen meiner Vaterstadt der erste war. Wann ich das erste Auto gesehen habe, weiß ich nicht mehr, offenbar hat es mir keinen sehr starken Eindruck gemacht. 1908 fuhr ich zum ersten Male in einem Autotaxi, 1910 habe ich zum ersten Male telephoniert, und 1933 bin ich zum ersten Male geflogen; heute spricht man vom Flug auf andere Planeten.

Das neunzehnte Jahrhundert endete 1914, aber der damals anhebende Krieg erscheint heute gegenüber dem siebzig-einundsiebziger als ein jüngerer Verwandter von ausgesprochener Familienähnlichkeit bei allerdings impetuosorem Temperament und entwickelteren Kunstfertigkeiten.

Kurz, was unsere Tage von den Ausläufern der Biedermeierzeit trennt, das hat Platz innerhalb eines einzigen Menschenlebens.

Erwägt man dies, so ist, was einen betroffen macht, nicht mehr das Neue an sich und nicht mehr die Geschwindigkeit, mit der es Folgen über Folgen zei-

---

<sup>250</sup> Im sogenannten Neandertal, einer zwischen Düsseldorf und Elberfeld gelegenen Senke, wurden 1856 menschliche Knochen gefunden, die ins Pleistozän datiert wurden. Zunächst ordnete man diese als nicht zur Gattung Mensch gehörig ein, heute aber steht fest, daß die Neandertaler frühe Menschen waren. Man sieht die Neandertaler allerdings meistens als eigene Art und nicht mehr als fossile Unterart unserer eigenen Spezies. Der Streit darüber ist in der Forschung noch immer lebhaft.

tigt; sondern betroffen macht einen die ungeheuerere Fähigkeit des Menschen, das auf ihn Niedergehende zu fassen und es in seinen Besitz an Welt einzugliedern.

Natürlich sind Entwicklungen leichter hinzunehmen und sich anzueignen als Einzelgeschehnisse katastrophischen Charakters, obwohl die Grenze zwischen Entwicklungen und Einzelgeschehnissen nicht immer leicht zu ziehen ist, es sei denn bei Naturkatastrophen. Manchmal kommt es mir so vor, als seien die Zeitgenossen des Lissaboner Erdbebens,<sup>251</sup> der Eroberung Konstantinopels<sup>252</sup> und der Französischen Revolution von diesen Ereignissen stärker erschüttert worden als wir durch die von uns miterlebten Daseinsverwandlungen. Mit der Drastik solcher Ereignisse können sich in unserer Zeit nur die Bomben von Hiroshima<sup>253</sup> vergleichen. Und obwohl man fragen möchte, wie denn die Einzelnen, wie denn die Gruppen, Schichten, Nationen ohne Erschütterungen ihres Bewußtseins und ihrer Lebensempfindung das Neue einschließlich der Bomben von Hiroshima hinnehmen sollten, hat man sich über die Schnelligkeit zu wundern, mit der sich die Einordnung dieser Bomben und aller ihrer Weiterwirkungen ins Gesamtgefüge unseres Daseins vollzogen hat, und man schöpft hieraus einigen Trost für die Zukunft.

## Baden-Baden: 1960

1471

Illusionen schließen Hoffnungen aus. So ist wenig Hoffnung, daß dies Zeitalter der Illusionen zur Vernunft kommt.

Wenn Rom wirklich durch luxuria und avaritia zugrunde gegangen ist. – was haben wir zu erwarten? Ob eine schmale Schicht luxuriös lebt, das macht nicht viel aus. Bedenklich, wenn der Luxus das Merkmal der Masse wird. Das Wort „Luxus“ ist heute nicht mehr populär. Man hat es durch „Lebensstandard“ ersetzt, wie man die Berufsbezeichnung „Reinmachefrau“ durch „Raumpflegerin“ ersetzt hat, und oft sagt man einfach „soziale Gerechtigkeit“ dafür.

Man hat einem von Natur fleißigen, ja, überfleißigen Volk die Illusion injiziert, Wohlstand und Wohlbefinden müßten umso höher steigen, je weniger

<sup>251</sup> Am 1. November 1755 wurde die portugiesische Stadt Lissabon durch ein Erdbeben zu zwei Dritteln vernichtet.

<sup>252</sup> Die alte griechische Handelsstadt Byzanz, die 330 von Kaiser Konstantin unter der Bezeichnung Konstantinopel zur neuen Hauptstadt des Römischen Reiches erhoben worden und später Hauptstadt des Byzantinischen Reiches war, wurde 1453 von den Osmanen erobert und bald zu deren Hauptstadt. Erst 1923 verlegte die Türkei ihren Regierungssitz von der nun Istanbul genannten Stadt nach Ankara.

<sup>253</sup> Am 6. August 1945 warfen die Vereinigten Staaten auf die Stadt in Japan die erste Uranbombe ab, über 70000 Menschen wurden getötet.

gearbeitet werde, und mit einiger Mühe hat sich dies Volk in das neue Axiom hineingefunden.

Immer noch braucht man die Vokabel „Wirtschaftswunder“, und man braucht sie nicht nur ironisch. Der Aufschwung aus dem Elend des Krieges und seiner ersten Folgezeit mußte in seiner erlösenden Wirkung tatsächlich als ein Wunder empfunden werden. Was heute Wunder genannt wird, ist wirklich ein Wunder: nämlich daß ein Gebäude mit angemagtem Fundament immer noch aufrecht steht. Aber kann ein solches Wunder sich perpetuieren?

Heute stehen wir in der dritten Inflation unserer neuen Geschichte; noch nicht mitten in ihr, aber in ihren Anfängen, und vielleicht gelingt es noch, sie aufzuhalten.

Es gehört zum Charakteristischen der Inflationen, eben als geschichtlicher Erscheinungen, daß sie jedes Mal in einem anderen Kostüm und unter anderen Begleitumständen auftreten. Die an ihren Vorgängerinnen gemachten Erfahrungen lassen sich nicht nutzen, außer von einigen wenigen Schlauköpfen. Zu den Merkmalen jeder Inflation gehört es, daß bestimmte Güter nicht mehr um Geld zu kaufen sind. Heute gilt das von der Arbeitskraft und der Arbeitswilligkeit.

Das Gesetz der Arbeitsteilung, das, immer weiter um sich greifend, seit Jahrtausenden gegolten hat, ist durchlöchert. Der Mensch, der Bücher schreibt, hat auch seine Schuhe zu putzen; selbst dann, wenn er alt geworden und körperlich nicht mehr imstande ist, eine Bürste zu halten. Für die Alten, so heißt es, ist gesorgt. Gewiß, ihnen winkt eine Rente, die zur Not ausreicht, um Lebensmittel zu kaufen. Aber betrüge sie das Zehnfache, so würde sie doch nicht ausreichen, jemanden zu besolden, der diesen Alten die Lebensmittel in Speisen umwandelt. Dann sollen sie doch, so wird geantwortet, in den milden Herbstsonnenschein eines Altersheims gehen. Gut, aber wenn man sich auch zu einer solchen Internierung bereit fände, wo ist denn das Altersheim, in dem noch ein Bett oder gar ein Zimmer frei wäre? Selbst aus jedem Krankenhaus wird der Patient hinausgedrängt, kaum daß er die Fähigkeit, sich vom Bett bis an den Waschtisch zu schleppen, wiedererlangt hat; zehn andere warten ja bereits, daß sie sich in das freiwerdende Bett legen dürfen.

Daß es sich hier, und nicht zuletzt bei der Frage nach der Beschaffbarkeit häuslicher Hilfskräfte, um, wie man so sagt, brennende soziale Fragen handelt, wird geleugnet. Sozial ist, was sich auf den Arbeitnehmer bezieht. Der (nicht-industrielle) Arbeitgeber, der längst zum nur potentiellen Arbeitgeber geworden ist, da er ja niemanden findet, der die von ihm zu vergebende Arbeit nehmen will, bedarf keiner Fürsorge, denn er gehört nun einmal nicht zu den Leuten, die auf die Barrikaden gehen und damit die allgemeine Prosperität gefährden könnten.

Gewiß, es ist eine zahlenmäßig unbedeutende Schicht, die unter diesen Kalamitäten bis zur Verzweigung zu leiden hat, aber sie ist die Trägerin alles höheren Lebens und die wichtigste in den Augen jedes Menschen, der den Vorrang des Geistes vor den mechanischen Verrichtungen anzuerkennen bereit ist.

Häusliche Hilfskräfte wird es wieder geben, sobald die industrielle Prosperität ins Stocken gerät und nicht jedem mehr ein Arbeitsplatz offen steht, bei dem er alle Woche zwei Tage frei hat und dennoch für sie bezahlt wird – (übrigens würde bei einem Nachlassen der Prosperität ohnehin die Kurzarbeit an die Stelle der sogenannten Vollbeschäftigung treten müssen, und was man als Erregung gepriesen hat, würde sich als Fluch offenbaren).

Aber soll man deswegen einen Zusammenbruch der Konjunktur mit allen seinen Konsequenzen wünschen? Vielleicht sollte man in der Tat den Verzweiflungsmut zu einem solchen Wunsch haben.

Indessen darf man sich nicht täuschen: selbst ein Überangebot von Arbeitskräften, wie es durch eine rückläufige Konjunktur – vielleicht auch durch die Entwicklung der Automation – hervorgerufen werden könnte, kann das natürliche Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten nicht mehr herstellen. Es ist für immer zerstört worden.

Die Revolution in Ehren und Legalität setzt sich fort. Dabei wird der Gedanke der Legalität durchaus ernst genommen – im Gegensatz zu jener nach außen hin streng gewahrten und zugleich intra muros zynisch verlachten Formallegalität, mittels deren der Nationalsozialismus zur Macht kam. Das Proletariat wäre wahnsinnig, wollte es das Risiko des Barrikadenkampfes auf sich nehmen, während ihm alle mit keinem Risiko belasteten indirekten Mittel – die „legalen“ – zur Verfügung stehen. Wie könnte man von ihm die Einsicht verlangen, daß es auch in dem an der inneren Front geführten kalten Kriege weder Sieger noch Besiegte geben kann, sondern nur eine Gemeinsamkeit des Elends!

Was denken sich bei all diesem die Parteigänger der heutigen Staatskunst? Die meisten, wie üblich, gar nichts, aber auf die kommt es nicht an. Von den übrigen befindet sich der eine Teil im Banne von Ideologien, der andere im Banne von Besorgnissen; um nicht zu sagen, von Angst.

Diese Besorgnisse, diese Ängste haben Ursachen von unanzweifelbarem Gewicht.

Man fürchtet den mächtigen kommunistischen Block, der zum mindesten ein Machtgebilde umschließt, für das der Atomkrieg keine Schrecken hat, nämlich China. Man fürchtet die kommunistische Suggestion innerhalb der westlichen Staaten und in den unterentwickelten Ländern.

Alle diese Befürchtungen sind begründet. Es steht ihnen kein natürliches Selbstvertrauen gegenüber. Nicht einmal England hat noch das Selbstvertrauen von einst; das will viel besagen.

Ein barbarisches Steuersystem wird die Mittel heranschaffen, mit denen man sich von der Furcht vor der kommunistischen Suggestion im eigenen Lande und vor dem potentiellen Kommunismus der ehemaligen Kolonialvölker loszukaufen gedenkt. Und es zeigt sich sogar, daß die Wirtschaft dieses Steuersystem ohne Schädigungen zu ertragen vermag.

Aber kann dies Steuersystem seine Aufgaben erfüllen, wenn die Prosperität vorbei ist? Und darf man hoffen, die Diktatur des Proletariats werde bei uns

spießbürgerlicher ausfallen als in Rußland? Der Anschauungsunterricht, den die Ostzone erteilt, will diese Hoffnungen nicht sehr ermutigen.

Die Rolle der Cassandra ist keine angenehme. Aber wer sich deshalb kassandrische Stimmungen verbietet, hat Dienste beim Illusionismus genommen.

## Baden-Baden: 1961

1489

Mit Verwunderung denke ich an die verblendete Selbstberauschung der sogenannten Hoheitsträger im Dritten Reich, mochten sie nun Einzelpersonen oder Instanzen sein, ja, an ihre kindliche Arglosigkeit – ich finde kein treffenderes Wort. Namentlich in den Anfängen ihrer Herrschaft konnten sie sich schwer vorstellen, daß jemand, der weder Marxist noch Jude war, so einsichtslos sein sollte, das neue Heil nicht zu erkennen und freudig willkommen zu heißen. So haben sie mich anfangs einigermaßen in Frieden gelassen und sich auf ein paar mir noch heute unbegreiflicher Bücherverbote oder Konfiskationen beschränkt („Des Knaben Plunderhorn“,<sup>254</sup> „Das große Alkahest“<sup>255</sup>). Sie trugen es mir nicht einmal nach, daß ich vor der Reichspräsidentenwahl von 1932, als es um die Alternative „Hindenburg oder Hitler?“ ging, zu den Unterzeichnern eines aus konservativen Kreisen stammenden Aufrufs gehört hatte, der die Wähler beschwor, nicht Hitler, sondern Hindenburg ihre Stimme zu geben. Und wie oft haben diese Berauschten naiv zu mir gesagt: „Aber Sie müssen doch begreifen, daß Sie zu uns gehören!“

Später wurde das anders. Die Arglosigkeitsperiode ging vorbei wie eine Kinderkrankheit. Vielleicht könnte man das Erlöschen ihrer letzten Nachwehen mit dem Morddatum des 30. Juni 1934<sup>256</sup> bezeichnen. Und je mehr sich die Formen des reinen Terrorstaates ausbildeten, umso weniger lag den Spitzenfiguren daran, Menschen zu überzeugen; sie begnügten sich zynisch mit dem erzwungenen Gehorsam.

<sup>254</sup> Werner *Bergengruen*: Des Knaben Plunderhorn. Berlin 1934.

<sup>255</sup> Werner *Bergengruen*: Das große Alkahest. Roman. Berlin-Charlottenburg 1926. Eine Neufassung des Romans erschien 1938 unter dem Titel „Der Starost“.

<sup>256</sup> Am 30. Juni 1934 wurde unter einem Vorwand auf Geheiß Hitlers die gesamte oberste SA-Führung, unter ihnen der Führer der SA, Ernst Röhm, verhaftet und ermordet; auch weitere unliebsame Gegner wie der General Kurt von Schleicher wurden umgebracht. Im Nachhinein wurden die Morde als „Staatsnotwehr“ und mit verleumderischen Behauptungen gerechtfertigt.

## Baden-Baden: 1962

1500

Die Rückbildung des geschichtlichen Sinnes bringt es mit sich, daß heute irri- gerweise so manches dem neunzehnten Jahrhundert zur Last gelegt wird. In der Tat aber handelt es sich dabei nicht um Charakteristika jenes Jahrhunderts, son- dern um Dinge, die allen den alten Jahrhunderten gemeinsam waren. Diese al- ten Jahrhunderte verschwinden für den Blick der Heutigen in einem Nebel, dessen Durchdringung ihnen weder möglich noch auch interessant scheint. Das neunzehnte Jahrhundert als das letztvergangene ragt aus dieser Düsternis zur Not noch ein wenig heraus, es ist sichtbar, und so wird es beschuldigt. Wie deutlich empfindet hier der Bescheidwissende, daß das neunzehnte nicht nur ein Jahrhundert für sich gewesen ist, sondern das Abschlußjahrhundert einer großen Zeitperiode, die von den jetzigen Tagen durch unüberbrückbare, unaus- füllbare Klüfte getrennt ist!

## Baden-Baden: 1963

1510

Wirkliche (und das heißt: schicksalsvolle und zugleich punktuell faßbare) Wendepunkte sind im Leben der Völker selten. Vielleicht könnte man den Brand Moskaus 1812,<sup>257</sup> Luthers Thesenanschlag,<sup>258</sup> den Tod Alexanders des Großen,<sup>259</sup> den Tod der Kaiserin Elisabeth von Rußland,<sup>260</sup> der den preußi- schen Staat rettete, und den Bombenabwurf über Hiroshima unter die Wende- punkte rechnen. Zum Begriff des Wendepunktes gehört offenbar eine gewisse Drastik des Geschehens, ein Moment des Überraschenden und, wenigstens für die Mehrzahl der Menschen, nicht Voraussehbaren. Sehr oft hat übrigens erst

<sup>257</sup> Als Moskau 1812 von Napoleon eingenommen worden war, wurde es durch einen Brand nahezu völlig zerstört.

<sup>258</sup> Der Reformator Martin Luther begründete mit seinem Anschlag der 95 Thesen über den Ablass an der Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober 1517 und dem im Zuge des- sen einsetzenden Ablassstreit sowie der Frage nach der Unfehlbarkeit des Papsttums den Protestantismus.

<sup>259</sup> Der makedonische König und Feldherr Alexander der Große trat 336 v. Chr. die Regie- rung an. Der Weltherrschaftsgedanke des erfolgreichen Eroberers fand durch seinen un- erwarteten Tod am 13. Juni 323 v. Chr. ein jähes Ende.

<sup>260</sup> Die Tochter Peters des Großen und Katharinas I., unterstützte im Österreichischen Erb- folgekrieg Maria Theresia und stand auch im Krieg um Schlessien (Siebenjähriger Krieg, 1756–1763) in der Koalition gegen Preußen. Nach ihrem unerwarteten Tod verließ Ruß- land die Koalition, beendete kurz darauf seine Kriegsteilnahme und ermöglichte Fried- rich dem Großen damit, Preußen als europäische Großmacht im Mächtesystem zu eta- blieren; vgl. Dokumentenanhang, Nr. V.

eine spätere Geschichtsbetrachtung markanten Ereignissen, zu recht oder zu unrecht, den Wendepunktcharakter zugesprochen; andere sind sofort von den Zeitgenossen als Wendepunkte erkannt worden. Für die Indianer bedeutete das Erscheinen der ersten Weißen mit ihren Pferden und Feuerwaffen einen Wendepunkt von klassischer Prägnanz. Unanzweifelbare Wendepunkte, die aber nur wenig ins allgemeine Bewußtsein eingingen, waren die Niederlage der Schweizer bei Marignano 1515,<sup>261</sup> mit der die aktive Außenpolitik der Eidgenossenschaft für immer ein Ende fand, und das sogenannte „Wunder an der Weichsel“, das heißt: der unter Führung des französischen Generals Weygand 1920 erfochtene Sieg vor Warschau,<sup>262</sup> ohne den Polen und vermutlich auch Deutschland in die Gewalt des russischen Bolschewismus geraten wären.

Je mehr unsere Zeit das Schwergewicht von der geschichtlichen Persönlichkeit und ihren Entschlüssen auf die Tätigkeit von Ausschüssen und Arbeitsteams verlagert, umso entschiedener werden historische Knalleffekte durch Entwicklungen ersetzt. Man kann nicht sagen, die Welt befinde sich heute an einem Wendepunkt, denn der Punkt hat ja keine Ausdehnung. Eher sollte man von einer langwierig zu durchwandernden Zone der Wendungen und Entscheidungen sprechen, innerhalb deren für eine Reihe von Generationen sich immer eine Alternativsituation in verstärktem Tempo aus der anderen entwickelt. In diesem Sinne scheint die Kettenreaktion zu einem großen Symbol unserer Geschichtsepoche geworden zu sein.

---

<sup>261</sup> Im Kampf um Italien besiegte der französische König Franz I. am 14. September 1515 in der oberitalienischen Stadt Marignano (heute Melegnano) die in mailändischen Diensten stehenden schweizerischen Eidgenossen. Das war das Ende einer selbständigen eidgenössischen Machtpolitik und der Beginn der außenpolitischen Neutralität der Schweiz.

<sup>262</sup> Weygand wurde im russisch-polnischen Krieg 1920 als Berater des polnischen Staatsoberbefehlshabers Pilsudski von Frankreich zur Hilfe nach Polen entsandt; unter seiner maßgeblichen Beteiligung gelang es der polnischen Armee, einen Gegenstoß der Roten Armee nach Kiew vor Warschau aufzuhalten („Wunder an der Weichsel“).

# Dokumente



## Dokumentenverzeichnis

- I. Politische Beurteilung Werner Bergengruens vom 13. Juli 1940 mit angefügtem ausführlichen Gesamturteil vom 14. Juni 1940 (Faksimiles)
- II. Briefwechsel zwischen Werner Bergengruen und Herbert Hupka vom 28. September bis 9. November 1948 (Faksimiles)
- III. Aufzeichnung Werner Bergengruens über Jochen Klepper und seine Tagebücher (Januar/Februar 1957)
- IV. Bitte an Werner Bergengruen zur Stellungnahme im Entnazifizierungsverfahren von Erwin Guido Kolbenheyer vom 19. August 1948 und Stellungnahme Werner Bergengruens vom 31. August 1948 (Faksimiles)
- V. Aufzeichnung Werner Bergengruens zur geschichtlichen Problematik des preußisch-russischen Verhältnisses



# Dokument I

An das  
Reichsministerium für Volksauf-  
klärung und Propaganda

B e r l i n W 8  
Wilhelmplatz 8/9

13.7.1940

„Streng vertraulich“

Gaupersonalamt/Hpt.St.Pol.Beurteilung  
Ko/Fe. - BB 1636

Betreff: Schriftsteller, Werner Bergengruen, geb. 16.9.92  
wöhh. Solln/München, Hirschenstr. 36  
I.Schr.v.2.6.40 Z.: § 8100/30.12.38/6 1/13 Hpt.Ref. 2

Der Genannte ist nicht Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Gliederungen, wie er auch keinerlei Betätigung ausübt. Aufgrund seines Gesamtverhaltens kann von ihm höchstensfalls legales Verhalten erwartet werden.

Heil Hitler!  
Der Gaupersonalamtsleiter:  
i.V.



## Ausführliches Gesamturteil:

Bergengruen dürfte politisch nicht zuverlässig sein. Wenn er auch wenn dazu Anlass besteht an seinem Fenster die Hakenkreuzfahne zeigt, oder bei Sammlungen immer und gerne gibt, so gibt seine sonstige Haltung trotzdem Anlass ihn als politisch unzuverlässig anzusehen.

Weder er noch seine Frau und Kinder sind Mitglied einer Gliederung. Der deutsche Gruss "Heil Hitler" wird weder von ihm noch von seiner Familie angewendet, auch wenn er ab u. zu die Hand ein wenig erhebt. Eine NS-Presse bezieht er soweit bekannt ebenfalls nicht.

Diese seine Einstellung dürfte wahrscheinlich darin zu suchen sein, weil er, oder seine Frau vermutlich jüdisch versippt ist. Anlass zu dieser Vermutung gibt folgendes:

- 1) Bergengruen verkehrt sehr viel in einem Hause dessen Besitzers-Ehefrau Volljüdin ist.
- 2) Im Jahre 1938 liess er seine Tochter in München eine Schule besuchen, dessen Schüler meist Juden-Mischlinge waren.
- 3) Konnte in Erfahrung gebracht werden, dass aus einem vorhandenen Abstammungsnachweis seines Sohnes hervorgehen soll, dass ein Gross-Elternteil jüdischer Abstammung sei, vermutlich von Seite der Mutter dieses Kindes.

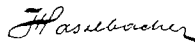
Demnach wäre die Ehefrau des Bergengruen Halbjüdin. Da der Ortsgruppe keine aml. Unterlagen hierfür zugänglich sind, wäre es zweckmässig durch die Polizei Erkundigung hierüber einzuziehen zu lassen. Bemerkt sei noch, dass Bergengruen auch konfessionell stark gebunden ist.

Kohn-Solln, den 14. Juni 1940

F. d. R.  


Ortsgr. Organisationsleiter





Der Hoheitsträger  
komm. Ortsgruppenleiter

Sollte der Beurteilungsbogen nicht ausreichen, so bitte ich, ein weiteres Blatt beizulegen!

## Dokument II

# RADIO MÜNCHEN

MÜNCHEN 2 · RUNDFUNKPLATZ 1

Fernsprecher Nr. 36092/10 · Postcheck-Konto: München Nr. 8401 · Bank-Konto: Bayerische Staatsbank München Nr. 79681

Herrn  
Werner Bergengruen

Zürich-Oberlikon  
Allenmoosstr. 106

Ihr Zeichen:  
BETRIEFF:

Ihre Nachricht vom:

Ihr Zeichen: Dr. Hu./w tag: 23.9.1948  
In der Antwort bitte angeben

Sehr geehrter Herr Bergengruen!

Zu dem an Sie verliehenen Wilhelm-Raabe-Preis der Stadt Braunschweig meinen aufrichtigen und herzlichen Glückwunsch. Leider fällt in die Verleihung des Wilhelm-Raabe-Preises ein schwerer Wermutstropfen, da der Preis für 1948 ausgerechnet an Ina Seidel vergeben wurde. Dass Hr. Seidel Hitler andichtete und auch noch im Jahre 1942 eine Huldigungsadresse an ihn richtete, dürfte Ihnen bekannt sein. Ich habe daher über das Mikrofon heftig gegen die Verleihung des Raabe-Preises für das Jahr 1948 protestiert und leider ausgerechnet von der "Süddeutschen Zeitung" kein sehr schönes Echo erhalten. Bei uns ist es im Augenblick so, dass nicht mehr hitlerhörige Schriftsteller angegriffen werden, sondern die, die sie aus innerer Überzeugung auch heute noch nicht hochzuschätzen sich vorgenommen haben. Meine Kommentar zum Fall Ina Seidel möchte ich diesen Zeilen beilegen.

Es wäre nun denkbar, dass Sie selbst in einem offenen Brief an den Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig zu dieser Frage Stellung nehmen oder sich sonst irgendwie offiziell äussern. In ähnlichem Sinn habe ich bereits an Fritz von Unruh geschrieben, der bekanntlich den Raabe-Preis für das Jahr 1946 erhielt.

Ihre mir durch Herrn Bösch von der Lessing-Gesellschaft mitgeteilten Grüsse möchte ich auf das herzlichste erwidern und bin

in Ergebenheit  
Ihr



Wir bitten, Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern an Radio München zu richten.

Dr. Franz Heißler  
 Radio München

2.10.48.

Sehr geehrter Herr Hupka,

haben Sie besten Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche zum Raabe-Preis und für den Text der Sendung, in der Sie zu Ina Seidel und zu Rehberg Stellung nehmen. Bei Ihrer Erwähnung von Ina Seidels Führergedicht erinnerte ich mich mit Vergnügen daran, daß damals eine Aufforderung zum Mitmachen an jener Geburtstags-Anthologie auch an mich erging. Ich tat sie in den Papierkorb, und niemand hat mir deswegen den Kopf abgeschlagen. (Dies nur nebenbei zum Thema der angeblich erzwungenen Huldigungen. Natürlich ist unbestreitbar, daß man im Dritten Reich sehr oft unter konkreten Druck gesetzt wurde; aber Zahllose, die sich heute darauf berufen, sie hätten unter Zwang und Druck gehandelt, standen in Wirklichkeit nur unter einem einzigen Zwang: unter dem Zwang ihrer schlotternden Angst vor einem Druck, der auf sie ausgeübt werden k ö n n t e !)

In der Frage Rehberg bin ich völlig unzuständig, ich habe nie ein Stück von ihm gesehen oder gelesen. Aber natürlich beschäftigt auch mich die grundsätzliche Seite der von Ihnen behandelten Frage.

Alles hierher Gehörige hängt wohl aufs engste mit der Denazifizierungspraxis zusammen, diesem unseligen Knäuel von Halbheiten, lokalen Zufälligkeiten, Willkür, persönlichen Animositäten und persönlichen Sympathieen. Gäbe es hier eine klare Linie, so wäre es leichter, jetzt gegen offensichtliche Mißgriffe aufzutreten. Aber jeder Fehler nach der Seite einer unangebrachten Milde wie nach der einer unbilligen Schärfe hin kann sich auf ungezählte Präzedenzfälle berufen. Hier ist nichts mehr gutzumachen, kaum noch etwas zu verhüten, und die Verwirrung ist vollkommen. Die bescheidenen Reste an Vertrauen zur Rechtsprechung, die sich allenfalls noch über die Nazi-Zeit hinweg haben erhalten können, mögen in sehr vielen Menschen zerstört worden sein.

Was soll man dazu sagen, daß Kolbenhoyer auf Grund der Anklageschrift in Gruppe II eingestuft, daß aber Steguweit als entlastet anerkannt worden ist? Vielleicht bringt im Falle Kolbenhoyer die mündliche Verhandlung noch eine Korrektur; mit dem Gutachten, das ich auf Wunsch der Spruchkammer gemacht habe, suchte ich in dieser Richtung zu wirken. Kolbenhoyer ist nicht mein Freund, und lesen kann ich ihn schon garnicht. Aber daß man ihn als großen Schuldigen bestraft, während man Dwinger als Mitläufer klassifiziert, das geht nicht zusammen.

Wir sehen jetzt überall die alten Figuren aus der Aera Hitler wieder auftauchen. Das hat etwas Erbitterndes, aber man darf sich hier nicht erbittern lassen. Der ganze Nazismus bestand im Grunde aus einem Diktat von Ausnahmegesetzen; es kommt mir unmöglich vor, daß jetzt mit ähnlichen Methoden gearbeitet werden dürfte. Das wäre nicht nur unnobel und unchristlich, sondern auch politisch unklug. Nach allen Dummheiten, die in der Denazifizierung gemacht worden sind, sollte man jetzt im Schaffen von Märtyrern besonders vorsichtig sein.

Die überwiegende Menge der Nazi-Autoren ist so talentlos, daß sie nicht viel Schaden anrichten kann. Schaden konnten sie nur, so lange die ganze Macht eines brutalen Staates hinter ihnen stand.

- 2 -

Mir wäre es am liebsten , wenn alle Schreibverbote , alle diskriminierenden Einstufungen aufgehoben würden. Ich zweifelte nicht daran, daß das eines Tages geschehen wird. Ich wünschte nur , man wartete nicht zu lange. Gewiß hätte es einige Nachteile und Gefahren. Aber es wäre dem gegenwärtigen Zustande weit vorzuziehen.

Was mir am verdrießlichsten ist , das ist das nichtswürdige kleine Geschmeiß der Konjunkturisten , die bald rot , bald braun , bald schwarz daherkommen und doch immer wieder den Anspruch auf Anerkennung ihrer Blütenweiße nicht nur erheben , sondern auch durchzusetzen wissen. Ich sehe sie auch jetzt wieder allenthalben emsig an der Oberfläche krabbeln.

Aber gegen sie kann man nicht unter Zuhilfenahme von Paragraphen und Instanzen ankämpfen. Das einzige , was hier geschehen kann , das hat die Publizistik zu besorgen; es ist das unablässige Schärfen der Maßstäbe.

Laßt sie schreiben ! Sie kompromittieren sich glücklicherweise mit jedem Satz. Dies deutlich zu machen , darin liegt wohl eine spezielle Aufgabe der Kritik , und mir scheint , sie ist nicht einmal sehr schwer. Aber nicht daran soll die Kritik sich halten , daß Herr X.Y. einmal ein Gedicht auf Adolf Hitler gemacht hat , sondern daran , daß er seine angebliche Muttersprache ebenso unzureichend beherrscht , wie sein Führer es tat ; daran , daß er nicht schreiben kann ; daran , daß er impotent ist , an Gedanken ebenso arm wie an Anschauung und Empfindung.

Ich komme jetzt zu Ina Seidel. Daß sie sich weitgehend zum Dritten Reich und seinem Führer bekannt hat , darüber gibt es wohl keinen Zweifel. Aber , wie ich höre , soll sie sich in einem wichtigen Punkt von vielen ihrer ehemaligen Gesinnungsgenossen sehr zu ihrem Vorteil unterscheiden. Während nämlich die meisten von diesen jetzt bemüht sind , nachzuweisen , daß sie selbstverständlich nie etwas mit dem Nationalsozialismus zu tun hatten , soll Ina Seidel , wie es heißt , freimütig zugeben. Daß sie der allgemeinen Suggestion erlegen war und sich , wie man volkstümlich sagt , hatte dumm machen lassen , - (was ja , zahlreiche Beispiele zeigen es , auch wohl geschehen Menschen passieren konnte).

Dies Verhalten nimmt mich für sie ein; ich hoffe , es ist mir zutreffend geschildert worden.

Ich weiß nicht , wie es bei ihrer Denazifizierung zugegangen ist. Aber ich darf vielleicht annehmen , es möchten auch dabei solche Erwägungen eine Rolle gespielt haben und das Nämliche könnte von dem Beschluß gelten , mit dem die Bayerische Akademie der Künste sie zu ihrem Mitglied gewählt hat.

Ina Seidel hätte also ihren Irrtum abgeschworen , und ich bin überzeugt , daß sie das nicht aus Berechnung getan hat , sondern aus Einsicht ; vielleicht aus schwer gewonnener Einsicht. Und wer von uns weiß , was sich im Inneren eines Menschen abgespielt hat , der zu der Erkenntnis kommen mußte , daß er sich einem der furchtbarsten und folgenschwersten Irrtümer verschrieben hatte ?

- 3 -

In solchen Fällen scheint mir die einzig sinnvolle Art der Fragestellung die zu sein : ist von dem betreffenden Autor in Zukunft eine unmitteibar schädliche Wirkung zu befürchten ? Ich glaube , bei Ina Seidel wird man diese Frage ohne weiteres verneinen müssen.

Ich kann nicht sagen , daß ich die Verleihung des Raabe-Preises an Ina Seidel für unglücklich halte. Streiten ließe sich allenfalls darüber , ob der Zeitpunkt glücklich gewählt war. Möglicherweise wäre es der allgemeinen Entspannung und Befriedung auf diesem Gebiet zugute gekommen , wenn man noch ein wenig gewartet hätte.

Angesichts ihrer damaligen Gesinnung habe ich mich von Ina Seidel während des Dritten Reiches ferngehalten. Ihre jetzige Haltung erfüllt mich mit Respekt. An einer Campagne gegen sie und gegen das Braunschweiger Predirichterkollegium teilzunehmen , dazu kann ich mich nicht entschließen.

Das wäre es , was ich zu dieser Angelegenheit zu sagen hätte. Für den Fall , daß Sie von diesem Briefe irgendeinen Ihnen angezeigt scheinenden Gebrauch zu machen wünschen , stelle ich Ihnen das gern frei.

An unsere Begegnungen in München und Köln gern zurückdenkend ,

bin ich mit freundlichen Grüßen

Ihr aufrichtig ergebener

# RADIO MÜNCHEN

MÜNCHEN 2 · RUNDFUNKPLATZ 1

Fernsprecher Nr. 36092/22, Postcheck-Konto: München Nr. 8401 · Bank-Konto: Bayerische Staatsbank München Nr. 79653

Herrn  
Werner Bergengruen

Zürich-Oberlikon  
Allenmoosstr. 103

Ihr Zeichen:

Ihre Nachricht vom:

Unser Zeichen: Dr.Hu./W. Dat: 9.11.1948

BETRIEFF:

In der Antwort bitte angeben

Sehr geehrter Herr Bergengruen!

Haben Sie herzlichen Dank für die so schnelle Antwort auf meine Zeilen. Ich habe bis jetzt von Ihrem Brief keinen Gebrauch gemacht und glaube auch, dass ich es nicht zu tun brauche. Mit dem Inhalt Ihres Briefes jedoch kann ich mich nicht einverstanden erklären. Ich will mit wenigen Sätzen meinen Standpunkt darlegen.

Es ging mir in Fall Ina Seidel - die Angriffe gegen Hans Rehberg scheiden in diesem Zusammenhang einmal aus - nicht um eine nachträgliche Denazifizierung, sondern um das Aufwerfen einer Gewissensfrage. Ob nun einer denazifiziert ist oder nicht, soll gar nicht zur Diskussion stehen. Wichtig ist, welche Haltung nehmen unsere offiziellen, sich mit dem Kulturellen befassenden Stellen zu Dichtern ein, die im Dritten Reich die erste Geige strichen und die sich sogar so weit erniedrigten, dass sie auch Hitler andichteten. Mit schöngesetzten Formulierungen kann man sich zwar jetzt von diesen Gedichten distanzieren, aber ein Schandfleck bleiben sie auf jeden Fall. Ist es nun unbedingt notwendig, gerade diese Autoren preiszukrönen, zumal es andere, nicht minder begabte Schriftsteller gibt, die viel eher den Anspruch auf einen Preis haben?

Es ist richtig, wenn Sie schreiben, die Nazi-Autoren seien so talentlos, dass sie nicht viel Schaden anrichten könnten.

Wir bitten, Zuschriften nicht an Einzelpersonen, sondern an Radio München zu richten.

Nur übersehen Sie hierbei, dass auch unsere Redaktionen und Zeitschriften-Herausgeber vielfach so talentlos sind, dass sie gar zu gerne die talentlosen Nazi-Größen erneut drucken. Ich könnte hier mit einer langen Liste von Wehner bis Zillich, von Alverdes bis Tummler aufwarten. 12 Jahre lang wurden die Namen in die Gehirne gehämmert, sie sind jetzt also immer noch im Bewusstsein der breiteren Bevölkerungskreise, während die neuen Namen, die erst jetzt zu schreiben anfangen oder 12 Jahre schwiegen, sich nicht durchzusetzen vermögen.

Ich stimme übrigens mit dem bayerischen Plan einer Akademie der Schönen Künste nicht überein, zumal in diese Akademie sofort wiederum Ina Seidel gewählt wird, als ob es bei Got( keine Autoren ausser Ina Seidel gäbe. Ich möchte es hier noch einmal niederschreiben, dass ein Dichter, der Hitler andichtete, sich an seiner Sprache ebenso vergangen hat, wie ein Arzt, der seine Patienten fahrlässig behandelt hat, Angeklagt wird, dass er sein Berufsethos vernachlässigt hat.

In unserem lieben Deutschland ist es heute bereits so weit, dass man sich scheut, brave Gefolgsleute Hitlers bei ihrem Namen zu nennen und lieber davor zurückschreckt, wagemutige, doch unbekannte Autoren zu publizieren und propagieren. Ein Blick in unsere Wochenschriften sowohl hier in München als in Nürnberg und Hamburg könnte Sie dahingehend unterrichten, wie weit wir uns von den guten Absichten und Idealen des Jahres 1945 bereits wieder entfernt haben. Man fühlt sich bisweilen in die Atmosphäre des Jahres 1923 zurückversetzt. Es bedarf nur eines demagogischen Funken, um die Masse wieder zum Fanatismus und Nationalismus hinzureissen.

Wie geht es Ihnen, diese Frage möchte ich nach dem etwas politischen Erguss endlich stellen? Ich weiss, dass Herr Lösch Sie im Laufe des Dezember besuchen wird und werde ihm für Sie viele Grösse auftragen.

Sie begrüsst bereits jetzt in Ergebenheit

stets Ihr

*Ludwig Kluge*

# Dokument III

## Jochen Klepper und seine Tagebücher

Von  
Werner Bergengruen

„An der Notwendigkeit eines klaren Ja oder eines klaren Nein darf niemand feige vorüberschleichen.“  
Rudolf Pechel, Deutscher Widerstand

Man fragt sich, ob es geziemend sei, über ein Schicksal wie das Jochen Kleppers zu sprechen und zu urteilen. Man wird es mit der Ehrfurcht betrachten, die jedem Opferschicksal zukommt, und zugleich mit der Ehrfurcht, die dem Geheimnis der Gotteskindschaft im Menschen gebührt. Damit, daß jetzt seine Tagebücher herausgegeben worden sind und die verlegerische Propaganda alles tut, um sie zu einem Bestseller zu machen, geschieht seinem Andenken kein Dienst.

Er selbst scheint an eine Veröffentlichung seiner Tagebücher nicht gedacht zu haben. Als Herausgeberin zeichnet seine Schwester Hildegard Klepper. Ich kenne ihre Motive nicht und mag nicht annehmen, sie seien vorwiegend materieller Natur. Wahrscheinlich hat sie geglaubt, ihrem Bruder ein Denkmal schuldig zu sein und ihm den Ruhm erkämpfen zu müssen, den sein frühzeitiges Ende ihm vorenthalten habe. Vielleicht auch decken sich ihre Überzeugungen mit den seinen oder sind von ihm geprägt. Das würde die Gedanken, aus denen sie diese Enthüllung vollzogen oder doch in sie eingewilligt hat, erklärlich machen.

Die Tagebücher umfassen das Jahrzehnt von 1932 bis 1942. Hier ist ein Auszug aus ihnen gegeben, immerhin 1100 Druckseiten stark. Man darf wohl sagen, er enthalte das Ganze der Klepperschen Existenz.

Dies Buch als Selbstzeugnis eines Schicksals kann den Leser erschüttern, wie alle Selbstzeugnisse des Leidens aus jenen Jahren. Und doch liegt sein eigentlich Erschütterndes nicht auf diesem Felde.

Es ist eine Tragödie und doch grundverschieden von den meisten der zahllosen Tragödien, die zum Bilde jener Zeit gehören. Es ist nicht oder doch nicht nur die typische, von der zur Allmacht gelangten Bestialität aufgezwungene Tragödie: es ist die Tragödie der Selbstverblendung.

Die Selbstverblendung ist damals sehr häufig gewesen. Oft war sie durchaus untragisch, blieb Operette, Komödie, Farce von makabrer Komik. Hier aber mußte sie in ein tödliches Trauerspiel geleiten.

Angesichts eines abgeschlossenen Lebens entschließt man sich schwer zu dem schulmeisterlichen Ausspruch: „Der und der hätte nicht die Entscheidung X, sondern die Entscheidung Y treffen sollen“, (wobei es meist offen bleibt, ob, sich zur Entscheidung Y zu überwinden, der Natur des Betreffenden nur

schwer oder aber schlechthin unmöglich gewesen wäre.) Und doch kann man sich mitunter einer solchen Feststellung nicht entziehen, denn das Leben ist nicht nur Notwendigkeit, sondern auch Freiheit, und auf den Anfängen jeder Bahn scheint der Anteil der Freiheit der größere.

Klepper war, zu seinem Schmerz kinderlos und ohne noch auf Nachkommenschaft hoffen zu dürfen, mit einer um elf Jahre älteren, sehr geliebten Frau verheiratet. Die Frau war, wie die widerwärtige Sprachmechanik des Nationalsozialismus es nannte, „Volljüdin“, und Volljüdinnen waren auch ihre beiden mit dem Ehepaar Klepper zusammenlebenden Töchter aus erster Ehe. Die Frau nahm an Kleppers leidenschaftlicher Gläubigkeit nur zögernd und wohl nie völlig teil. Erst Ende des Jahres 1938, also nach fast achtjähriger Ehe, ließ sie sich taufen. Von den Töchtern ist die ältere nicht, die jüngere etwa ein Jahr nach der Mutter getauft worden. Dies lange Festhalten am Judentum – an der Seite eines so kirchlich-frommen Gatten und Stiefvaters – trug, wie die Tagebücher zeigen, zur Erschwerung der äußeren Situation bei; obwohl der Nationalsozialismus in jeder Judentaufe einen böswilligen Tarnungsversuch erblicken wollte, steigerte die Unterlassung der Taufe in diesem Falle sein Mißtrauen. Nach den nazistischen Rassegesetzen und deren freilich in der Praxis oft wechselnden und willkürlichen Auslegungen handelte es sich um eine sogenannte Mischehe, nicht aber um deren „privilegierte“ Form, die einstweilen als gegeben anerkannt wurde, wenn Nachkommenschaft mit mindestens fünfzigprozentiger „arischer“ Blutskomponente vorhanden war. Daß die Tendenz zu ständiger Verschärfung der Bestimmungen in der Luft lag, war klar und ist auch von Klepper nie bezweifelt worden. Er wußte von den Projekten, Ehen wie die seine von Staats wegen durch Zwangsscheidung zu trennen und den jüdischen Teil der Ausrottung preiszugeben. Immerhin genoß seine Frau als Gattin eines Ariers vorderhand noch einen gewissen Schutz. Doch konnte sich dieser unter keinen Umständen auf ihre Töchter erstrecken; alle gegen Juden erlassenen Gesetze mußten sie in vollem Umfange treffen.

Man fragt sich, ob unter solchen Umständen für die Familie Klepper das Wagnis des Ausharrens im nationalsozialistischen Deutschland zu verantworten war. Mir scheint, die Frage ließe sich nur unter einer einzigen Voraussetzung bejahen, nämlich falls Kleppers Auffassung diese gewesen wäre: Ich stehe im Kampf gegen die Tyrannei und ich werde das Schlachtfeld, dessen Gefahren ich kenne, nicht verlassen, solange ich noch einen Funken Leben habe. Aber dieser Gedanke hätte eine entschlossene Feindschaft gegen das Dritte Reich vorausgesetzt.

Klepper, ein treues, liebevolles, aufopferungsbereites Familienoberhaupt, wußte, daß er seiner Frau und deren Töchtern seinen Schutz schuldig war. Dieser Schutz hätte sich, wie die Dinge lagen, nur dadurch vollziehen lassen, daß er mit allen dreien emigrierte oder wenigstens die heranwachsenden Mädchen als die am stärksten Bedrohten außer Landes brachte. Die Möglichkeit zur Auswanderung bestand lange genug. Klepper ließ sie ungenutzt.

Endlich mußte er einsehen, daß er den Stieftöchtern ein Heranwachsen in Deutschland nicht mehr zumuten durfte, und ließ die ältere, offenbar von ihm weniger geliebte, nach England gehen. An der jüngeren, dem anmutigen Rennerle, hingen er und seine Frau so sehr, daß sie sich von ihr nicht trennen zu können meinten. Sie behielten sie bei sich, obwohl sie sich nicht verhehlten, daß ein Tag kommen konnte, vielleicht kommen mußte, da es, zum mindesten, was das Rennerle betraf, dem Äußersten zugehen werde. Die Zeit ging hin, und als sie endlich begriffen, daß es für ihr Rennerle nur noch die Alternative Emigration oder Untergang gab, da war es zu spät. Jetzt erst wurde die Auswanderung auch für die Frau erwogen, beschlossen, betrieben. Aber nun war die letzte Möglichkeit verpaßt, alle Tore waren geschlossen; als das Rennerle der Deportationsbefehl erreichte, gingen die drei miteinander in den Tod.

Ebensowenig wie an eine Scheidung hat Klepper jemals für sich selbst an eine Auswanderung gedacht. Er konnte sich nicht von Deutschland trennen, nicht von der ans Herz gewachsenen, liebevoll ausgestalteten, mit Kunstschätzen sich füllenden Häuslichkeit, nicht von der mühsam errungenen, zwar eingegengten und gefährdeten, aber doch behaupteten literarischen Position: es war die Position eines von den Instanzen auf Widerruf Geduldeten, aber doch eine Position des wachsenden Erfolges, dessen bescheidenste Symptome in den Tagebüchern zu registrieren er nicht müde wird. Er wollte nicht zu den Emigranten gehören, und seine Frau wollte es auch nicht. Konnte denn ein Preuße, ein Untertan Friedrich Wilhelms I., ein Emigrant sein? Aber es werden auch noch andere Gründe mitgespielt haben. In Deutschland war Klepper der Dichter des Protestantismus, der Dichter Friedrich Wilhelms I. und der Dichter Luthers, ein Stolz der Kirche. Was aber wäre er im Ausland gewesen? Vielleicht ein Bittsteller, ein unwillkommener Reaktionär, vom linksstehenden Teil der Emigrantenschaft mit Abneigung und auch wohl mit Argwohn empfangen, denn aus der Zeit vor dem Siege des Nationalsozialismus war sein Name nicht bekannt und sein Aufstieg hatte sich erst im hitlerischen Deutschland vollzogen. In jedem Falle wäre er abermals ein Anfänger gewesen, zurückgeworfen in jene Zeit, da er – in den Tagebüchern gibt er es zu – von Erfolgssucht und ungesättigtem Ehrgeiz verzehrt, sich, oft in mühseliger Tagesfron, Schritt für Schritt den Weg nach oben hatte erkämpfen müssen. Klepper wollte nichts preisgeben, und so mußte sich auf die schrecklichste Weise jenes friderizianische Wort erfüllen, dessen lapidare Schlichtheit eines der Grundgeheimnisse jeglicher Strategie enthüllt: „Wer alles defendieren will, defendiert nichts“.

Indessen waren, was Klepper defendieren wollte, nicht nur Dinge des äußeren Lebens und der öffentlichen wie gesellschaftlichen Geltung: es waren, und vielleicht in noch höherem Grade, seine Vorstellungen von der Welt, sein Verhältnis zu Deutschland, sein Vaterlandsbegriff.

Ein nationalsozialistisches Deutschland war für ihn nicht weniger Deutschland als ein kaiserliches, bürgerliches, demokratisches, christliches. Mit der ganzen Zähigkeit seiner Natur versagte er sich die Erkenntnis, daß sein über-

kommener Vaterlandsbegriff im Grunde doch einem Deutschland galt, das nur noch als Erinnerung oder – vielleicht – als Zukunftshoffnung existierte. Er bestand darauf, ihn, allen von ihm wahrgenommenen Entstellungen, Verzerrungen, Besudelungen zum Trotz, auch auf das Deutschland des Dritten Reiches anzuwenden. Aber war das nicht so, als wolle man den Namen eines geliebten Menschen dem seinen Körper zerstörenden Krebsgeschwür zuerkennen?

Kleppers wohl angefochtenes, aber nie ernstlich erschüttertes Gottvertrauen ist ergreifend und verlangt Ehrfurcht. Es ist sein festester Entschluß, sich dem Willen Gottes heimzugeben und auf nichts Menschliches sein Vertrauen zu setzen. Aber entbindet denn eine solche Bereitschaft den Frommen von der Pflicht, sein Kind aus dem Wasser zu ziehen oder sein brennendes Haus zu löschen? Wo dergleichen gemeint wird – wie leicht kann da die dem Irrtum so ausgesetzte menschliche Natur ihre Unterwerfung unter den Willen Gottes als eine Verschanzung mißbrauchen, um nicht Entschlüsse fassen zu müssen, die, aus welchen Gründen immer, ihre Kraft zu überfordern scheinen? Die Grenzlinie, die ein blindes Gottvertrauen von einer blinden Leichtfertigkeit und Verantwortunglosigkeit scheidet, ist dem menschlichen Auge nicht immer wahrnehmbar.

Für das Unbegreiflichscheinende in Kleppers Wesen, Verhalten, Handlungs- und Geschehenlassensweise finde ich nur eine einzige Erklärung: Diese Erklärung gibt der Begriff der Klepperothymie. Er bezeichnet mir ein seelisches Grundgefüge, das auch in Kleppers literarischer Produktion allenthalben erscheint und dominiert. Um es so kurz wie möglich zu sagen, ich verstehe darunter die redliche, integre, preußisch-protestantische Gesinnung, die es nach väterlicher Autorität und nach der eigenen Gehorsamleistung gegenüber dieser Autorität verlangt. Sie hat nichts mit Servilismus, nichts mit Lakaientum zu tun, denn der so Gesonnene schielt ja nicht nach seinem Vorteil. Er erfüllt seine Pflicht um Gottes und um des Gewissens willen, er travailliert pour le Roi de Prusse, und er weiß, daß er von jeglichem Tun und Lassen dereinst seinem himmlischen Kommandeur wird Rechenschaft geben müssen. Man muß sich hüten, andere Tugenden als die hier genannten von ihm zu erwarten. (Hat er sie dennoch, so ist das ein freundliches Geschenk.) Er braucht keine Weite des Herzens oder Geistes, die ihn nur in die Gefahr brächte, durch Nichtzubewältigendes in Verwirrung zu geraten. Er braucht keine Heiterkeit der Seele, keinen Humor und keine andere Wendigkeit als die auf dem Exerzierplatz oder dem Schlachtfeld erforderte. Gerät er in Versuchung, zu kritisieren, so hat er sich selbst das friderizianisch-wilhelminische: „Räsonnier Er nicht!“ zuzurufen. Die einzige Selbständigkeit, deren er bedarf, ist jene, die ihn befähigt, im Gefecht seinen gefallenen Zugführer oder gar, im höchsten Notfall, seinen gefallenen Kompagniechef auf Zeit zu ersetzen.

Es versteht sich, daß ich einen komplizierten Menschen wie Klepper nicht auf eine so einfache Formel bringen will. Was ich soeben zu schildern versuchte, ist nicht Klepper, sondern der klepperothyme Typus. Auch wer den Py-

kniker oder Schizothymen zu schildern unternimmt, wird vom Individualfall absehen und gern einräumen, daß in der Wirklichkeit der Typus sich so wenig rein darstellen kann wie das Metall im Berge. Und doch glaube ich sagen zu dürfen, der klepperothyme Faktor in Jochen Klepper sei so stark gewesen, daß er nur mit seiner Hilfe verstanden werden kann.

Kleppers Herz hing an Friedrich Wilhelm I., als sei dieser Vater, Hausvater und König sein Zeitgenosse und sein Herr. Unter diesem summus episcopus hätte er Pastor sein mögen. Ein einziges Mal nur in seiner Dorfkirche vor den aufmerksamen Ohren des Königs das reine Wort Gottes auslegen dürfen!

Sein höchstes Glück wäre es gewesen, wenn der Soldatenkönig ihm einmal auf die Schulter geklopft und „Brav, der Mann!“ zu ihm gesagt hätte. Aber er wäre auch bereit gewesen, Fußtritte und Stockschläge des allergnädigsten Herrn hinzunehmen. Es war sein Schmerz, daß der Führer dem Vaterkönig nicht ähnlicher war. Man spürt die Beglückung, mit der er im Tagebuch von einer Rede Hitlers sagt, sie sei voll Würde gewesen. Als hätte aus diesem Munde je ein Wort der Würde, ja, auch nur ein Wort der Wahrheit kommen können!

Des klepperothymen Elements in sich konnte Klepper nicht Herr werden. Im Gegenteil, er suchte es als das Gerüst seines Daseins mit allen Mitteln zu erhalten, und er wies alles ab, was ihn hierbei hätte stören können. Mit eiserner Starrköpfigkeit bestand er darauf, in den braunen Banden seine gottgewollte Obrigkeit zu erblicken. Er hoffte auf Deutschlands Sieg und hielt sogar eine seelische Wandlung Hitlers für möglich.

So erklärt sich auch seine Ablehnung, ja seine Verurteilung jedes Widerstandes gegen die Tyrannei. Er fühlte sich zu den politisch Unentschiedenen, ja, Zweideutigen, hingezogen, und hier scheint auch seine heftige, keineswegs im Dogmatischen wurzelnde Abneigung gegen die Bekenntniskirche mit ihren klaren Entscheidungen ihre Ursache zu haben. Aufgabe der Kirche, so meint er, ist es, die Verfolgten zu trösten und geistlich zu stärken, nicht, sich den Verfolgungen entgegenzustellen, denn die Verfolgungen geschehen ja aus dem unbegreiflichen Willen Gottes. Sein Legalitätswahn läßt es nicht zu, daß irgendein illegaler, im Sinne der nazistischen Rechtsordnung verwerflicher Schritt von ihm und seiner Frau überhaupt in Erwägung gezogen wird, also etwa Bestechung, falsche Angaben gegenüber Behörden und dergleichen – kurz, jene krummen Wege, die von manchen Menschen in seiner Lage mit Glück begangen worden sind. Nie streift ihn auch nur für Augenblicke der Gedanke „unterzutauchen“, daß heißt: in die gänzliche Illegalität zu gehen – allerdings war das 1942 noch schwieriger als in der Folgezeit, und doch haben Bedrohte damals schon diesen Ausweg zu finden gewußt.

Klepper wollte es nicht wahrhaben, daß er in einem ihm aufgenötigten Kampf mit erbarmungslosen Todfeinden stand und daß dem von einer mächtigen Räuberbande Überfallenen zur Verteidigung seines Lebens und des Lebens der seinem Schutz Anbefohlenen in der Notwehr jedes Kampfmittel gestattet sein muß. Er wollte sich sein vaterländisch und bürgerlich gutes Gewissen be-

wahren und mochte nicht erkennen, daß dies nur auf einem einzigen Wege mehr möglich war, nämlich dem: im Kampf gegen die losgelassene Unterwelt der Vaterlandszerstörer das den Möglichkeiten und Kräften Angemessene zu leisten und hier furchtlos seinen Mann zu stehen.

Im Gespräch mit mir konnte er sich nicht genug tun, die Loyalität der Leute vom Propagandaministerium zu rühmen. Aber es war nicht das noble Lob des Feindes, es war der Ton, in welchem man die eigenen Landsleute, Kameraden, Parteigänger rühmt. Allen Ernstes genoß er friderizianisch-soldatische Hochgefühle während der zehn Monate, da er in der Uniform mit dem aufgenähten Hakenkreuz seinen Dienst als Bagagekutscher im Heer des größten Feldherrn aller Zeiten tun durfte. Ich erinnere mich noch gut der überraschenden Wärme und Bewegung, mit der er mir von jener Zeit erzählte. Nach seiner Entlassung – sie erfolgte wegen „Wehrunwürdigkeit“, die in seiner „jüdischen Versipfung“ erblickt wurde – hat er sich sehr intensiv, aber vergeblich um seine Wiedereinstellung ins Heer bemüht. In den tiefsten Depressionen, unter den furchtbarsten Belastungen hielt er an seinen klepperothymen Verblendungen fest. Ja, er reißt Frau und Tochter gänzlich in sie herein. Am 11. Juli 1940 notiert er: „Hanni [seine Frau] ist, mit manchen anderen, oft ganz erschüttert davon, wie gleichgültig in der Bevölkerung weithin die gewaltigen Siege aufgenommen werden.“

Überaus merkwürdig ist bei Klepper die Verbindung von Klarsicht und Selbstverneblung. Die Klarsicht bewährt sich im Beobachten von Tatsachen; die Selbstverneblung setzt ein, sobald es gilt, die Tatsachen zu deuten, zu werten und Folgerungen aus ihnen zu ziehen. Er hatte den Eigensinn der Verblendeten, und er hielt ihn für das „feste Herz“, von dem die Bibel spricht. Aber jenes feste Herz, das jeder brauchte, der in den zwölf Jahren kein Konformist sein wollte, das feste Herz Rudolf Pechels etwa, brachte er nicht auf.

Ich deutete bereits an, der Klepperothymie sei auch Kleppers literarische Tätigkeit unterworfen gewesen. Sein Roman „Der Vater“, überdimensioniert gleich den Tagebüchern und wie sie in der Buchausgabe nur einen Teil des ursprünglichen Manuskripts umfassend, hat unleugbare Qualitäten; doch scheinen sie mir weniger im eigentlich Epischen zu liegen als vielmehr in der Gewinnung und Glaubhaftmachung eines neuen Bildes von Friedrich Wilhelm I., den man früher, unter dem Einfluß der Fridericus-Vergötterung, allzusehr als Sohnesschinder und als bloßen Korporal mit Infanterieknall gesehen hat. Über Kleppers leiblichen Vater, den Pastor Klepper im niederschlesischen Beuthen, ist aus der familiären Sphäre nur wenig in die öffentliche gelangt. Man weiß von einem jahrelangen Zerwürfnis zwischen Vater und Sohn, daß sich mit Jochen Kleppers Heirat vollendete. Vielleicht ist es, was der Vater nicht hinnehmen zu können glaubte, weniger die jüdische Abstammung der Schwiegertochter gewesen als ihre Weigerung, den christlichen Glauben anzunehmen, der zufolge auch eine kirchliche Trauung unterblieb; diese ist erst im Advent 1938 mit der Taufe zusammen nachgeholt worden. Es steht zu vermuten, der Vater

habe in Leben und Entwicklung des Sohnes keine geringe Rolle gespielt; man möchte an die Bedeutung denken, die für Kafka und Mozart die Väter hatten. Gleich Friedrich Wilhelm I. hat auch Vater Klepper im Sohn den künftigen Amtsnachfolger gesehen; ja, der Sohn hat einmal, noch als Student, predigend die Stelle des Vaters vertreten. Vielleicht mußte Klepper in seinem Buch den harten Vater in die Glorie heben, um dem eigenen Vater verzeihen zu können.

Der „Vater“ mit seiner großen Konzeption ist Kleppers eigentlichstes Werk. Der unbedeutende, mir persönlich schwer lesbare „Kahn der fröhlichen Leute“ kann neben ihm kaum genannt werden. Wie ich den Tagebüchern entnehme, gibt es noch einige über den Entwurf nicht hinausgekommene oder unveröffentlicht gebliebene Romane, daneben eine Anzahl kleinerer Arbeiten, meist mit begrenzten Zielsetzungen geschrieben. Dazu stellt sich das Fragment des Romans über Luthers Frau und über Entstehung und Idee des protestantischen Pfarrhauses. (Ich bediene mich hier des härteren Wortes „protestantisch“, dem Klepper in den Tagebüchern wie auch im Gespräch vor dem weicheren, irenischen „evangelisch“ den unbedingten Vorzug gab.) Kleppers fast ausschließlich geistliche Lyrik scheint mir unwichtig, hier spüre ich nahezu nirgends die Individualität, und es bleibt alles im überlieferten Gesangbuchstil stecken.

Kleppers Ruf also gründet sich auf den „Vater“. Er wurde mit Wärme aufgenommen, insbesondere von altpreußischen und protestantischen Kreisen. Den Protestanten mußte er viel bedeuten, und man begreift ihre Genugtuung darüber, daß sie endlich auch in der jüngeren Generation – in der älteren hatten sie Rudolf Alexander Schröder – ihren repräsentativen Autor gefunden hatten, denn leidigerweise war die Entwicklung so gegangen, daß, wenige ausgenommen, die Dichter in Deutschland unkirchlich oder aber katholisch zu sein pflegten. Indessen wirkte der „Vater“ weit über die Grenzen der genannten Kreise hinaus, ja, bis tief in die nationalsozialistischen hinein, die über den starken christlichen Grundzug des Buches hinwegsehen und sich an dem Loblied erbauten, das hier den Gedanken der Subordination, Disziplin und Pflicht gesungen wurde. Der Reichsinnenminister Frick gehörte zu den Bewunderern des „Vaters“ und wandte Klepper seine Gunst zu. Offenbar hat er die Absicht gehabt, ihn und die Seinen zu schützen; doch überschätzte er die Festigkeit der eigenen Position, die unter dem Ansturm des Himmlerschen Machtaufgebots bereits zu wanken begann.

Einer ungewöhnlich starken Kraft des Geistes steht bei Klepper eine geringere des Gefühls und der Phantasie gegenüber. Sehr auffällig ist in seinem Naturell das Fehlen dreier Faktoren: der eigentlichen künstlerischen Leidenschaft, des künstlerischen Spieltriebes und des Besessenseins von der künstlerischen Aufgabe. Die Kunst ist nur ein Mittel, und ebenso gut ließe sich ein anderes ergreifen. Die Aufgabe aber ist unabänderlich die eine: das Wort Gottes zu verkünden. Man erschrickt über seine Formulierung, Dichtung sei Bibelauslegung. Als ich zuerst in einer Broschüre Kleppers solchen Auffassungen begegnete, meinte ich sie einer momentanen apologetischen Situation zuschreiben zu

sollen. Später gewährte ich, daß sie zu seinen Grundüberzeugungen, zu den Eckpfeilern seines inneren Daseinsgebäudes gehörten. Was im Einzelnen über sie zu sagen ist, das hat Gerhart Pohl in seinem Aufsatz „Die Wahrheit in der Kunst“ gesagt; er steht im Märzheft 1941 der Deutschen Rundschau. Klepper warnt vor dem „Roman, der freier Erfindung und eigener Anschauung entspringt“ und sagt vom christlichen Epiker, ihm hätten sich „Traum, Fabel und Phantasie an den Rand des künstlerischen Schaffensvorganges verflüchtigt“. Für Klepper ist es „nicht so schwer, die Literatur hinzugeben“. Er gesteht sich ein, daß sein Beruf ihm „kein eigenes Ziel, kein Selbstzweck, kein eigener Wert“ geworden ist. Gelegentlich spricht er die Befürchtung aus, seine literarische Kraft könne erlahmen. Aber eigentlich ist das keine Befürchtung, eher eine Vermutung, denn sie erschreckt ihn nicht. Fast ist es, als bemerke jemand, daß er in höheren Jahren das Fliegen nicht mehr verträgt, und sage sich ruhig: Was ist dabei? Dann werde ich in Zukunft im Wagen, in der Eisenbahn oder zu Schiff reisen. Die Hauptsache ist, daß ich meine Reiseziele erreiche.

Klepper ist neununddreißig Jahre alt geworden. Wir können nicht wissen, ob ihm bei längerem Leben die Überwindung der Klepperothymie, vielleicht wider seinen Willen, hätte gelingen können. Aber ich vermute, eine Natur wie die seine vermöchte einen solchen Prozeß – seine Möglichkeit einmal vorausgesetzt – nicht zu überstehen. Es scheint auch fraglich, ob man die Behauptung wagen dürfe, die Klepperothymie habe ihn gegen die natürlichen Entwicklungsmöglichkeiten seines Wesens und seiner Produktion abgesperrt; denn sie ist ja nicht ein von außen wirkendes Agens gewesen, sondern eben ein Teil seiner selbst, und vielleicht der entscheidende.

Kurz, ich fürchte, und hier habe ich ihn als Kronzeugen zur Seite, seine Produktionsmöglichkeiten seien erschöpft gewesen, und so hätte auch ein längeres Leben kaum etwas anderes erbracht als allenfalls den Katharina von Bora-Roman, und auch dieser wäre ein Hoheslied der Klepperothymie geworden.

Und sonst? Man wagt es nicht recht, sich Kleppers Leben vorzustellen, im Falle er unverheiratet gewesen wäre oder seine Familienverhältnisse den Spezialansprüchen des Dritten Reiches rundherum entsprochen hätten. Ich denke mir, er wäre, von der großen Emotionswelle erfaßt, zunächst der SA und später vielleicht der Partei beigetreten, und es hätte ihm dabei, wie im Anfang gar manchen, eine Synthese von Nationalsozialismus und Bibelchristentum vorgeschwebt. Er hätte versucht, gewissen Vorgängen und Erscheinungen gegenüber die Augen zuzudrücken, was ihm nicht stets, aber oft gelungen wäre. Immerhin kann man sich die Heftigkeit vorstellen, mit der er die Männer des 20. Juli verurteilt hätte! Schwere Konflikte wären ihm nicht erspart geblieben, und vielleicht wäre ihre Lösung nur im Wege eines soldatischen Todes zu haben gewesen.

Hat Klepper, als Frau und Tochter, die er männlich begleitete, sich zum Sterben anschickten, ein Gefühl der Schuld gehabt? Ein Gefühl der nicht ausgefüllten Verantwortung für diese beiden Leben? Ich empfinde das Ungeziemende,

das im Aufwerfen dieser Frage liegt: aber die Veröffentlichung der Tagebücher, die alle Schleier zerreißt, lädt zu ihr ein. Nichts in den Tagebüchern deutet auf ein Schuldgefühl solcher Art: wie denn überhaupt sich nirgends eine uBerung findet, aus der man schließen dürfte. Klepper habe jemals in seinen Gedanken- gängen und Entschlüssen Irrtümer oder Fehler für möglich gehalten. Der schauerliche und doch wieder grandiose Triumph der Klepperthymie! Die unerbittliche Konsequenz im Ablauf des Klepperschen Schicksals erinnert an das antike Fatum. Das Nichtwahrhabenwollen der doch wahrgenommenen Realität ruft deren Rache auf den Plan.

In einigen Worten habe ich noch persönlicher Begegnungen mit Klepper zu gedenken, von denen ja auch seine Tagebücher berichten. Ich sah dem ersten, von einem gemeinsamen Bekannten arrangierten Zusammentreffen mit Erwartungen entgegen. Ich war, in großen Zügen, über Kleppers Situation unterrichtet. Es konnte nicht schwer sein, diese Kraft für die Front des geistigen Widerstandes zu gewinnen. Klepper gedenkt dieser Begegnung mit den Worten: „Es galt, Bergengruen viel ungerechtfertigte Aggressivität auszureden“. Und gleich hier will ich die Tagebuchworte anführen, die einige Wochen später eine Besprechung mit Rudolf Pechel und mit Werner Wirths von der „Deutschen Zukunft“ schildern: „Sie klagen so an, daß ich noch immer verteidigen muß“. Ungerechtfertigte Aggressivität und Klepper als Verteidiger des Nationalsozialismus! Dem ist wenig hinzuzufügen.

Einen Monat danach war ich wieder in Berlin. Klepper lud mich in sein Haus ein. Ich ging hin; konnte es nicht sein, daß er sich beim ersten Zusammensein nur mit Rücksicht auf den Mann, der uns zusammengebracht hatte, zur Zurückhaltung, vielleicht gar Tarnung veranlaßt fühlte? Das hatte zwar in diesem Falle nicht viel Wahrscheinlichkeit, aber ich wußte ja, daß es damals akute Mitrauenspsychosen gab. Klepper notierte: „Frau Bergengruen ist so verzweifelt, daß Bergengruen über Hannis Haltung ganz erstaunt war“. Dies Wort „erstaunt“ ist schlecht gewählt, denn es klingt in ihm ein Ton von Bewunderung mit. Gewiß, ich war erstaunt, aber in einem ganz anderen Sinne. Ich war wie vor den Kopf geschlagen, als ich aus dem Munde dieser Frau uBerungen hrte, denen nichts fehlte als die antisemitische Note: sonst hätten sie jeder Parteirednerin angestanden.

Trotz allem gab ich die Partie noch nicht gänzlich verloren. Mehrere Jahre danach, gegen Ende des Jahres 1941 oder in der ersten Hälfte des folgenden, bin ich noch einmal im Klepperschen Hause gewesen. Ich hielt es nicht für ausgeschlossen, daß mehr als zwei Kriegsjahre eine Wandlung bewirkt hatten. Die Tagebücher erwähnen dies Beisammensein nicht; oder, wenn sie es erwähnen, ist die Stelle bei der Veröffentlichung fortgeblieben. Ich fand alles beim alten. Klepper sprach von seiner Soldatenzeit mit der naiven Begeisterung eines Kriegsfreiwilligen von 1914. Die Problematik gerade des jetzigen Krieges überging er. Er machte sich immer noch Hoffnungen, wieder ins Heer eingestellt zu werden – nicht nur in der Erwägung, daß Frau und Tochter als Ange-

hörige eines Soldaten verhältnismäßig gesichert gewesen wären, sondern auch, weil er in der Teilnahme am Kriege eine nationale und sittliche Pflicht erblickte. Im übrigen schien er sich auf den ihm zugesagten Schutz des Reichsinnenministers zu verlassen. Es gab keine Möglichkeit, den klepperothymen Wall zu durchbrechen. Er war von Eisen. Ich beschloß, diese dritte Begegnung auch die letzte sein zu lassen.

Was Klepper und mich trennte, war aber nicht nur die Unvereinbarkeit unserer politischen Gesinnungen; es war ebenso sehr eine Unvereinbarkeit der Temperamente und Charaktere, und es konnte kein Gespräch Fruchtbarkeit haben.

Ich erschrak vor der Düsternis dieser zelotischen Starre. Solche Erscheinungen mag es unter Cromwells Eisenreitern gegeben haben, die es vielleicht gar für eine Sünde hielten, ihre Pferde zu lieben. Ich fand nichts Musisches, nichts Gelöstes, nichts Heiteres. Gewiß, die Zeit, zu der unsere Begegnungen stattfanden, und gar noch deren letzte, forderte niemanden zur Fröhlichkeit auf. Aber gerade da hätte eine Heiterkeit des Herzens, wie sie dem Dichter ansteht, sich bewähren können. Ich habe auch im „Kahn der fröhlichen Leute“ weder Fröhlichkeit noch Heiterkeit finden können.

Noch einmal die Frage: Was ist Klepperothymie? Ist sie wirklich nichts als eine der vielen Erscheinungsformen privater Unmündigkeit? Sie scheint mehr zu sein.

Die Klepperothymie mit all ihrer moralischen Sauberkeit – die doch so unsauber sein kann, das Böse nicht nur geschehen zu lassen, sondern auch gut zu heißen – die Klepperothymie ist ja nicht die individuelle Seelenverfassung jenes Mannes, dessen Namen ich diesem Phänomen gebe. Sie ist eine deutsche Nationaleigentümlichkeit, und die achtungswertesten wie die gefährlichsten Züge des deutschen Volkscharakters sind in ihr unauflösbar verschmolzen.

Januar/Februar 1957

# Dokument IV

SPRUCHKAMMER VI  
MÜNCHEN

München, den 19.8.1948  
Thalkirchnerstr. 128

Der öffentliche Kläger

Hochverehrter Herr Bergengruen!

Bei der Spruchkammer München VI findet in nächster Zeit das mündliche Verfahren gegen den Richter

Erwin, Guido Kolbenheyer

statt, laut Klageschrift wurde der Betroffene in die Gruppe II der Belasteten (Aktivisten) eingestuft. Ich ersuche Sie höflichst um Ihre gutachtliche Stellungnahme über die kulturpolitische Tätigkeit des Betroffenen in den Jahren 1933 bis 1945. Bis heute liegen der Spruchkammer VI diesbezügliche Gutachten von Herrn Alfred Kerr, London; Herrn Erich Kästner, München, sowie Herrn Bert Brecht, Zürich, vor. Eine genaue Erklärung der Stellung des E.G. Kolbenheyer in den für Deutschland so überaus verhängnisvollen Jahren während der Gewalt Herrschaft Hitlers, liegt im Interesse der deutschen Öffentlichkeit und der amerikanischen Militärregierung. Ihr Urteil, bezw. Ihr Gutachten, sehr verehrter Herr Bergengruen, wäre zur Klärung dieses Falles von entscheidendster Bedeutung. Ich darf Sie höflichst, wenn es Ihre Zeit, die sicherlich ganz erheblich in Anspruch genommen ist, erlaubt, um Ihre diesbezügliche Stellungnahme bitten. Bezüglich meinen Ansüchen, darf ich abschliessend noch erwähnen, dass vorläufige angestellte Ermittlungen die Tatsache ergaben, dass Sie verehrter Herr Bergengruen jahrelang Ihren Wohnsitz in Solln bei München hatten und unmittelbarer Nachbar von E.G. Kolbenheyer waren, während dieser Zeit sicherlich Gelgenheit nahmen, dessen politische Einstellung genauer wahrzunehmen.



Hochachtungsvoll !

Der 1. Öffentliche Kläger  
der Spruchkammer München VI

*Riedmeier*  
( Riedmeier )

Werner Bergengruen  
Zürich-Oerlikon  
Allenmoosstr. 106

z. Zt. Münster i. Westf., 31.8.1948

An den

Öffentlichen Klager der Spruchkammer VI,

M u n c h e n

Thalkirchner Str. 128.

Sehr geehrte Herren!

Da ich mich gegenwärtig auf einer Vortragsreise mit ständig wechselnder Adresse befinde, erreichte Ihr Brief vom 19.8.1948 mich erst jetzt. Ich beeile mich, ihn zu beantworten. Es trifft zu, daß ich mehr als 6 Jahre schräg gegenüber Erwin Guido Kolbenheyer in der Hirschenstrasse in Golln wohnte. Ich habe es aber diese ganze Zeit hindurch absichtlich vermieden, mit ihm persönlich bekannt zu werden, und habe es nicht einmal zu dem sonst unter Nachbarn wohl üblichen Grüßfuß kommen lassen; erst nach meiner Ausbombung im Herbst 1942 konnte ich eine flüchtige, von ihm selbst herbeigeführte Minutenbegegnung nicht vermeiden.

Von seinem Oeuvre kenne ich lediglich die um Jahrzehnte zurückliegende Paracelsus-Trilogie, das überaus unbedeutende "Lächeln der Penaten" und ein paar Kleinigkeiten, die ich nicht mehr im Gedächtnis habe. Doch erinnere ich mich eines Führer-Gedichts und des Artikels über die V-Waffen, den Kolbenheyer anlässlich seines 65. Geburtstages unter dem Titel "Warum Vergeltung?" in der Tagespresse verbreiten ließ. So darf ich mich weder als einen gründlichen Kenner seiner Persönlichkeit noch seines Werkes betrachten.

Dies vorausgeschickt, möchte ich sagen, daß ich dennoch ein Bild von ihm zu haben glaube, wie sich ja ein solches innerhalb meines Berufskreises herzustellen pflegt. Ohne Zweifel wird das der Spruchkammer vorliegende Material wesentlich reichhaltiger sein. Doch möchte ich, einmal dazu aufgefordert, die Gelegenheit, meine Auffassung auszusprechen, nicht verschütten.

Kolbenheyers geistige Bedeutung habe ich immer für gering gehalten. Auch der Rolle, die er gespielt hat, messe ich keinesfalls die Wichtigkeit zu, die er selber ihr beilegte. Die sehr hohen Auflagen seiner Bücher dürften darauf zurückzuführen sein, daß die K.S.-Büchereien Anweisung hatten, sie zu erwerben und einzustellen. Über die Zahl seiner Leser und der unmittelbar von ihm Beeinflussten/ ist damit noch nichts ausgesagt. Ich möchte auch glauben, sein Werk würde heute, selbst wenn es wieder zugänglich wäre, keine sehr große Beachtung mehr finden. Philosophisch geschulte Freunde sagen mir, sein weltanschauliches Hauptwerk "Die Bauart" sei wegen seiner Unlesbarkeit als ungefährlich anzusehen.

Es steht mir nicht zu, an der auf Grund der obliegenden schrift vorgenommenen Einstufung Kritik zu üben. Von mir aus würde ich jedoch Kolbenheyer nicht ohne weiteres als Aktivist betrachten. Eher erblicke ich in ihm eine Mischform, die sich gleichmäßig aus den Typen Aktivist, Nutznießer und Hilfsrufer zusammensetzt.

## - Blatt 2 -

Die von ihm vertretene Grundanschauung hat sich wohl weitgehend mit gewissen nationalsozialistischen Doktrinen biologisch-materialistischer und völkischer Observanz gedeckt, aber als einen reinen Parteiautor kann man ihn meines Erachtens nicht bezeichnen. Ich erinnere mich, daß zu Anfang des Dritten Reiches ein Zerwürfnis zwischen ihm und den Parteikreisen vorlag, das mit einer kritisch gehaltenen Broschüre von ihm über das Verhältnis zwischen dem Nationalsozialismus und den geistig Schaffenden zusammenhing. Wie mir gesagt worden ist, hat er sich nicht lange vor der sogenannten Machtergreifung noch einer philosemitisch orientierten Vereinigung angeschlossen, was vermutlich auf seinen Spinoza-Roman zurückzuführen sein dürfte. Sein Eintritt in die Partei erfolgte meines Wissens erst sehr spät. Ich habe nie davon gehört, daß er sich in der Partei unmittelbar betätigt hätte. Aus all diesen Gründen fällt es mir schwer, in ihm einen eigentlichen Aktivisten zu erblicken, wenngleich aktivistische Elemente in seinem Verhalten nicht ganz zu bestreiten sind.

Viel deutlicher indessen scheint mir der nutznießerische Charakter seiner publizistischen Existenz ausgeprägt zu sein. Ohne die Förderung durch die Organe des Dritten Reiches wäre er nie zu diesem Grade öffentlicher Sichtbarkeit und öffentlichen Anerkanntseins gelangt. Insbesondere hätten seine Bücher, wie schon bemerkt, ohne eine solche Förderung wohl nie ihre hohen Auflagenziffern erreicht. Auch die Theater hätten sich seinen Bühnenstücken nie in solchem Maße zur Verfügung gestellt, wenn nicht von oben her entsprechend nachgeholfen worden wäre. In wie hohem Grade die Presse angehalten wurde, ihm zu sekundieren, wird noch innerlich sein. Und auch in der Zeit vor der sogenannten Machtübernahme hat er Nutzen gezogen aus der nationalsozialistischen oder doch dem Nationalsozialismus verwandten Stimmung, die damals schon vielfach regierte.

Als Mitläufer wiederum stellt Koltenheyer sich mir insofern dar, als er wohl kaum von sich aus darauf verfallen wäre, eine nationalsozialistische Programmatik aufzustellen und zu vertreten. Erst der siegreiche Nationalsozialismus sah ihn in seinen Reihen, und auch da ist es nicht ohne Reibungen und retardierende Momente abgegangen.

Nach dem Grundsatz "in dubio pro reo" möchte ich im Falle Koltenheyers innerhalb dieses Mischtypus aus Aktivist, Nutznießer und Mitläufer das Hauptaugenmerk auf die beiden letztgenannten Kategorien richten dürfen. Dies umso mehr, als es sich ja nicht um eine Rache handeln soll, sondern um die notwendige Reinigung unseres geistigen und öffentlichen Lebens. Bei seinem sehr stark entwickelten Geltungsbedürfnis möchte ich glauben, das bisherige Ausgeschaltetsein aus dem geistigen Leben der Nation sei für ihn bereits eine sehr empfindliche Strafe gewesen. So würde seiner endgültigen Einstufung in die Gruppe II eine beträchtliche Härte innerohnen, nicht zuletzt im Vergleiche mit anderen, in der letzten Zeit ergangenen Urteilen, beispielsweise mit dem Umstande, daß, wie ich höre, Heinz Stegweil das Prädikat "entlastet" zuerkannt worden ist.

Ich hoffe, sehr geehrte Herren, Ihnen mit dieser Ausführungen dienlich gewesen zu sein, und

mit dem Ausdruck meiner ausgezeichneten  
Hochachtung, Ihr sehr ergebener

## Dokument V

### Zur geschichtlichen Problematik des preußisch-russischen Verhältnisses

Von  
*Werner Bergengruen*

Ein merkwürdiges Spiel der Anziehung und Abweisung hat zweihundert Jahre lang Preußen und Rußland miteinander verbunden. Es ist reizvoll, das Hin und Her der wechselseitigen Einflüsse zu betrachten. Ihre Domäne war das Gebiet der Politik und des Militärwesens.

Die russische Armee entstammt der Initiative Peters des Großen. Sie ist von Ausländern aufgebaut worden. Abgesehen von dem Schotten Gordon und dem Genfer le Fort spielten unter ihnen die Deutschen die erste Rolle. Davon zeugt noch heute eine Unzahl aus dem Deutschen übernommener militärischer Fachausdrücke, Jefrejtor für Gefreiter, Rotmistr für Rittmeister, Rota (Rotte) für Kompanie, Gauptwacha für Hauptwache, Schpizruty für Spießbruten, Reitusa für Reithose, Jefés für das Gefäß des Degens, ferner Unterofizér, Wachmistr, Fligeladjutant, Feldjeger, Feldscher, Feldfebel, Feldmarschal, Feierwerker etc. Im zivilen Bezirk entsprachen solchen Vokabeln die Worte Schtalmeister (Stallmeister), Obergofjegermeister (Oberhofjägermeister), Kamerger (Kammerherr), Kamerjunker, der wahrscheinlich noch heute gebräuchliche petrinisch-barocke „Parikmacher“ (Friseur, von Perückenmacher) und manche andere Worte.

Der preußische Einfluß begann erst nach der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und basierte auf der Faszination, die von Friedrich dem Großen ausging. Unter der Kaiserin Elisabeth schwankte die russische Politik zwischen Preußenfreundlichkeit und jener zum Teil persönlich bestimmten Feindschaft, die zuletzt Rußland ins Lager der großen Koalition führte. Elisabeths Tod und die Thronbesteigung Peters III. rettete Preußen vor dem Untergange. Peter, ein Vergötterer Friedrichs, wechselte die Front und schloß mit Preußen Frieden und Bündnis. Glücksfälle dieser Art im Angesicht einer mit den normalen Mitteln nicht mehr aufhaltbaren Katastrophe sind selten. Gern glaubt man, daß es eines Genies bedarf, um sie vom Himmel zu reißen. So mag man auch hier an Goethes Wort denken: „Wie sich Verdienst und Glück verketten ...“.

Der Stil der friderizianischen Armee kam in Rußland zur Herrschaft. Während der mehr als dreißigjährigen Regierung der großen Katharina trat er in den Hintergrund, unter ihrem Sohn Paul, der ebenfalls Friedrich anbetete, stellte der vorkatharinische Zustand sich wieder her.

Die Katastrophe von 1806 ließ das preußische Prestige sinken; an die Stelle der friderizianischen Faszination trat die napoleonische. Auf die Dauer jedoch mußte die französische Expansion zu jener russisch-preußischen Freundschaft

führen, die ein halbes Jahrhundert lang ein europäischer Faktor gewesen ist und im Ganzen, wenn man so will, freilich in progressiver Abschwächung, dreiviertel Jahrhunderte hindurch fortbestanden hat. An den Einfluß, den Nikolai I. auf die äußere, aber auch auf die innere Politik Friedrich Wilhelms III. und danach Friedrich Wilhelms IV. geübt hat, braucht man kaum zu erinnern. Der Berliner Kongreß von 1878 machte die herangereiften Interessengegensätze sichtbar. Rußland fühlte sich im Stich gelassen, und Bismarck galt als der Mann, der es gehindert hatte. Konstantinopel als den Preis seiner Siege sich einzuverleiben. Der letzte Ausläufer der alten preußisch-russischen Freundschaft war der Rückversicherungsvertrag von 1887. Nach Bismarcks Abgang wurde er nicht mehr erneuert, und die Bahn für das russisch-französische Bündnis war frei. Als späte Nachspiele mag man Vorgänge unseres Jahrhunderts gelten lassen: die in den zwanziger Jahren durch General Hans von Seeckt, Chef der deutschen Heeresleitung, angesponnenen Beziehungen zwischen Reichswehr und Roter Armee, auf Grund deren bestimmte deutsche Formationen, nicht zuletzt Flieger, hinter dem Rücken der vom Versailler Friedensvertrag bestellten Kontrollorgane in Rußland ausgebildet werden konnten, und zwanzig Jahre später die Tragödie, die satanische Komödie des allzu vertrauensselig zu Hitler übergetretenen Generals Wlassow und der Seinen.

Vielen der vom napoleonischen Regime verfolgten preußischen Patrioten gab Rußland Asyl. Eine Anzahl höherer preußischer Offiziere, darunter einige Männer von Bedeutung, trat in russische Dienste; sie haben in der russischen Kriegsgeschichte ihre Spuren hinterlassen, namentlich in der Art ihrer Generalstabsarbeit.

Alexander I. gehört zu den widerspruchsvollsten und daher psychologisch interessantesten Gestalten der neueren Geschichte. Er war hochherzig und uneigennützig, und das heißt: politisch unzulänglich; euphorisch und depressiv; aufrichtig fromm; eitel und seines Charmes bewußt; gutwillig und unzuverlässig, daher vergöttert und scharf kritisiert. In Träumen von Menschheitsbeglückung handelte er oft gegen die Interessen seines Landes. Es war ihm ernst um die große Aufgabe, die, wie er inbrünstig glaubte, die Vorsehung ihm gestellt hatte: nämlich die selbstlose Befreiung der europäischen Völker vom Joch Napoleons. Und in der Tat wäre diese Befreiung ohne ihn und ohne die ungeheuren Hilfsmittel seines Landes, die er im Glauben an seine Mission ein-, aber auch aufs Spiel setzte, unmöglich gewesen. Erst die spätere kleindeutsch-großpreußische Geschichtsschreibung hat die ausschlaggebende Rolle, die unter den Kontinentalmächten Rußland bei der Niederwerfung Napoleons auf sich genommen und durchgeführt hat, zu verkleinern oder zu vertuschen gesucht, denn anders hätte es sich nicht mit dem Selbstgefühl des neuen Reiches vertragen. Die Zeitgenossen aber fühlten anders, und der süddeutsche Demokrat Uhland sang:

„Rußland rief das stolze Wort: ‚Vorwärts!‘“

Preußen empfand und feierte Alexander mit Recht als seinen Retter. Und um wieviel nobler, strahlender, gütiger war dieser Retter als sein Großvater Peter III., ein halber Narr, der doch an Preußen am meisten den Korporalstock und dessen präzise Wirkungen bewundert hatte!

An die Stelle der friderizianischen und der napoleonischen Faszination war nun, allerdings von Osten nach Westen wirkend, die alexandrinische getreten, der die nikolaitische folgte, obwohl schon bestritten und allmählich verblasend; am längsten erhielt sie sich in der Armee und allen mit ihr und der Monarchie verbundenen Kreisen.

Soweit politisch bedingte Freundschaften zwischen Staaten, Armeen und Dynastien herzlich und aufrichtig sein können – die Grenzen dieser Möglichkeiten liegen auf der Hand –, so weit ist die preußisch-russische Freundschaft herzlich und aufrichtig gewesen. Zahllose Einzelbeispiele für die Popularität, die Rußland und sein Kaiser in Preußen genossen, ließen sich anführen.

Alexanders Bruder und späterer Nachfolger Nikolai I. heiratete die älteste Tochter des preußischen Königs. Das preußische Garderegiment Alexander, der Berliner Alexanderplatz erhielten das Andenken des Kaisers auf lange Zeiten. Einer Formation der russischen Garde, die bei Kulm in Böhmen den Preußen in entscheidender Weise zu Hilfe gekommen war, verlieh Friedrich Wilhelm III. en bloc das dem Eisernen Kreuz erster Klasse nachgebildete sogenannte Kulmer Kreuz, das von da an als Uniformbestandteil dieser Truppe getragen wurde; noch 1914 ist sie mit ihm ins Feld gegangen. Ein Mann aus der Familie meiner Mutter, russischer Oberst, später General, erhielt 1814 für die Erstürmung des Danziger Vororts Langfuhr den preußischen Orden Pour le mérite. Friedrich Wilhelm III. errichtete 1813 ein preußisches Gardedosakenregiment, bei dem als Freiwilliger, später als Offizier, der Urgroßvater meiner Frau, der Maler Wilhelm Hensel, die Befreiungskriege mitmachte. Es ist später in eins der Garde-Ulanenregimenter umgewandelt worden, und der Großvater meiner Frau, Sebastian Hensel, hat wiederum bei diesem sein Freiwilligenjahr abgedient. Die russische Armee hatte von der polnischen Namen, Uniform und Bewaffnung der Ulanen übernommen. Nach russischem Muster wurden nun auch in Preußen Ulanenregimenter aufgestellt. Sie bildeten mit den Kürassieren die schwere Kavallerie, die leichte setzte sich aus Dragonern und Husaren zusammen – auch das entsprach dem russischen Vorbild. Slawische Worte wie Litewka, Woylach, Tschapka, Ulanka wurden von den Preußen übernommen, ebenso die russischen Offizierssachselstücke (mit der Rangbezeichnung durch Sterne), die bis dahin in Preußen unbekannt gewesen waren, nun aber bis 1945 getragen wurden.

Nicht anders verhielt es sich mit dem Helm. Nikolai I. fand für die im türkischen Heer gebräuchliche Sturmhaube die europäische Form und machte diese in Rußland heimisch. Friedrich Wilhelm IV. übernahm sie von ihm für die preußische Armee. Man gab diesem Helm, dem romantischen Zeitgeist und vor allem den romantischen Neigungen des Königs zuliebe, die mittelalterliche

Bezeichnung Pickelhaube, und schon nach kurzer Zeit ist die Pickelhaube als ein urpreußisches, später als gesamtdeutsches Symbol empfunden worden. Den Weg von der Türkei über Rußland nach Preußen haben auch einige militärische Musikinstrumente genommen, Schellenbaum, Triangel, Becken: wahrscheinlich stammt daher die in der Armee beliebte Redensart „und die ganze Janitscharenmusik“ im Sinne von „alles Mögliche, alles was sonst noch in Frage kommt“. Türkisch-russischen Ursprungs war auch der preußische Waffenrock, der den langschößigen Uniformrock und Uniformfrack der frühen Biedermeierzeit ablöste und noch in den Anfangsjahren des Ersten Weltkrieges getragen wurde. Russischen, nikolaitischen Ursprungs ist endlich auch die preußisch-deutsche Mütze, sowohl die mit dem Schirm als auch das schirmlose „Krätzchen“ und die ebenfalls schirmlose Extramütze der berittenen Truppenteile. Alle diese Zusammenhänge waren in Deutschland wenig bekannt, auch beim Militär nicht. Das neudeutsche Nationalgefühl, das Ausländern und gar den vom Liberalismus gehaßten und verachteten Russen nichts zu verdanken haben wollte, verdrängte die Fakten. Erwähnte man dergleichen im Gespräch, so wurde man mit ungläubigem Erstaunen angesehen, und bald wurde das Thema gewechselt.

Es ist merkwürdig zu denken, daß in Deutschland der russische Uniformstil bis 1945 fortgelebt, aber auch heute noch, nachdem der angelsächsische sich durchgesetzt hat, noch nicht gänzlich erloschen ist. Allein schon die Tellermütze, die ja nicht nur zur soldatischen Uniform, sondern auch zu derjenigen der Polizei, der Eisenbahnbeamten etc. gehört, hält im heutigen Deutschland noch die Erinnerung an die nikolaitische Faszination fest. In Rußland selbst wurde die Uniform bereits im vorigen Jahrhundert umgestaltet: der erwachende Nationalismus schuf sich mit der an die russische Bauernkleidung sich anlehnenen neuen Uniform (Hemdbluse und Pluderhosen) den angemessen erscheinenden Ausdruck. Und doch erinnern auch noch in der Sowjetarmee die Offiziersachselstücke, die Tellermütze und zahllose weniger ins Auge fallende Einzelheiten, aber auch manche Züge der Organisation, der militärischen Umgangsformen usw. an die nikolaitische Epoche.

In der napoleonischen Zeit entwickelte sich die uns sonderbar anmutende, aber bis 1914 festgehaltene Gepflogenheit, daß dem preußischen König ein Russe, dem Zaren ein Preuße als persönlicher Militärbevollmächtigter zur Verfügung gegeben wurde; diese irrtümlich auch als Adjutanten bezeichneten Militärbevollmächtigten waren nicht bei der Regierung, sondern bei der Person des Monarchen akkreditiert – Ausdruck der persönlichen Freundschaft, welche die verbündeten Herrscher erfüllt hatte und auch auf die Nachfolger übergegangen war.

Noch mancher Einzelzüge wäre hier zu gedenken. Bis 1917 wurden die Offiziere und Mannschaften des in Brandenburg garnisonierenden Kürassierregiments Nr. 6, die in russische Gefangenschaft fielen, bevorzugt behandelt, denn Nikolai II. war gleich seinem Urgroßvater Nikolai I. Chef des Regiments, es

waren gewissermaßen seine Leute, und er sorgte für sie. Dem preußischen Ersten Garderegiment zu Fuß hatte Alexander I. eine russische Regimentsmusik zur Verfügung gestellt, für die Friedrich Wilhelm III. in den zwanziger Jahren bei Potsdam im russisch-bäuerlichen Stil vierzehn Blockhäuser und eine Kapelle errichten ließ, die Kolonie Alexandrowka. Schadow hatte bei Wannsee eine Peter-und-Pauls-Kirche im russischen Sakralstil zu bauen, und in ihrer Nähe steht das Nikolai I. zu Ehren benannte Blockhaus Nikolskoje, was von den Berlinern auf gut skandinavisch mit dem Ton auf der letzten Silbe „Nikolskö“ ausgesprochen wird, ohne Rücksicht darauf, daß der Russe ein „ö“ weder kennt noch auszusprechen vermag. Damals wurden in Preußen, speziell in Berlin, nachdem die Prinzessin Charlotte als russische Kaiserin nach ihrem Übertritt zur Orthodoxen Kirche den Namen Alexandra Feodorowna erhalten hatte, die Namen Fedor und Feodore beliebt. Fedor von Köppen war ein patriotischer Dichter des vorigen Jahrhunderts, dessen Balladen mich in meiner Kindheit entzückt haben. Eine Cousine meiner Frau hieß Feodore, und den seinerzeit sehr beliebten Romancier Fedor von Zobeltitz, einen alten Ulanenoffizier, habe ich noch gut gekannt. Niemand wußte, daß diese Vornamen nichts anderes waren als die falsch ausgesprochenen und falsch geschriebenen russischen Formen der Namen Theodor und Theodora.

Eine merkwürdige Folgeerscheinung der preußisch-russischen Freundschaft war ein Abkommen, nach welchem zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurteilte preußische Untertanen den russischen Behörden zum Abtransport nach Sibirien übergeben werden konnten. Preußen war die Leute los, den Russen waren sie als Arbeitskräfte zur Erschließung Sibiriens und, wenn eine spätere Begnadigung in Frage kam, als freie Ansiedler in Sibirien willkommen. Aber das Verfahren bewährte sich nicht, und nach einer Anzahl von Jahren wurde die Vereinbarung rückgängig gemacht.

Erfreulicher und folgenreicher war ein anderes zwischen Friedrich Wilhelm III. und seinem russischen Freunde getroffenes Abkommen.

Von Kennern der russischen Religiosität ist behauptet worden, insgeheim habe ein Drittel der rechtgläubigen Bevölkerung zu den vom Staat verbotenen, verfolgten oder gerade noch zur Not geduldeten Sekten gehört. Die Zahl mag übertrieben sein; daß die Sekten eine hohe Bedeutung hatten, steht fest. Untereinander waren sie sehr verschieden. Manche verwarfen das Priestertum, andere behielten es bei. Es gab rationalistische und mystische. Viele unterschieden sich in der Lehre nur wenig von der Staatskirche. Manche hatten abscheuliche Gebräuche, Selbstverstümmelung, Entmannung, Selbstverbrennung (die „feurige Taufe“), manche schnitten den Frauen die Brüste ab und trieben Fasten- und Geißlerwesen bis zu den widerwärtigsten Exzessen. Hier und da gab es Wiedergeburtssitten mit allgemeiner Promiskuität. Eid und Kriegsdienst wurden von vielen abgelehnt, und so war der Konflikt mit dem Staat gegeben.

Zum größten Teil gingen die russischen Sekten auf das siebzehnte Jahrhundert zurück. Damals galten ihnen Peter der Große und der Patriarch Nikon, in

deren Reformen sie eine sündhafte Abweichung erblickten, als zwei konkrete Erscheinungen des Antichristen. Das war auch die Meinung der Filipponen, die nach einem Mönch Filipp, dem Begründer ihrer Glaubensgemeinschaft, hießen. Später, nachdem Peter und Nikon wie jeder andere Mensch gestorben waren und sich mithin die Behauptung, sie seien gemeinsam der Antichrist, nicht wohl aufrecht erhalten ließ, wurde der Antichrist von ihnen mit dem Zeitgeist identifiziert. Den Filipponen wurden die typischen Sektierertugenden nachgerühmt. Ehrlichkeit, Fleiß, Mäßigkeit, fester Zusammenhalt, Reinheit des Familienlebens. Aber ihre feindliche Haltung gegenüber dem Staat und der Staatskirche zog ihnen manche Zurücksetzung und Bedrückung zu. Von ihnen und den ihnen verwandten Gruppen sind Teile nach Amerika, in die Türkei, in die Bukowina ausgewandert; doch waren solche Massenauswanderungen ohne die Hilfe des Staates kaum durchzuführen und blieben vereinzelt.

Im Geist der Heiligen Allianz kamen Alexander I. und Friedrich Wilhelm III. überein, daß Rußland einer bestimmten Anzahl von Filipponen die Auswanderung gestatten, Preußen sie aufnehmen und zur Urbarmachung eines Landstreifens in den großen masurischen Wäldern ansiedeln sollte. Man gab ihnen Land, Gerätschaften, Vieh, Saatgut, Bauholz und Geld. So entstanden die Filipponen-niederlassungen in Ostpreußen mit dem Hauptort Eckertsdorf oder Eckartowo, der nach dem preußischen Forstmeister Eckert, dem Leiter dieser Um- und Ansiedlung benannt wurde.

Im Herbst 1933 habe ich die Filipponengegend besucht, eine merkwürdige Enklave mitten im evangelischen Masuren. Von den Vorrechten, die den Einwanderern zugesichert worden waren, Freiheit von Militär- und Steuerpflicht, war nichts erhalten geblieben, und die Kinder mußten die deutsche Dorfschule besuchen. Doch war das religiöse Leben der Filipponen unangetastet geblieben, und die Luft, in der sie lebten, war russisch. Sie ergriff mich mit einer eigentümlichen Bezauberung.

Die Leute konnten wohl Deutsch und teilweise Masurisch, aber das Russische, das für sie nicht nur die Sprache der Väter, sondern auch die des Glaubens war, ließ sich nicht verdrängen. Russisch waren auch die Umgangsformen und Sitten. Neben ein paar neueren Ziegelbauten standen die russischen Blockhäuser. Im Dorfwirtshaus wurde der Tee auf die russisch-volkstümliche Art getrunken. Es roch nach Kohlsuppe. Ich begegnete echtrussischen Gesichtern, und auch in der Kleidung der Männer und Frauen erinnerte noch manches an ihr altes Mutterland. Oft glaubte ich auf russischem Boden zu stehen.

Die Filipponen haben keine Priester, nur eine Art von Ältesten oder Vorstehern. Wie in so vielen Sekten lebt auch bei ihnen die skrupulante Überzeugung von der tiefen Verderbtheit der menschlichen Natur und die Unfähigkeit zum Vertrauen auf die dennoch wirksame göttliche Gnade. Es gibt bei ihnen keine Kommunion, nicht weil sie ihrer nicht bedürftig, sondern weil sie ihrer nicht würdig zu sein glauben. Sie kennen nur die erste Hälfte des Kommuniongebets: „Herr, ich bin nicht würdig, daß du eingehst unter mein Dach“, nicht

jedoch die Fortsetzung: „– aber sprich nur ein Wort, so wird meine Seele gesund“.

Gebetsformen und Heiligenverehrung erinnern weitgehend an die der orthodoxen Kirche. Es bot sich mir keine Gelegenheit, an einem filipponischen Gottesdienst teilzunehmen, doch wurden mir alle Fragen freundlich und freimütig beantwortet.

Den stärksten Eindruck empfing ich vom filipponischen Nonnenkloster zur Heiligen Dreifaltigkeit. Es steht mir noch heute vor Augen, und kaum bin ich auf ein paar damals gemachte Notizen angewiesen, die sich zufällig bis heute bei mir erhalten haben. Das Kloster lag abseits des Dorfes in schwermütiger Einsamkeit auf einer Landzunge, die sich in den waldumgebenden Duß-See streckte. Die Kirche, die Klosterbauten waren ärmlich, aber alles atmete den Geist einer uralten, weltabgewandten und von der Welt vergessenen Frömmigkeit. Die einstöckigen, grauen Holzgebäude standen wie unbewohnt inmitten des verwilderten Friedhofs. Zwischen den vermorschten Grabkreuzen hoben sich altertümliche Bienenstöcke in die herbstliche Sonne. Von den vierundzwanzig Klosterfrauen, die, von drei Männern unterstützt, die zum Kloster gehörigen hundert Morgen Land bearbeiteten, habe ich zwei gesehen und gesprochen, alle anderen waren irgendwo weit draußen bei der Arbeit. Es waren abgearbeitete schwarzgekleidete, nicht mehr junge Weiberchen. Sie führten mich herum, und ich bewunderte die Selbstverständlichkeit, ja, Heiterkeit, mit der sie ihre freiwillige Armut ertrugen. Ich kaufte ihnen ein paar selbstgefertigte Andenken ab und machte ihnen beim Abschied ein Geldgeschenk. Ihre Danksagung war von rührender Herzlichkeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, so wurde mir erzählt, ist eine Anzahl von Filipponen nach Rußland zurückgekehrt; angeblich sei ihnen bei Warschau Land versprochen worden. Als ich in Eckartowo war, gab es dort achthundert Filipponen und ein paar hundert Angehörige der rechtgläubigen Kirche, zu der manche von den Sektierern zurückgekehrt waren. Überdies hatten sich nach dem Ersten Weltkrieg Flüchtlinge und russische Kriegsgefangene, welche die Rückkehr in die veränderte Heimat scheuten, in Eckartowo niedergelassen. So gab es denn außer dem hölzernen Nonnenkloster und der roten, backsteinernen Filipponenkirche noch ein drittes Gotteshaus, eine zweitürmige orthodoxe Kirche, weiß und blau, mit einem befremdlichen roten Ziegeldach. Ich besuchte den Popen, und er ließ merken, wie willkommen ihm in seiner Waldeinsamkeit mein Besuch war. Er bewirtete mich auf russische Art, er war ein ehemaliger Offizier, der nach dem Kriege die Weihen erhalten hatte und manches zu erzählen wußte.

Mir fehlen Nachrichten darüber, was in den letzten anderthalb Jahrzehnten aus Eckartowo und den anderen Filipponendörfern geworden ist. Für mich bedeuteten diese Niederlassungen das letzte Stückchen vom alten Rußland, bei dem ich habe zu Gast sein dürfen.

## Chronologie: Werner Bergengruen im Dritten Reich

- 1933 „Die Feuerprobe“  
„Der Teufel im Winterpalais“
- 1934 „Deutsche Reise“
- 1935 „Der Großtyrann und das Gericht“
- 1936 Übertritt zum katholischen Glauben.  
Umzug von Berlin nach Solln bei München.
- 1937 „Die drei Falken“  
„Der ewige Kaiser“  
August: Ausschluß aus der Reichsschrifttumskammer. „da Sie nicht geeignet sind, am Aufbau der deutschen Kultur mitzuwirken“.  
Weitere Publikationstätigkeit durch eine „jederzeit widerrufliche Sondergenehmigung“ als auslandsdeutscher Schriftsteller.
- 1939 „Der Tod von Reval“
- 1940 „Am Himmel wie auf Erden“  
Von dem Roman werden in zwei Monaten 25 000 Stück verkauft.  
Öffentliches Redeverbot.  
Begegnung mit Hans und Sophie Scholl.
- 1941 „Der spanische Rosenstock“  
„Die Heiraten von Parma“  
Auseinandersetzungen mit Parteidienststellen wegen der jüdischen Abstammung seiner Frau Charlotte, geb. Hensel.  
Neubearbeitung des Romans „Karl der Kühne“.  
September bis Dezember: Reisen zu Lesungen in kircheneigenen Räumen: Naumburg, Leipzig, Hannover, Freiberg, Chemnitz, Dresden, Berlin, Bielefeld, Lüneburg, ins Rheinland und nach Pommern.
- 1942 „Das Hornunger Heimweh“  
März: Vorträge in Leipzig, Berlin, Braunschweig, Paderborn, Essen, Gelsenkirchen, Köln, Heidelberg.  
19. September: Zerstörung des Wohnhauses in Solln durch eine Luftmine.

- Umzug in das Jagdhaus Schönburg am Achensee in Tirol.  
 „Schatzgräbergeschichte“  
 Schwedische Ausgabe von „Am Himmel wie auf Erden“
- 1943 Arbeit am „Compendium“.  
 Es entstehen zahlreiche, nach 1945 veröffentlichte Novellen und Gedichte.
- 1944 Januar: Lesereise nach Überlingen, Freiburg, Konstanz, Salem.  
 März: Lesungen in Wien und Salzburg.  
 Neufassung von „Herzog Karl der Kühne von Burgund“ (Auflage 50 000 Stück)  
 Niederländische Ausgabe von „Der Großtyrann und das Gericht“  
 Juni/Juli: Arbeit am Gedichtzyklus „Dies Irae“.  
 Arbeit am „Compendium“.
- 1945 Tod des Vaters auf der Flucht nach Berlin.  
 Januar: Gestellungsbefehl zu den Tiroler Standschützen (Volkssturm),  
 Entlassung wegen Kurzsichtigkeit.  
 „Geschichte Pfeffermanns des Jüngeren“  
 Juli: Hausbesetzung durch amerikanische Soldaten.  
 Dezember: „Dies Irae“  
 „Die Sultansrose“  
 Übersetzung von Tolstois „Kosaken“ und „Hadschi Murat“  
 „Das Beichtsigel“  
 Verhandlungen mit dem Verleger Peter Schifferli in Zürich.

# Literatur

Konrad *Ackermann*: Der Widerstand der Monatsschrift Hochland gegen den Nationalsozialismus. München 1965.

Claudia *Albert*: Schiller im Spannungsfeld von wissenschaftlicher und populärer Rezeption. In: Lothar Ehrlich/Jürgen John/Justus H. Ulbricht (Hrsg.): Das Dritte Weimar. Klassik und Kultur im Nationalsozialismus. Köln/Weimar/Wien 1999, S. 75–88.

Hans *Bänziger*: Werner Bergengruen. Weg und Werk. 4. Aufl. Bern/München 1983.

Hans *Bänziger*: Das Menschenbild bei Werner Bergengruen. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit. Berlin 1996, S. 37–44.

Jan-Pieter *Barbian*: Literaturpolitik im „Dritten Reich“. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder. Überarbeitete und aktualisierte Ausgabe. München 1995.

Jan-Pieter *Barbian*: Institutionen der Literaturpolitik im „Dritten Reich“. In: Günther Rüter (Hrsg.): Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus. Paderborn/München/Wien/Zürich 1997, S. 95–129.

Hans-Joachim *Beeskow*: „Er schrieb – an eines andern Statt, der niemals schrieb. Den frage weiter.“ Bemerkungen zu Leben und Werk von Kurt Ihlenfeld. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik. Berlin 2000, S. 403–414.

Gisela *Berglund*: Einige Anmerkungen zum Begriff der Inneren Emigration. Stockholm 1974.

Gisela *Berglund*: Der Kampf um den Leser im Dritten Reich. Die Literaturpolitik der „Neuen Literatur“ (Will Vesper) und der „Nationalsozialistischen Monatshefte“. Worms 1980.

Otto F. *Best*: „Widerspruch“ oder „Entsprechen“. Überlegungen zu gemeinsamen Randmotiven, Nebenzügen und Klischees in der Literatur von Nationalsozialismus, „Innerer Emigration“ und Exil. In: Wulf Koepke/Michael Winkler (Hrsg.): Deutschsprachige Exilliteratur. Studien zu ihrer Bestimmung im Kontext der Epoche 1930–1960. Bonn 1984, S. 215–227.

Dietrich A. *Binder* (Hrsg.): Bergengruens Briefe nach Graz. Zur konservativen Opposition in der Kriegszeit. In: Österreich in Geschichte und Literatur 27 (1983), S. 281–306.

J. *Birznieks*: Die Bedeutung des baltischen Hintergrunds in Werner Bergengruens Erzählungen. In: Acta Baltica 10 (1970), S. 157–209.

Ekkehard *Blattmann*: Waren Reinhold Schneider und Jochen Klepper Faschisten? Oder: Christliche Dichter im literarhistorischen Elend. In: Lothar Bossle (Hrsg.): Wirkungen des Schöpferischen. Festschrift für Kurt Herberts zum 85. Geburtstag. Würzburg 1986, S. 213–219.

Ekkehard *Blattmann*/Klaus *Mönig* (Hrsg.): Über den „Fall Reinhold Schneider“. München/Zürich 1990.

Ekkehard *Blattmann*: Reinhold Schneider – Militarisierung oder Passion. Frankfurt am Main 1992.

Ekkehard *Blattmann*: Reinhold Schneiders Ideenlaboratorium. Notate aus dem „Freiburger Kreis“ um Karl Färber und Reinhold Schneider. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 267–301.

Lothar *Bluhm*: Das Tagebuch zum Dritten Reich. Zeugnisse der Inneren Emigration von Jochen Klepper bis Ernst Jünger. Bonn 1991.

Maria Theodora Freifrau von dem *Bottlenberg-Landsberg*: Die „Weißen Blätter“ des Karl-Ludwig Freiherrn von und zu Guttenberg. Zur Geschichte einer Zeitschrift monarchistisch-religiöser Opposition gegen den Nationalsozialismus 1934–1943. Berlin 1990.

Christiane *Caemmerer*/Walter *Delabar* (Hrsg.): Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945. Opladen 1996.

Walter *Delabar*/Horst *Denkler*/Erhard *Schütz* (Hrsg.): Banalität mit Stil. Zur Widersprüchlichkeit der Literaturproduktion im Nationalsozialismus. Bern/Berlin/Frankfurt am Main/New York/Paris/Wien 1999.

Walter *Delabar*/Horst *Denkler*/Erhard *Schütz* (Hrsg.): Spielräume des einzelnen. Deutsche Literatur in der Weimarer Republik und im Dritten Reich. Berlin 1999.

Klaus *van Delft*: Kritische Apologie des Nationalsozialismus: Hans Grimms Konservative Revolution? In: Jörg Thunecke (Hrsg.): Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus. Bonn 1987, S. 255–277.

Friedrich *Denk*: Die Zensur der Nachgeborenen. Zur regimiekritischen Literatur im Dritten Reich. Weilheim 1995.

Friedrich *Denk*: Regimiekritische Literatur im Dritten Reich. Eine Problemskizze. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit. Berlin 1996, S. 11–33.

Friedrich *Denk*: „Das Buch muß abgelehnt werden“. Notizen zu Gertrud Fusseneggers „Mohrenlegende“. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Grenzüberschreitungen. Festschrift für Gertrud Fussenegger. München 1998, S. 157–169.

Horst *Denkler*: Zur ideologischen Physiognomie der Zeitschrift „Das Innere Reich“. In: Ders. und Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 382–405.

Horst *Denkler*/Eberhard *Lämmert* (Hrsg.): „das war ein Vorspiel nur ...“. Berliner Colloquium zur Literaturpolitik im Dritten Reich. Berlin 1985.

Horst *Denkler*/Karl *Prümm* (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976.

Felix *Dirsch*: Das „Hochland“ – Eine katholisch-konservative Zeitschrift zwischen Literatur und Politik 1903–1941. In: Hans-Christof Kraus (Hrsg.): Konservative Zeitschriften zwischen Kaiserreich und Diktatur. Fünf Fallstudien. Berlin 2003, S. 45–96.

Anselm *Doering-Manteuffel*: Katholizismus und Wiederbewaffnung. Die Haltung der deutschen Katholiken gegenüber der Wehrfrage 1948–1955. Mainz 1981, S. 165–170.

Kai *Dohnke*/Dietrich *Stein* (Hrsg.): Gustav Frenssen in seiner Zeit. Von der Massenliteratur im Kaiserreich zur Massenideologie im NS-Staat. Heide 1997.

Richard *van Dülmen*: Katholischer Konservatismus oder die „soziologische“ Neuorientierung. Das „Hochland“ in der Weimarer Zeit. In: Zeitschrift für bayerische Landesgeschichte 36 (1973), S. 254–303.

Rolf *Düsterberg*: Völkermord und Saga-Dichtung im Zeichen des „Großgermanischen Reiches“. Hanns Johsts Freundschaft mit Heinrich Himmler. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der Literatur 24 (1999), S. 88–133.

Rolf *Düsterberg*: „Gesegnete Vergänglichkeit“. Hanns Johsts literarische „Vergangenheitsbewältigung“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 120 (2001), S. 612–633.

Heidrun *Ehrke-Rotermund*/Erwin *Rotermund*: Literarische Innere Emigration und literarischer Widerstand. In: Viktor Žmegač (Hrsg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd. 3/1: 1918–1945. Königstein/Ts. 1984, S. 355–384.

Heidrun *Ehrke-Rotermund*/Erwin *Rotermund*: Zwischenreiche und Gegenwelten. Texte und Vorstudien zur „Verdeckten Schreibweise“ im „Dritten Reich“. München 1999.

Wolfgang *Emmerich*: Die Literatur des antifaschistischen Widerstandes in Deutschland. In: Horst Denkler/Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 427–458.

Günter *Erbe*: Die verfermte Moderne. Die Auseinandersetzung mit dem „Modernismus“ in Kulturpolitik, Literaturwissenschaft und Literatur in der DDR. Opladen 1993.

Christian *Ferber*: Die Seidels. Geschichte einer bürgerlichen Familie 1811–1977. Stuttgart 1979.

Robert *Ferguson*: Knut Hamsun. Leben gegen den Strom. Biographie. München 1990.

Manfred *Franke*: Jenseits der Wälder. Der Schriftsteller Ernst Wiechert als politischer Redner und Autor. Vierow 2003.

Steven Fuller *Nyole*: The Nazi's Literary Grandfather. Adolf Bartels and Cultural Extremism, 1871–1945. Bern/Frankfurt am Main/New York 1996.

Günther *Gillessen*: Auf verlorenem Posten. Die Frankfurter Zeitung im Dritten Reich. Berlin 1986.

Sebastian *Graeb-Könnecker*: Autochthone Modernität. Eine Untersuchung der vom Nationalsozialismus geförderten Literatur. Opladen 1996.

Reinhold *Grimm*: Im Dickicht der inneren Emigration. In: Horst Denkler und Karl Prümm (Hrsg.): Die deutsche Literatur im Dritten Reich. Themen, Traditionen, Wirkungen. Stuttgart 1976, S. 406–426.

J. F. G. *Grosser* (Hrsg.): Die große Kontroverse. Ein Briefwechsel um Deutschland. Hamburg/Gent/Paris 1963.

Jutta *Grossner*: Der Fall Rheinhold Schneider. In: Gerhard Hay (Hrsg.): Zur literarischen Situation 1945–1949. Kronberg 1977, S. 227–239.

N. Luise *Hackelsberger-Bergengruen* (Hrsg.): Werner Bergengruen – Reinhold Schneider. Briefwechsel. Freiburg/Basel/Wien 1966.

N. Luise *Hackelsberger*: Werner Bergengruen im Dritten Reich. In: Hinrich Siefken und Hildegard Vieregge (Hrsg.): Resistance to National Socialism. Kunst und Widerstand. Forschungsergebnisse und Erfahrungsberichte. München 1995, S. 67–88.

N. Luise *Hackelsberger*: Charlotte Hensel und „Ein Jüngling, der sich Dichter nannte ...“. In: Mendelssohn-Studien 13 (2003), S. 291–297.

N. Luise *Hackelsberger*: Das Wort als Waffe. Werner Bergengruen, Carl Muth und der Kreis um die Zeitschrift „Hochland“ im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 103–116.

Winfried *Halder*: Auch ein weites Feld. Nationalsozialismus, deutsche Literatur und Schriftsteller im Spiegel neuerer Forschungen. In: Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft 40 (1995), S. 273–285.

Winfried *Halder*: Exilrufe nach Deutschland: Die Rundfunkreden von Thomas Mann, Paul Tillich und Johannes R. Becher 1940–1945. Analyse, Wirkung, Bedeutung. Münster 2002.

- Winfried *Halder*: Sehnsucht nach universaler Gerechtigkeit. Zum Verhältnis von „Innerer Emigration“ und Exil während des Dritten Reiches. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Berlin 2003, S. 173–195.
- Ulrike *Hass*: Militante Pastoralie. Zur Literatur der antimodernen Bewegungen im frühen 20. Jahrhundert. München 1993.
- Jürgen *Hillesheim*: „Heil dir Führer! Führ' uns an ...“. Der Augsburgener Dichter Richard Euringer. Würzburg 1995.
- Jürgen *Hillesheim*/Elisabeth *Michael*: Lexikon nationalsozialistischer Dichter. Biographien – Analysen – Bibliographien. Würzburg 1993.
- W. Scott *Hoerle*: Hans Friedrich Blunck. Poet and Nazi Collaborator, 1888–1961. Oxford/Bern/Berlin/Brüssel/Frankfurt am Main/New York/Wien 2003.
- Daniel *Hoffmann*: Die Wiederkunft des Heiligen. Literatur und Religion zwischen den Weltkriegen. Paderborn/München/Wien/Zürich 1998.
- Albert J. *Hofstetter*: Werner Bergengruen im Dritten Reich. Diss. Freiburg/Schweiz 1968.
- Norbert *Hopster*/Petra *Josting*: Literaturlenkung im „Dritten Reich“. Eine Bibliographie. 2 Bde. Hildesheim/Zürich/New York 1993–1994.
- Manfred *Jürgensen*: Das fiktionale Ich. Untersuchungen zum Tagebuch. Bern/München 1979.
- Theoderich *Kampmann*: Das verhüllte Dreigestirn. Werner Bergengruen, Gertrud von le Fort, Reinhold Schneider. Paderborn 1973.
- Uwe-Karsten *Ketelsen*: Klaustrophobie im Kloster Lippoldsberg. Hans Grimms Roman „Volk ohne Raum“: Ein Bilderbuch rechter Ideologie in Deutschland. In: Ders.: Literatur und Drittes Reich. Schernfeld 1992, S. 199–215.
- Doris *Kirchner*: Doppelbödige Wirklichkeit. Magischer Realismus und nicht-faschistische Literatur. Tübingen 1993.
- Günther *Klemm*: Werner Bergengruen. 4. Aufl. Wuppertal 1958.
- Annette *Kliwer*: Die Mutter als „Wurzel der Gemeinschaft“. Ina Seidels „Wunschkind“ als Wende zum NS-Mutterroman. In: Diskussion Deutsch 23 (1992), S. 426–437.
- Gerd *Koch*: Dichtertage bei Hans Grimm, Autor des Romans „Volk ohne Raum“, Lippoldsberg an der Weser. In: Ders. (Hrsg.): Literarisches Leben, Exil und Nationalsozialismus. Frankfurt am Main 1996, S. 93–151.
- Thomas *Koebner*: Die Schuldfrage. Vergangenheitsverweigerung und Lebenslügen in der Diskussion 1945–1949. In: Ders.: Unbehaute. Zur deutschen Literatur in der Weimarer Republik, im Exil und in der Nachkriegszeit. München 1992, S. 320–351.
- Cordula *Koepcke*: Reinhold Schneider. Eine Biographie. Würzburg 1993.
- Cordula *Koepcke*: „Es war nur eine kurze Oderfahrt ...“. Der schlesische Dichter Jochen Klepper. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Schlesien. Literarische Spiegelungen im Werk der Dichter. Berlin 2000, S. 76–96.
- Cordula *Koepcke*: Konservative Schriftsteller im Nationalsozialismus. Eine (preußische) Alternative. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 37–53.
- Wulf *Koepke*: Die Ausweglosigkeit der Nicht-Emigration. Jochen Klepper und die Verfolgung eines Patrioten. In: Claus-Dieter Krohn/Erwin Rotermond/Lutz Winckler/Wulf Koepke (Hrsg.): Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933–1945. München 1994, S. 70–81.

Elisabeth *Kraus*: Die Familie Mosse. Deutsch-jüdisches Bürgertum im 19. und 20. Jahrhundert. München 1999.

Elisabeth *Kraus*: Rudolf Mosse. Vom Weltkrieg zum Pressezaren. In: Günther Schulz (Hrsg.): Geschäft mit Wort und Meinung. Medienunternehmer seit dem 18. Jahrhundert. München 1999, S. 77–100.

Hans-Christof *Kraus*: Innere Emigration und preußische Idee. Das Beispiel Jochen Klepper. In: Patrick Bahners und Gerd Roellecke (Hrsg.): Preußische Stile. Ein Staat als Kunststück. Stuttgart 2001, S. 447–466.

Claus-Dieter *Krohn*/Erwin *Rotermund*/Lutz *Winckler*/Wulf *Koepke* (Hrsg.): Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933–1945. München 1994.

Frank-Lothar *Kroll*: Geschichtserfahrung und Gegenwartsdeutung bei Werner Bergengruen. In: Ders. (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit. Berlin 1996, S. 45–63.

Frank-Lothar *Kroll*: Bergengruen, Werner. In: Caspar von Schrenck-Notzing (Hrsg.): Lexikon des Konservatismus. Graz/Stuttgart 1996, S. 60–62.

Frank-Lothar *Kroll*: Dichtung als Kulturvermittlung. Der Schriftsteller Werner Bergengruen. Filderstadt 1997.

Frank-Lothar *Kroll*: Dichtung als Kulturvermittlung. Über einen Grundaspekt im Schaffen Werner Bergengruens. In: Ders. (Hrsg.): Flucht und Vertreibung in der Literatur nach 1945. Berlin 1997, S. 103–121.

Frank-Lothar *Kroll*: Utopie als Ideologie. Geschichtsdenken und politisches Handeln im Dritten Reich. Paderborn/München/Wien/Zürich, 2. Aufl. 1999.

Frank-Lothar *Kroll*: Die Reichsidee im Nationalsozialismus. In: Franz Bosbach/Hermann Hiery/Christoph Kampmann (Hrsg.): Imperium, Empire, Reich. Ein Konzept politischer Herrschaft im deutsch-britischen Vergleich. München 1999, S. 179–196.

Frank-Lothar *Kroll*: Kultur, Bildung und Wissenschaft im 20. Jahrhundert. München 2003.

Frank-Lothar *Kroll*: Das Deutschlandbild Werner Bergengruens im Spiegel seiner Tagebücher. In: Zuckmayer-Jahrbuch 7 (2004), S. 187–210.

Frank-Lothar *Kroll*/Matthias *Flothow* (Hrsg.): Vergangenheit vergegenwärtigen. Der historische Roman im 20. Jahrhundert. Leipzig 1998.

Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): Werner Bergengruen und Otto von Taube. Neustadt/Aisch 1999.

Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik. Berlin 2000.

Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003.

Frank-Lothar *Kroll* (Hrsg.): Europäische Dimensionen deutsch-baltischer Literatur. Berlin 2004.

Hermann *Kurze*: Der ausgeträumte Traum vom Reich. Reinhold Schneider und die konservative Revolution. In: Neue Rundschau 90 (1979), S. 215–233.

Rainer *Lächele*: „Germanisches“ Christentum und die Protestanten im deutschen Kaiserreich – die Kontroverse um Gustav Freyssens Roman „Hilligenlei“. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte 93 (1995), S. 27–46.

Dietmar *Lieser*: Zwischen Distanz und Affinität. Anmerkungen zu Josef Pontens Weg in den Faschismus. In: Bernd Kortländer (Hrsg.): Literaturpreise. Literaturpolitik und Literatur am Beispiel der Region Rheinland/Westfalen. Stuttgart/Weimar 1998, S. 101–122.

Dietrich A. *Loeber*: Diktierte Option. Die Umsiedlung der Deutsch-Balten aus Estland und Lettland 1939–1941. Neumünster 1972.

Siegfried *Lokatis*: Hanseatische Verlagsanstalt. Buchmarketing im „Dritten Reich“. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens 38 (1992), S. 1-189.

Marion *Mahlmann*: „Das Innere Reich“. Analyse einer konservativen Kulturzeitschrift im Dritten Reich. Bonn 1978.

Thomas *Mann*/Frank *Thiess*/Walter von *Molo*: Ein Streitgespräch über die äußere und die innere Emigration. Dortmund 1946.

Bernhard *Martin*: Dichtung und Ideologie. Völkisch-nationales Denken im Werk Rudolf Georg Bindings. Frankfurt am Main/Bern/New York 1986.

Hans *Mayer*: Konfrontation der inneren und äußeren Emigration. In: Reinhold Grimm/Jost Hermand (Hrsg.): Exil und Innere Emigration. Frankfurt am Main 1972, S. 75–87.

Pirmin A. *Meier*: Form und Dissonanz. Reinhold Schneider als historiographischer Schriftsteller. Frankfurt am Main/Bern/Las Vegas 1978.

Peter *Meinhold*: Reinhold Schneider – ein Mann des Widerstandes. In: Saeculum 30 (1979), S. 264–279.

Volker *Michels*: Zwischen Duldung und Sabotage – Hermann Hesse und der Nationalsozialismus. In: Martin Pfeiffer (Hrsg.): Hermann Hesse und die Politik: in der Beziehung zur Zukunft bleiben. Bad Liebenzell 1992, S. 95–111.

Regina *Mosbach*: Die Ohnmacht der Verzweiflung. „Innere Emigration“ am Beispiel Otto von Taubes. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 55–74.

Klaus *Oettinger*: „Getrennt auf ewig, für alle Zeit Feinde!“ Wilhelm von Scholz und die Juden. In: Allmende 24/25 (1989), S. 153–165.

Michael *Philipp*: Distanz und Anpassung. Sozialgeschichtliche Aspekte der Inneren Emigration. In: Claus-Dieter Krohn/Erwin Rotermund/Lutz Winckler/Wulf Koepke (Hrsg.): Aspekte der künstlerischen Inneren Emigration 1933–1945. München 1994, S. 11–30.

Joel *Pottier*: Der Widerstand der deutschen christlichen Dichter gegen den Nationalsozialismus am Beispiel Gertrud von le Forts und Werner Bergengruens. In: Lothar Bossle/Joel Pottier (Hrsg.): „... aus einer chaotischen Gegenwart hinaus...“. Gedenkschrift für Hermann Kunisch. Paderborn 1996, S. 151–182.

Ernst G. *Riemschneider*: Der Fall Klepper. Eine Dokumentation. Stuttgart 1975.

Hans von *Rimscha*: Werner Bergengruens Schreibtischerinnerungen und sein Verhältnis zur Geschichte. In: Baltische Hefte 9 (1962/63), S. 17–21.

Walter T. *Rix*: Zivilisationskritik im Werk Ernst Wiecherts. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Wort und Dichtung als Zufluchtsstätte in schwerer Zeit. Berlin 1996, S. 87–113.

Georg *Ruppelt*: Schiller im nationalsozialistischen Deutschland. Der Versuch einer Gleichschaltung. Stuttgart 1979.

Hans *Sarkowicz*: Zwischen Sympathie und Apologie. Der Schriftsteller Hans Grimm und sein Verhältnis zum Nationalsozialismus. In: Karl Corino (Hrsg.): Intellektuelle im Bann des Nationalsozialismus. Hamburg 1980, S. 120–135.

Hans *Sarkowicz*/Alf *Mentzer*: Literatur in Nazi-Deutschland. Ein biographisches Lexikon. Erweiterte Neuauflage. Hamburg/Wien 2002.

Hans Dieter *Schäfer*: Die nichtnationalsozialistische Literatur der jungen Generation im Dritten Reich. In: Ders.: Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945. 3. Aufl. München/Wien 1983. S. 7–54.

Hans Dieter *Schäfer*: Zur Periodisierung der deutschen Literatur seit 1930. In: Ders.: Das gespaltene Bewußtsein. Über deutsche Kultur und Lebenswirklichkeit 1933–1945. 3. Aufl. München/Wien 1983. S. 55–71.

Hans Dieter *Schäfer*: Kultur als Simulation. Das Dritte Reich und die Postmoderne. In: Günther Rüter (Hrsg.): Literatur in der Diktatur. Schreiben im Nationalsozialismus und DDR-Sozialismus. Paderborn/München/Wien/Zürich 1997. S. 215–245.

Gerd *Schatzner*: Der Traum vom Reich in der Mitte. Bruno Brehm. Eine monographische Darstellung zum operationalen Charakter des historischen Romans nach den Weltkriegen. Frankfurt am Main/Berlin/Bern 1996.

Michael *Scheffel*: Magischer Realismus. Die Geschichte eines Begriffs und ein Versuch seiner Bestimmung. Tübingen 1990.

Peter *Schifferli* (Hrsg.): Dank an Werner Bergengruen. Zürich 1962.

Annette *Schmollinger*: „Intra muros et extra“. Deutsche Literatur im Exil und in der Inneren Emigration. Ein exemplarischer Vergleich. Heidelberg 1999.

Ralf *Schnell*: Literarische Innere Emigration 1933–1945. Stuttgart 1976.

Ralf *Schnell*: Innere Emigration und kulturelle Dissidenz. In: Richard Löwenthal und Patrik von zur Mühlen (Hrsg.): Widerstand und Verweigerung in Deutschland 1933–1945. Berlin/Bonn 1982. S. 211–225.

Ralf *Schnell*: Zwischen Anpassung und Widerstand. Zur Literatur der Inneren Emigration im Dritten Reich. In: Thomas Bremer (Hrsg.): Europäische Literatur gegen den Faschismus 1922–1945. München 1986. S. 15–32.

Ralf *Schnell*: Dichtung in finsternen Zeiten. Deutsche Literatur und Faschismus. Reinbek 1998.

Günter *Scholdt*: Autoren über Hitler. Deutschsprachige Schriftsteller 1919–1945 und ihr Bild vom „Führer“. Bonn 1993.

Günter *Scholdt*: „Ein Geruch von Blut und Schande?“ Zur Kritik an dem Begriff und an der Literatur der Emigration im Innern. In: Wirtschaft und Wissenschaft 2 (1994). S. 23–28.

Günter *Scholdt*: „Den Emigranten nach außen entsprechen die Emigranten im Innern.“ Kasacks Diktum und die Kritik an einem Begriff. In: Helmut John/Lonny Neumann (Hrsg.): Hermann Kasack – Leben und Werk. Symposium 1993 in Potsdam. Frankfurt am Main 1994. S. 99–109.

Günter *Scholdt*: Heiße Eisen. Ostdeutsche Schriftsteller und ihr Umgang mit heiklen Themen im Dritten Reich. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik. Berlin 2000. S. 13–34.

Günter *Scholdt*: Ernst Wiechert. Ein ostpreußischer Konservativer und die Republik von Weimar. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Ostpreußen. Facetten einer literarischen Landschaft. Berlin 2001. S. 117–135.

Günter *Scholdt*: Kein Freispruch zweiter Klasse. Zur Bewertung nichtnazistischer Literatur im „Dritten Reich“. In: Ulrike Weiß (Red.): Zur Diskussion: Zuckmayers „Geheimreport“ und andere Beiträge zur Zuckmayer-Forschung (Zuckmayer-Jahrbuch. Bd. 5). Göttingen 2002. S. 127–177.

Günter *Scholdt*: Deutsche Literatur und Drittes Reich. Eine Problemskizze. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Die totalitäre Erfahrung. Deutsche Literatur und Drittes Reich. Berlin 2003, S. 13–34.

Franz *Schonauer*: Deutsche Literatur im Dritten Reich. Versuch einer Darstellung in polemisch-didaktischer Absicht. Olten/Freiburg 1961.

Egon *Schwarz*: Hermann Hesse und der Nationalsozialismus. In: Sigrid Bauschinger/Albert Reh (Hrsg.): Hermann Hesse. Politische und wirkungsgeschichtliche Aspekte. Bern 1986, S. 55–71.

Klaus von *See*: Das Schlagwort vom „nordischen Menschen“. In: Ders.: Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen. Heidelberg 1994, S. 207–232, 383–391.

Hellmut *Seier*: Kollaborative und oppositionelle Momente der inneren Emigration Jochen Kleppers. In: Jahrbuch für die Geschichte Mittel- und Ostdeutschlands 8 (1959), S. 319–347.

Elisabeth *Sobota*: Das Menschenbild bei Bergengruen. Einführung in das Werk des Dichters. Zürich 1962.

Kurt *Sonthheimer*: Thomas Mann und die Deutschen. München 1961.

Rolf *Stöver*: Protestantische Kultur zwischen Kaiserreich und Stalingrad. Porträt der Zeitschrift „Eckart“ 1906–1943. München 1982.

Jörg *Thuncke* (Hrsg.): Leid der Worte. Panorama des literarischen Nationalsozialismus. Bonn 1987.

Werner *Volke* (Hrsg.): Das „Innere Reich“ 1934–1944. Eine Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Marbach 1983.

Klaus *Vondung*: Der literarische Nationalsozialismus. Ideologische, politische und sozialhistorische Wirkungszusammenhänge. In: Karl Dietrich Bracher/Manfred Funke/Hans-Adolf Jacobsen (Hrsg.): Nationalsozialistische Diktatur 1933–1945. Eine Bilanz. Düsseldorf 1983, S. 245–269.

Peter *Wagner*: Die Kontinuität des Trivialen. Hans Friedrich Blunck (1888–1961). In: Christiane Caemmerer/Walter Delabar (Hrsg.): Dichtung im Dritten Reich? Zur Literatur in Deutschland 1933–1945. Opladen 1996, S. 245–264.

Adelheid *Westhoff* (Bearb.): Das „Innere Reich“ 1934–1944. Eine Zeitschrift für Dichtung, Kunst und deutsches Leben. Verzeichnis der Beiträge. Marbach 1983.

Werner *Wilk*: Werner Bergengruen. Berlin 1968.

Günter *Wirth*: „Solche ständige Verbindung mit der Heimat hätte auch ihren tiefen Sinn.“ Der Schlesier Jochen Klepper und sein dichterisches Gegenbild zum Nationalsozialismus. In: Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Deutsche Autoren des Ostens als Gegner und Opfer des Nationalsozialismus. Beiträge zur Widerstandsproblematik. Berlin 2000, S. 415–436.

Günter *Wirth*: Literarische Geschichtsdeutung im Umfeld der „Inneren Emigration“ (Werner Bergengruen, Reinhold Schneider, Jochen Klepper). In: Matthias Flothow/Frank-Lothar Kroll (Hrsg.): Vergangenheit vergegenwärtigen. Der historische Roman im 20. Jahrhundert. Leipzig 1998, S. 31–50.

# Register

## Personenregister

- Adenauer, Konrad (1876–1967), von 1949 bis 1963 Bundeskanzler der Bundesrepublik Deutschland 224 f.
- Alexander der Große (356–323 v. Chr.), makedonischer König und Feldherr 245
- Alexander I. Pawlowitsch (1777–1825), von 1801 bis 1825 russischer Zar 273 f., 276 f.
- Alverdes, Paul (1897–1979), deutscher Schriftsteller, von 1934 bis 1944 Mitherausgeber der Zeitschrift „Das innere Reich“ 129, 258
- Anacker, Heinrich (1901–1971), nationalsozialistischer Propagandaschriftsteller 113
- Äschylus (525–456 v. Chr.), griechischer Dichter 41
- Bakunin, Michail Alexandrowitsch (1814–1876), russischer Anarchist und Revolutionär 215
- Bartels, Adolf (1862–1945), deutscher Schriftsteller, Vertreter einer völkischen, antisemitischen und rassistisch-biologischen Literaturauffassung 113, 122 ff., 125
- Bergengruen, Charlotte, geb. Hensel (1896–1990), Ehefrau Werner Bergengruens 168, 252, 267
- Bethmann Hollweg, Theobald von (1856–1921), deutscher Politiker, von 1909 bis 1917 Reichskanzler 65
- Binding, Rudolf G. (1867–1938), deutscher Schriftsteller 111 f.
- Bismarck, Otto, Graf (seit 1865), dann Fürst (seit 1871), von (1815–1898), preußischer und deutscher Staatsmann 52, 86, 125, 195, 223, 232, 273
- Boem, Walter (1868–1951), deutscher Schriftsteller 35
- Blunck, Hans Friedrich (1888–1961), nationalsozialistischer Schriftsteller, von 1933 bis 1935 erster Präsident der Reichsschrifttumskammer 113 ff., 201
- Bock, Feodor von (1880–1945), deutscher Militär 101
- Böhme, Herbert (1907–1971), nationalsozialistischer Propagandadichter 113
- Bonsels, Waldemar (1880–1952), deutscher Schriftsteller 35
- Bora, Katharina von (1499–1552), Ehefrau Martin Luthers 265 f.
- Brecht, Bertolt (1898–1956), deutscher Schriftsteller 202, 217 f.
- Brehm, Bruno (1892–1974), österreichischer Schriftsteller 56
- Burte, Hermann (1879–1960), deutscher Schriftsteller völkischer Prägung 113
- Cervantes Saavedra, Miguel de (1547–1616), spanischer Dichter 41
- Chamberlain, Neville (1869–1940), britischer Premierminister von 1937 bis 1940 190
- Charlotte (1798–1860), Prinzessin von Preußen, als Alexandra Feodorowna von Rußland Gattin des Zaren Nikolaus I. 274, 276
- Claudius, Hermann (1878–1980), deutscher Schriftsteller völkisch-nationalsozialistischer Prägung 113, 154 f., 159
- Claudius, Matthias (1740–1815), deutscher Dichter 154
- Clemens von Alexandrien (ca. 150–210), griechischer Kirchenschriftsteller 48
- Conti, Leonardo (1900–1945), von 1939 bis 1944 „Reichsgesundheitsführer“ und Leiter des Hauptamts für Volksgesundheit 187
- Courths-Mahler, Hedwig (1867–1950), deutsche Unterhaltungsschriftstellerin 35
- Cromwell, Oliver (1599–1658), englischer Militär und Diktator 67, 82, 268
- Dahn, Felix (1834–1912), deutscher Schriftsteller, Historiker und Rechtslehrer 33, 122

- Dante Alighieri (1265–1321), italienischer Dichter 41
- Darwin, Charles (1809–1882), britischer Naturwissenschaftler 240
- Diederichs, Eugen (1867–1930), deutscher Verleger 118
- Dostojewski, Feodor M. (1821–1881), russischer Schriftsteller 69, 141
- Du Bois-Reymond, Emil (1818–1896), deutscher Naturforscher und Physiologe 45
- Dwinger, Edwin Erich (1898–1981), völkisch-nationalsozialistischer Schriftsteller 203, 254
- Ebers, Georg (1837–1898), deutscher Ägyptologe, Professor in Jena und Leipzig 134
- Ebers, Hermann (1881–1955), deutscher Maler und Illustrator 135, 138
- Ebert, Friedrich (1871–1925), von 1913 bis 1919 Vorsitzender der SPD, danach bis 1925 Reichspräsident 197
- Eckart, Dietrich (1866–1923), völkischer Publizist und Schriftsteller, Gründer des „Völkischen Beobachters“, früher Förderer Hitlers und Rosenbergs 38
- Eichendorff, Joseph von (1788–1857), deutscher Dichter 41, 45, 216
- Elisabeth Petrowna (1709–1762), von 1741 bis 1762 russische Zarin 245, 272
- Ernst, Paul (1866–1933), deutscher Schriftsteller, Novellist 141
- Euringer, Richard (1891–1953), deutscher Schriftsteller 119f.
- Fallersleben, August Heinrich Hoffmann von (1798–1874), deutscher Schriftsteller und Germanist 33, 59
- Fechter, Paul (1880–1958), deutscher Schriftsteller und Literaturkritiker 113
- Fontane, Theodor (1819–1898), deutscher Schriftsteller 238
- Frenssen, Gustav (1863–1945), deutscher Schriftsteller, Verfasser vielgelesener Heimat- und Bauernromane 124ff.
- Freytag, Gustav (1816–1895), deutscher Schriftsteller 235
- Frick, Wilhelm (1877–1946), nationalsozialistischer Politiker, von 1933 bis 1943 Reichsminister des Innern 159, 265
- Friedrich I. (1371–1440), Burggraf von Nürnberg und seit 1415 Kurfürst von Brandenburg 96
- Friedrich II., der Große (1712–1786), von 1740 bis 1786 König von Preußen 52, 64, 140, 272
- Friedrich Wilhelm, der Große Kurfürst (1620–1688), von 1640 bis 1688 Kurfürst von Brandenburg 96
- Friedrich Wilhelm I. (1688–1740), von 1713 bis 1740 König von Preußen 96, 261–265
- Friedrich Wilhelm III. (1770–1840), von 1797 bis 1840 König von Preußen 36, 273f., 276
- Friedrich Wilhelm IV. (1795–1861), von 1840 bis 1861 König von Preußen 273
- Galen, Clemens August Graf (1878–1946), seit 1933 Bischof von Münster 168
- Geibel, Emanuel (1815–1884), deutscher Schriftsteller 59
- George, Stefan (1868–1933), deutscher Dichter 37, 54
- Goebbels, Joseph (1897–1945), nationalsozialistischer Politiker und Propagandist, Präsident der Reichskulturkammer und Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda 90, 109f., 139, 160, 170, 229
- Göring, Hermann (1893–1946), nationalsozialistischer Politiker 104, 110f.
- Goethe, Johann Wolfgang (1749–1832), deutscher Dichter 45, 49, 62, 107, 134, 229, 239
- Goetz, Bruno (1885–1954), deutsch-baltischer Schriftsteller, Freund Werner Bergengruens 118
- Grimm, Hans (1875–1959), völkischer Schriftsteller 148, 150ff., 158ff., 203
- Gutenberg, Johannes (um 1400–1468), Erfinder des Buchdrucks 168
- Guttenberg, Karl Ludwig Freiherr zu (1902–1945), deutscher Publizist und Gegner des Nationalsozialismus 236
- Hamsun, Knut (1859–1952), norwegischer Schriftsteller, Literaturnobelpreisträger 1920 117f.
- Hartleben, Otto Erich (1864–1905), deutscher Schriftsteller 87
- Hauptmann, Gerhart (1862–1946), deutscher Schriftsteller 112, 238

- Hebbel, Friedrich (1813–1863), deutscher Dramatiker 123
- Heine, Heinrich (1797–1856), deutscher Schriftsteller 123
- Heinrich IV. (1050–1106), von 1056 bis 1106 deutscher König und seit 1084 Römischer Kaiser 120
- Heinrich XI., „der Löwe“ (1129–1195), Herzog von Bayern und Sachsen 140
- Henlein, Konrad (1898–1945), sudetendeutscher Politiker, Führer der „Sudetendeutschen Heimatfront“ 155 f.
- Hensel, Sebastian (1830–1898), Sohn der Komponistin Fanny Mendelssohn-Bartoldy, Großvater von Bergengruens Frau Charlotte 274
- Hensel, Wilhelm (1794–1861), deutscher Maler, Ehemann der Komponistin Fanny Mendelssohn-Bartoldy 274
- Herzog, Rudolf (1869–1943), deutscher Schriftsteller 35, 153, 155
- Heß, Rudolf (1894–1987) nationalsozialistischer Politiker, von 1933 bis 1941 Stellvertreter Hitlers 134
- Hesse, Hermann (1877–1962), deutscher Schriftsteller 174
- Heuß, Theodor (1884–1963), von 1949 bis 1959 Bundespräsident der Bundesrepublik Deutschland 197
- Heydebrand und der Lasa, Ernst von (1851–1924), deutscher konservativer Politiker 86
- Heyse, Paul (1830–1914), deutscher Schriftsteller, Nobelpreisträger 1910 238
- Himmler, Heinrich (1900–1945), nationalsozialistischer Politiker, seit 1929 Reichsführer der SS, später auch Chef der deutschen Polizei und seit 1943 Reichsminister des Innern 170, 265
- Hindenburg, Paul von Beneckendorff und von (1847–1934), deutscher Militär und Politiker, von 1925 bis 1934 Reichspräsident 102, 197, 244
- Hitler, Adolf (1889–1945), „Führer und Reichskanzler“ des nationalsozialistischen Deutschlands 52 ff., 67, 74, 90, 94 f., 101 f., 108 ff., 115, 118, 127, 129, 133, 139, 155 f., 157, 189 f., 193, 197, 224, 229, 244, 251–258, 263, 269, 273
- Hölderlin, Friedrich (1770–1843), deutscher Dichter 213
- Hofmannsthal, Hugo von (1874–1929), österreichischer Schriftsteller 123
- Hoffmann, Ernst Theodor Amadeus (1776–1822), deutscher Schriftsteller, Maler und Komponist 144
- Huch, Ricarda (1864–1947), deutsche Schriftstellerin und Historikerin 37
- Hugenberg, Alfred (1865–1951), deutscher Industrieller und Politiker 87, 94, 232
- Hupka, Herbert (geb. 1915), deutscher Vertriebenenpolitiker 253 f., 257 f.
- Hutten, Ulrich von (1488–1523), Reichsritter und Humanist 140
- Ibsen, Henrik (1828–1906), norwegischer Schriftsteller 238
- Ihlenfeld, Kurt (1901–1972), deutscher Schriftsteller, von 1933 bis 1943 Herausgeber der Zeitschrift „Eckart“ 136
- Joachim I. Nestor (1484–1535), von 1499 bis 1535 Kurfürst von Brandenburg 94
- Johst, Hanns (1890–1978), deutscher Schriftsteller, von 1935 bis 1945 Präsident der Reichsschrifttumskammer 115
- Kästner, Erich (1899–1974), deutscher Schriftsteller 202
- Kafka, Franz (1883–1924), deutsch-jüdischer Prager Schriftsteller 265
- Kant, Immanuel (1724–1804), deutscher Philosoph 38, 100
- Kapp, Wolfgang (1858–1922), deutscher Jurist und Politiker 99
- Katharina II. (1729–1796), von 1762 bis 1796 russische Zarin 272
- Kerr, Alfred (1867–1948), deutscher Publizist, Schriftsteller und Theaterkritiker 202, 269
- Kesten, Hermann (1900–1996), deutscher Schriftsteller 217
- Klepper, Jochen (1903–1942), deutscher evangelischer Schriftsteller 168, 249, 259–268
- Koeppen, Fedor von (1830–1904), deutscher Unterhaltungsschriftsteller 276
- Körner, Theodor (1791–1813), deutscher patriotischer Schriftsteller 131
- Kolbenheyer, Erwin Guido (1878–1962), deutscher Schriftsteller, Hauptvertreter eines russischen Biologismus 113, 126 ff., 202, 254, 249, 269 ff.

- Krapotkin, Peter Fürst (1842–1921), russischer Anarchist und Revolutionär 215
- Kraus, Karl (1874–1936), österreichischer Schriftsteller 54
- Kröger, Erhard (1905–1987), Vorsitzender der NS-Gruppe der deutschen Volksgruppe in Lettland, nach der Umsiedlung 1939 „Landesleiter“ und Sprecher der Deutschbalten 156
- Kube, Wilhelm (1887–1943), völkischer und nationalsozialistischer Politiker, seit 1941 Generalkommissar für Weißruthenien 119
- Lenin, Wladimir Iljitsch, eigentlich Uljanow (1870–1924), Führer der russischen Bolschewiki, ab 1922 Staatsoberhaupt der Sowjetunion 215
- Ley, Robert (1890–1945), nationalsozialistischer Politiker, Gründer und Leiter der „Deutschen Arbeitsfront“ (DAF) sowie der Organisation „Kraft durch Freude“ (KdF) 119
- Liliencron, Detlev von (1844–1909), deutscher Schriftsteller 41
- Löns, Hermann (1866–1914), deutscher Schriftsteller 130 ff.
- Ludendorff, Erich (1865–1937), deutscher Militär und Politiker 46, 52 f., 57
- Luther, Martin (1483–1546), deutscher Reformator und Begründer des Protestantismus 52 f., 59, 100, 140, 245, 261
- Lutze, Victor (1890–1943), nationalsozialistischer Politiker, seit 1934 Stabschef der SA 119
- Mann, Thomas (1875–1955), deutscher Schriftsteller, Nobelpreisträger 1929 174 ff.
- Mechow, Karl Benno von (1897–1960), deutscher Schriftsteller, von 1934 bis 1944 Mitherausgeber der Zeitschrift „Das innere Reich“ 129
- Meißner, Otto (1880–1953), deutscher Ministerialbeamter 196
- Meyer, Conrad Ferdinand (1825–1898), schweizer Schriftsteller 31, 238
- Meyrink, Gustav (1868–1932), österreichischer Schriftsteller 124
- Miegel, Agnes (1879–1964), deutsche Schriftstellerin 56
- Mörike, Eduard (1804–1875), deutscher Schriftsteller 45
- Molden, Ernst (1886–1953), österreichischer Publizist und Verleger 138
- Molo, Walter von (1880–1958), deutscher Schriftsteller 174
- Moltke, Helmuth, Graf (seit 1870) von (1800–1891), preußischer und deutscher Militär 52
- Mosse, Rudolf (1843–1920), Berliner Zeitungsverleger 50, 235
- Mozart, Wolfgang Amadeus (1756–1791), österreichischer Komponist, Hauptmeister der Wiener Klassik 265
- Münchhausen, Börries von (1874–1945), deutscher Lyriker und Balladendichter 34
- Müntzer, Thomas (ca. 1489–1525), deutscher Reformator und Sozialrevolutionär 105
- Mussolini, Benito (1883–1945), italienischer Politiker, Gründer und Führer der faschistischen Bewegung 62 f.
- Muth, Carl (1867–1944), deutscher Journalist 72
- Nadler, Josef (1884–1963), österreichischer Germanist, Vertreter einer nach stammesgeschichtlichen Gesichtspunkten wertenden Literaturbetrachtung 113
- Napoleon I. Bonaparte (1769–1821), französischer Kaiser von 1804 bis 1814/15 193, 273, 275
- Naumann, Friedrich (1860–1919), deutscher Politiker und Publizist 54
- Nietzsche, Friedrich (1844–1900), deutscher Philosoph 44
- Nikolaus I. Pawlowitsch (1796–1855), von 1825 bis 1855 russischer Zar 273–276
- Nikolaus II. Alexandrowitsch (1868–1918), von 1894 bis 1917 russischer Zar 275
- Nikon (1605–1681), von 1652 bis 1666 Patriarch von Moskau 276 f.
- Origines (ca. 185–253), griechischer Kirchenschriftsteller 48
- Papen, Franz von (1879–1969), deutscher Politiker 94
- Paul I. Petrowitsch (1754–1801), von 1796 bis 1801 russischer Zar 272

- Pechel, Rudolf (1882–1961), deutscher Journalist und Publizist 238 f., 264, 267
- Peter I., der Große (1672–1725), von 1682 bis 1725 russischer Zar 272, 276 f.
- Peter III. (1728–1762), 1762 russischer Zar 272, 274
- Petljura, Symon (1879–1926), ukrainischer Politiker, unternahm 1920 einen vergeblichen Versuch zur Befreiung der Ukraine von der Sowjetherrschaft 196
- Philipp II. (1527–1598), von 1556 bis 1598 König von Spanien 36
- Pinder, Wilhelm (1878–1947), deutscher Kunsthistoriker 53
- Platon (427–347 v. Chr.), griechischer Philosoph 49
- Pleyer, Kleo (1898–1942), Gründungsmitglied des „Reichsinstituts für die Geschichte des neuen Deutschlands“, seit 1937 Professor für Geschichte in Königsberg 153
- Pleyer, Wilhelm (1901–1974), sudeten-deutscher nationalsozialistischer Schriftsteller 152, 158
- Pohl, Gerhart (1902–1966), deutscher Schriftsteller 266
- Ponten, Josef (1883–1940), deutscher Schriftsteller 150 ff., 157
- Preradovic, Paula von (1887–1951), österreichische Schriftstellerin 138
- Rehberg, Hans (1901–1963), deutscher Dramatiker und Hörspielautor 254, 257
- Robakidse, Grigol (1884–1962), georgischer Schriftsteller 118
- Rodenberg, Julius (1831–1914), deutscher Schriftsteller und Publizist, Gründer und Herausgeber der „Deutschen Rundschau“ 237 f.
- Rosenberg, Alfred (1893–1946), nationalsozialistischer Politiker und Ideologe, Verfasser des „Mythus des 20. Jahrhunderts“ 66, 76
- Schadow, Johann Gottfried (1764–1850), deutscher Bildhauer 276
- Schaffner, Jakob (1875–1944), schweizer Schriftsteller 105 ff.
- Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph von (1775–1854), deutscher Philosoph 45
- Scherl, August (1849–1921), deutscher Zeitungsverleger 87
- Schiller, Friedrich (1759–1805), deutscher Dichter 36, 140
- Schmitt, Carl (1888–1985), deutscher Staats- und Völkerrechtslehrer 189
- Schneider, Reinhold (1903–1958), deutscher Schriftsteller, Freund Werner Bergengruens 36, 77, 160 ff., 168, 198, 230 ff., 236
- Scholz, Wilhelm von (1874–1969), deutscher Schriftsteller 142 f., 203
- Schopenhauer, Arthur (1788–1860), deutscher Philosoph 45
- Schröder, Rudolf Alexander (1878–1962), deutscher Schriftsteller, Essayist und Übersetzer 265
- Schwarzenstein, Herbert Mumm von (1898–1945), Legationssekretär, als Teilnehmer am Widerstand gegen Hitler hingerichtet 196
- Seeckt, Hans von (1866–1936), deutscher Militär 273
- Seidel, Heinrich Wolfgang (1876–1945), deutscher Schriftsteller 133
- Seidel, Ina (1885–1974), deutsche Schriftstellerin 133 ff., 136 ff., 203, 253–258
- Seidel, Willy (1887–1934), deutscher Schriftsteller 135
- Siemens, Werner von (1816–1892), Begründer der Elektrotechnik 44 ff.
- Skoropadskij, Pawel (1873–1945), russischer Offizier, amtierte nach der deutsche Besetzung der Ukraine 1918 als „Hetman“ („oberster Heerführer“) 196
- Sonka, Pseudonym für den österreichischen Schriftsteller Hugo Sonnenschein (1890–1953) 211 f.
- Soyka, Otto (1882–1955), österreichischer Schriftsteller 211
- Spengler, Oswald (1880–1936), deutscher Philosoph 42 f.
- Spinoza, Baruch de (1632–1677), niederländischer Philosoph 127
- Stalin, Jossif Wissarionowitsch, eigentlich Dschugaschwili (1879–1953), sowjetischer Politiker, seit 1922 Generalsekretär des ZK der KPdSU 118
- Steguweit, Heinz (1897–1964), nationalsozialistischer Schriftsteller 113, 254
- Steiner, Rudolf (1861–1925), Begründer der Anthroposophie 54
- Storm, Theodor (1817–1888), deutscher Schriftsteller 238

- Streicher, Julius (1885–1946), Politiker der NSDAP, Gründer und Herausgeber des antisemitischen Wochenblatts „Der Stürmer“ 156
- Suhrkamp, Peter (1891–1959), deutscher Verleger 134
- Taube, Otto von (1879–1973), deutschbaltischer Schriftsteller, Freund Werner Bergengruens 123
- Tertullian (ca. 150–225), lateinischer Kirchenschriftsteller 48
- Thun-Hohenstein, Paul (1884–1963), österreichischer Schriftsteller 71 ff.
- Toller, Ernst (1893–1939), deutscher Schriftsteller 110, 123
- Tolstoi, Leo N. (1828–1910), russischer Schriftsteller 41, 211
- Treitschke, Heinrich von (1834–1896), deutscher Historiker und politischer Publizist 31, 105
- Tumler, Franz (1912–1998), österreichischer Schriftsteller 258
- Uexküll, Woldemar Freiherr von (1860–1952), deutschbaltischer Schriftsteller 157
- Vesper, Will (1882–1962), nationalsozialistischer Schriftsteller 113
- Virchow, Rudolf (1821–1902), deutscher Pathologe und liberaler Politiker 240
- Wagner, Richard (1813–1883), deutscher Komponist 54, 105
- Wartenburg, Ludwig Yorck von (1759–1830), preußischer Militär 103
- Wehner, Josef Magnus (1891–1973), deutscher Schriftsteller, Verfasser heroisierender Kriegerromane 113, 258
- Werfel, Franz (1890–1945), deutscher Schriftsteller 123
- Werner, Anton von (1843–1915), deutscher Historienmaler 105
- Weygand, Maxime (1867–1965), französischer General 246
- Widukind (743-ca. 807), Herzog von Sachsen, Heerführer der heidnischen Sachsen im Kampf gegen Karl den Großen 140
- Wiechert, Ernst (1887–1950), deutscher Schriftsteller 35, 146 ff.
- Wilhelm II. (1859–1941), von 1888 bis 1918 deutscher Kaiser und König von Preußen 162
- Wittstock, Erwin (1899–1962), rumänien-deutscher Schriftsteller 150 f.
- Winnitschenko, Wladimir Kirillowitsch (1880–1951), Präsident der 1918 gebildeten ukrainischen Direktorialregierung 196
- Wlassow, Andrej (1901–1946), russischer Militär, 1942 von Stalin abgefallen 273
- Wolfskehl, Karl (1869–1948), deutscher Schriftsteller 37
- Ziegler, Leopold (1881–1958), deutscher Philosoph 134
- Zillich, Heinrich (1898–1988), rumänien-deutscher Schriftsteller 151, 203, 258
- Zobeltitz, Fedor von (1857–1934), deutscher Unterhaltungsschriftsteller und Journalist 276

# Sach-, Orts-, Organisations-, Werks- und Zeitungsregister

- Abendland 40, 62, 88  
Abessinien 63  
Achenkirch 200  
Adel 79 f., 95 f.  
„Alldeutscher Verband“ 160  
„Allgemeiner Deutscher Sprachverein“ 209  
Allgemeine Wehrpflicht 99  
*Am Himmel wie auf Erden* (1940) 67  
Antike 48  
Auslandsdeutsche 149, 151, 153, 156
- Balkan 47  
Baltentum, Baltikum 61, 97, 107, 108, 134 f., 138, 148, 156, 164, 197 f., 222, 224, 229, 233  
Banater Schwaben 116  
Bauerntum 220  
Bayern 91  
„Bayerische Akademie der Künste“ 256, 258  
„Bekennende Kirche“ 68, 158, 263  
Belgien 65  
Berlin 37, 58, 77, 106, 134, 147  
„Berliner Kongreß“ (1878) 273  
„Berliner Tageblatt“ 235  
„Berliner Zeitung“ 131 f.  
Biedermeierzeit 240  
Böhmen 148 f.  
Braunau 133  
Braunschweig 133, 253
- „Cherubinischer Wandersmann“ 162  
China 49, 78, 243  
Christianisierung 47 f.
- „Das Bayerische Vaterland“ 236  
*Das große Alkahest* (1926) 229, 244  
„Das Innere Reich“ 129  
„Das Schwarze Korps“ 97  
Demokratie 51, 214, 227 f.  
*Der ewige Kaiser* (1937) 70–77, 173, 195  
*Der Großtyrann und das Gericht* (1935) 65 ff.  
*Der Starost* (1938) 229  
„Der Sturm“ 236  
*Des Knaben Plunderhorn* (1934) 244  
„Die Aktion“ 236  
„Die Grenzboten“ 235  
*Die Heiraten von Parma* (1940) 50  
*Die Irae* (1945) 173  
*Die Schnur um den Hals* (1935) 50  
„Die Weltbühne“ 236  
„Deutsche Allgemeine Zeitung“ 65, 166  
Deutscher Bund 42  
*Deutsche Reise* (1934) 51 f., 195 f.  
„Deutsche Rundschau“ 237 ff., 239  
Deutschland  
– deutsche Frage 194  
– deutsche Sprache 209  
– Nationalcharakter 35, 38, 60–64  
– Nationalgefühl 57, 68, 208 f.  
– Obrigkeitsstaat 32  
Dreißigjähriger Krieg 213  
Dresden 169
- Emigranten, Emigration 32, 174–181, 217, 224, 226 f., 239, 261  
England 47, 58, 69, 82, 93, 117, 129 f., 160, 194, 215, 243  
– deutsch-englisches Verhältnis 160  
Entnazifizierung 201 ff., 225 f., 254 f., 257  
Erster Weltkrieg 43 f., 52, 79, 95, 105 f., 114, 124, 143, 172, 207, 228, 238, 240  
– Kriegsdichtung 41  
– Kriegserlebnis 1914/18 41, 130, 147  
– Seekrieg 133  
Euthanasie 187  
Exil 52  
Expressionismus 223, 236
- Faschismus 62 f., 208, 210, 218  
Filipponen 277 f.  
Fortschrittsoptimismus 81  
„Frankfurter Zeitung“ 71, 167  
Frankreich 63, 69, 93, 141  
Freiburg 160 ff., 169, 230, 232  
Freiheit, Freiheitsbegriff 33, 216, 220, 228  
Freikorps 197
- Gablonz 148 ff., 155–158  
„Geheime Staatspolizei“ 71, 73 f., 75, 104, 169, 181, 212  
Georgien 118  
Germanentum, Germanismus 47, 128  
– Edda 47 f.

- germanische Dichtung 48
- germanische Religion 47f.
- Schlacht im Teutoburger Wald 55
- Geschichte
- Epochenperiodisierung 245
- Geschichtsdeutung 40, 43, 49, 198, 207, 214
- Geschichtsdichtung 36
- Geschichtsfälschungen 143
- Geschichtsfatalismus 193f.
- Heilsgeschichte 61, 163
- Kirchengeschichte 34
- Reichsgeschichte 52
- Völkergeschichte 49f.
- Weltgeschichte 36, 49f.
- Goten 47
- Graz 71, 76
- Griechen, Griechentum 78
- „Große Kontroverse“ (Mann-Molo) 174 ff.
- Gründerzeit 238
  
- Hamburg 114
- Hannover 130, 132
- Heimat, Heimatgefühl 223f.
- Heimatkunst 124
- Hiroschima 241, 245
- historischer Roman 194
  
- „Innere Emigration“ 179f., 224
- Imperialismus 160
- Individualismus 31, 219
- Israel 163
- Italien 47, 61, 78, 85, 209f., 214, 223, 239f.
- Nationalismus 209f.
  
- Japan 84f.
- Juden, Judentum 31, 49, 53f., 57, 61, 122f., 143, 194, 208, 252, 260, 264
- Holocaust 186f.
- „Jugend“ 236
- Jugendbewegung 130, 222f.
  
- Kaisertum, Kaiseridee 74
- Kellogg-Pakt 184
- Kiew 196f.
- „Kladderadatsch“ 235
- Kollektivschuld 144ff.
- Kolonialliteratur 148, 151
- Kolonialpolitik 160
- Kommunismus, Bolschewismus 219, 227, 234f., 243, 246
  
- Königsberg 153
- Königsidee, Königtum 263f.
- Konservatismus 36, 38f., 51, 68, 81, 85 ff., 195, 205, 207, 227, 232f., 244
- DNVP 39, 85 ff., 232
- Jungkonservative 87
- Kowno 197
- „Kreuzzeitung“ 87, 236
- Kultur, Kulturbegriff 44
- Kulturpessimismus 221
- „Kyffhäuserbund“ 131
  
- Leipzig 169
- Liberalismus 36
- Lippoldsberg 159
- Litauen 197
- London 164
- Lüneburger Heide 131f.
  
- Märchen, Märchendichtung 56
- Marignano 246
- Masuren 277
- Meistersingerzeit 109
- Militär, Militarismus 38
- Reichswehr 98f., 132
- Minderheiten, Minoritäten 148f., 156
- Minnesinger 213
- Mittelalter 57, 213
- Monarchie, monarchischer Gedanke 39f., 81, 83, 96, 107, 227, 240
- monarchische Restauration 40
- Moskau 151, 245
- München 71, 75f., 77, 134f., 147, 152, 168, 175, 202
- „Münchener Neueste Nachrichten“ 111, 126, 129
  
- Nationalitätenprinzip, Nationalismus 32f., 41, 57 ff., 159, 208 ff., 216, 232f.
- Nationalsozialismus 80ff., 88
- Hitler-Stalin-Pakt 110
- Konzentrationslager 82
- Literaturbetrieb 113 ff., 169f.
- Literaturgeschichtsschreibung 122f., 171
- Machtergreifung 94f., 124
- ‚Neonazismus‘ 226, 234
- Nürnberger Gesetze 112
- SA 94
- SS 74, 97, 101, 104
- Thingstätten 120f.
- Weltherrschaftspläne 60

- Naturalismus 124, 238  
 „Neue Freie Presse“ 138  
 „Neue Rundschau“ 238  
 Niederlande 47  
 Niedersachsen 132  
 Nihilismus 36  
 Nordischer Gedanke 210  
 Norwegen 117  
 Nürnberg 74, 90  
 Nürnberger Prozesse 182 ff., 190, 197  
  
 Oschatz 181  
 Osnabrück 169  
 Österreich 70 f., 74, 90 f., 96, 157, 169,  
 171, 211, 229, 231  
 Ostpreußen 277  
  
 Papsttum 39  
 Partikularismus 60 f.  
 Patriotismus, Vaterlandsgefühl 195, 223 f.,  
 261 f.  
 Pöbel, Proletariat 79, 83, 192, 243  
 Polen 61, 246  
 Portugal 78  
 Potsdam 81, 94  
 Prag 211  
 Preußen, Preußentum 38 f., 55, 58, 85 ff.,  
 91, 95, 104, 223, 245, 261–265, 272–278  
 – Militarismus 207  
 – Offizierkorps 95–104  
 – Tugenden 38 f.  
 – und Rußland 272–278  
 Protestantismus 138, 265  
  
 Reich, Reichsbegriff 40  
 – Heiliges Römisches Reich 74  
 Reichenberg 152  
 „Reichskonkordat“ (1933) 81  
 Reichskulturkammer 72, 109  
 „Reichspogromnacht“ 188  
 Reichspropagandaministerium 72 ff., 76,  
 110, 131 f., 139 f., 169 f., 264  
 Reichsschrifttumskammer 72, 76 f., 115 f.  
 „Reichsstelle zur Förderung des deutschen  
 Schrifttums“ 76  
 Reval 155  
 Revolutionen 31 f., 196  
 – Französische Revolution 32, 73, 208,  
 215  
 – Russische Revolution 32, 215  
 Riga 155 f.  
 Rom 63, 209, 234, 241  
  
 Romantik 31  
*Römisches Erinnerungsbuch* (1949) 196  
 „Rückversicherungsvertrag“ (1887) 273  
 Rußland 32, 54, 69, 78, 82, 90, 101, 139,  
 182 f., 206, 224 f., 244, 272–278  
 – Orthodoxie 276 ff.  
 – und Preußen 272–278  
  
 Sachsen 64  
 ‚Schuldfrage‘ (nach 1945) 204  
 Schweden 78  
 Schweiz 105 f., 171, 205 ff., 246  
 – Frontisten-Bewegung 106  
 – schweizer Freiheit 205 ff.  
 – schweizer Neutralität 105  
 Sibirien 276  
 Siebenbürger Sachsen 107, 150  
 „Simplizissimus“ 236  
 Solln 126 ff., 130, 269 f.  
 Sowjetunion 148, 151  
 Sozialdemokratie, Sozialdemokraten  
 114 f., 154  
 Spanien 47, 63, 82  
 Spruchkammerverfahren (nach 1945)  
 202, 254, 269 f.  
 „Stahlhelm“ 131  
 Ständeordnung 219  
 Straßburg 106  
 ‚Stunde Null‘ (1945) 165 f., 170 f., 200 ff.  
 Südafrika 151  
 Sudetendeutsche 108, 128, 149, 152, 154,  
 156, 158  
 Südtirol 108  
  
 „Tägliche Rundschau“ 236  
 Technik, Technisierung 44  
 Totalitarismus 214 ff., 219 ff., 227  
 Tschechoslowakei 128, 148 f.  
 Türkei 78, 274 f.  
  
 Ukraine 196  
 Universalismus 60 f.  
 USA 47, 78, 99 f., 175, 215  
  
 „Verein für das Deutschtum im Ausland“  
 116, 150  
 Völkerbund 148 ff.  
 Völkerrecht 185  
 „Völkischer Beobachter“ 66, 122  
 „Vossische Zeitung“ 235  
  
 Warschau 246

- Weimar 106  
 – Dichtertagungen 113  
 Weimarer Republik  
 – Dolchstoßlegende 34, 54  
 – Kapp-Putsch 99  
 – Ostorientierung 69  
 – Verfassung 185  
 – Volksabstimmung 1920 55  
 „Weiße Blätter“ 236  
 Weltverschwörungspobien 55  
 Widerstand 69 f., 163 ff., 168 ff., 171 ff.,  
 178 f., 199 f., 227, 238 f., 263  
 Wiederbewaffnung 225  
 Wien 71, 73 f., 75, 211 f.  
 Wiesbaden 151  
 Wilhelminismus 64  
 „Wilhelm-Raabe-Preis“ (1947) 253 f.,  
 256  
 Winniza 196 f.  
 ‚Wirtschaftswunder‘ 226, 242  
 Wohnungsbau 220 f.  
 Wolgadeutsche 151 f.  
 Zabern 64  
 Zeitrechnung 208  
 Züchtungsutopie 219  
 Zweiter Weltkrieg 79, 92  
 – Kriegsverbrechen 185  
 – Rußland-Feldzug 1941 65  
 – Schuldfrage 184



